

Theorie und Systematik materialer Textkulturen

Materiale Textkulturen

Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 933

Herausgegeben von
Ludger Lieb

Wissenschaftlicher Beirat:
Jan Christian Gertz, Markus Hilgert, Hanna Liss,
Bernd Schneidmüller, Melanie Trede
und Christian Witschel

Band 46.1

Theorie und Systematik materialer Textkulturen



Abschlussband des SFB 933

Herausgegeben von
Nikolaus Dietrich, Ludger Lieb und Nele Schneidereit

DE GRUYTER

Diese Publikation ist im Heidelberger Sonderforschungsbereich 933 ‚Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften‘ entstanden. Der SFB 933 wird durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanziert.

Dieser Band erscheint zugleich in einer englischen Fassung (Band 46.2).

ISBN 978-3-11-129169-7

e-ISBN (PDF) 978-3-11-129222-9

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-129249-6

ISSN 2198-6932

DOI <https://doi.org/10.1515/9783111292229>



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

Die Creative Commons-Lizenzbedingungen für die Weiterverwendung gelten nicht für Inhalte (wie Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.), die nicht im Original der Open-Access-Publikation enthalten sind. Es kann eine weitere Genehmigung des Rechteinhabers erforderlich sein. Die Verpflichtung zur Recherche und Genehmigung liegt allein bei der Partei, die das Material weiterverwendet.

Library of Congress Control Number: 2023936802

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 bei den Autorinnen und Autoren, Zusammenstellung © 2023 Nikolaus Dietrich, Ludger Lieb und Nele Schneiderei, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston.
Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.

Redaktion und Satz: Nicolai Doltt (Sonderforschungsbereich 933, Heidelberg)

Einbandabbildung: Glasgemälde im Kloster Ebstorf aus dem 16. Jh. (Credo). Foto von Sabine Wehking, Ausschnitt und Bearbeitung von Nicolai Doltt. © Kloster Ebstorf. Siehe auch: Deutsche Inschriften, Bd. 76, Lüneburger Klöster, Nr. 169 (Sabine Wehking), www.inschriften.net, urn:nbn:de:0238-di076g013k0016906.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Dank

Das Gelingen eines Sonderforschungsbereichs verdankt sich der Mühe, Sorgfalt und Offenheit vieler einzelner Personen. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus unterschiedlichen Fachkulturen lassen sich aufeinander ein, entwickeln gemeinsame Fragestellungen und Ideen und müssen diese in einer Sprache formulieren, die sie untereinander verstehen, die in der jeweiligen Disziplin anschlussfähig ist und dort weiterwirken kann. Der vorliegende Band ist das Ergebnis dieser langjährigen Bemühungen im SFB 933 ‚Materiale Textkulturen‘ an der Universität Heidelberg.

Als Herausgeber:innen danken wir den 55 Autorinnen und Autoren herzlich für die unermüdliche Arbeit, die sie in das gemeinsame Schreiben dieses Bandes investiert haben. Besonderer Dank gilt dabei den jeweils als erste genannten Hauptverantwortlichen für die einzelnen Kapitel. Danken möchten wir zudem den studentischen Mitarbeiter:innen Hannah Oberholz und Katharina von Recum für ihre Arbeit am Index I sowie Oliver Huber für die bibliographische Arbeit.

Für die Idee, die Ergebnisse des SFB 933 in Thesenform zu bringen, schulden wir Christoph Forster (Teilprojekt Informationsinfrastrukturen) Dank – diese zunächst widerständige Form hat uns gezwungen, möglichst genau zu sagen, auf welche Aussagen wir uns nach mehr als zwölfjähriger interdisziplinärer Forschung verständigen können.

Die Reihe ‚Materiale Textkulturen‘ (MTK) erscheint seit 2014 im Verlag De Gruyter. Mit diesem Band Nummer 46.1 und seiner zugleich erscheinenden englischen Fassung (Band 46.2) endet die Reihe. Im Namen der Mitglieder des SFB 933 und aller Autor:innen der MTK-Reihe danken wir Mirko Vonderstein als Hauptverantwortlichem sowie Anne Hiller für die hervorragende Betreuung der vielen schönen Bände. Danken möchten wir auch Gabriela Rus von Konvertus für die gewissenhafte Druckdatenkontrolle. Den vielen am Peer Review beteiligten Gutachterinnen und Gutachtern, insbesondere dem wissenschaftlichen Beirat der Reihe danken wir für die investierte Zeit und Mühe.

Großer Dank für die Betreuung, Koordination und Herstellung der MTK-Reihe ab Band 22 gebührt unserem Kollegen Nicolai Dollt. Durch seine Sorgfalt, Expertise und sein Engagement konnten gerade in den letzten Jahren zahlreiche Bände in der MTK-Reihe erscheinen. Seine unermüdliche Arbeit am vorliegenden Band hat einmal mehr gezeigt, wie wichtig Nicolai Dollt für die Qualität der Bände gewesen ist.

Nicht nur die Reihe ‚Materiale Textkulturen‘, sondern die gesamten Forschungen des SFB 933 wären nicht möglich gewesen ohne die großzügige und wiederholte Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. Für die vertrauensvolle Betreuung und vielfache Hilfestellung möchten wir uns namentlich bei Heike Bock, Nora Böttcher und Hans-Dieter Bienert bedanken.

Heidelberg, im April 2023

Nikolaus Dietrich, Ludger Lieb, Nele Schneidereit

Inhalt

Einleitung — 1

Nikolaus Dietrich, Ludger Lieb, Nele Schneidereit

Vorbemerkungen — 3

Grundlagen einer Theorie materialer Textkulturen — 5

Begriffe und Elemente einer Theorie materialer Textkulturen — 14

Themenfelder und Thesen im Überblick — 20

Kapitel 1:

Reflexion von Schrift und Schriftlichkeit — 31

Stephanie Béreiziat-Lang, Nele Schneidereit, Dennis Disselhoff, Robert Folger,
Marina Aurora Garzón Fernández, Jonas Grethlein, Ludger Lieb, Christina Schulz,
Sarina Tschachtli, Laura Velte

These 1 — 36

These 2 — 43

These 3 — 46

These 4 — 51

These 5 — 55

These 6 — 58

Kapitel 2:

Layout, Gestaltung, Text-Bild — 67

Nikolaus Dietrich, Lisa Horstmann, Andrea Bernini, Susanne Börner, Sarah Braun,
Johannes Fouquet, Tobias Frese, Adrian Heinrich, Rebecca Hirt, Carina Kühne-Wespi,
Giuditta Mirizio, Rebecca Müller, Gustavo Fernández Riva, Anett Rózsa, Anna Sitz,
Friederike Stahlke, Chun Fung Tong, Sebastian Watta

These 7 — 71

These 8 — 76

These 9 — 86

These 10 — 95

These 11 — 99

Kapitel 3:
Gedächtnis und Archiv — 115

Nikolas Jaspert, Kirsten Wallenwein, Barbara Frenk, Matthias Kuhn, Solvejg Langer,
Tino Licht, Joachim Friedrich Quack, Lorelei Vanderheyden, Franziska Wenig,
Wolf Zöllner

These 12 —	125
These 13 —	130
These 14 —	132
These 15 —	136
These 16 —	141
These 17 —	145
These 18 —	147

Kapitel 4:
Materialer Wandel — 159

Sylvia Brockstieger, Paul Schweitzer-Martin, Johanna Baumgärtel, Federico Dal Bo,
Friederike Elias, Rebecca Hirt, Radu Leca, Hanna Liss, Bernd Schneidmüller,
Melanie Trede

These 19 —	165
These 20 —	169
These 21 —	177
These 22 —	183
These 23 —	188

Kapitel 5:
Sakralisierung — 207

Tobias Frese, Wolf Zöllner, Stefan Ardeleanu, Nikolaus Dietrich, Dennis Disselhoff,
Annette Hornbacher, Lisa Horstmann, Jiří Ják, Tino Licht, Hanna Liss, Giuditta
Mirizio, Anett Rózsa, Anna Sitz, Mandy Telle, Sebastian Watta, Franziska Wenig

These 24 —	211
These 25 —	221
These 26 —	231
These 27 —	237

Kapitel 6:
Politische Herrschaft und Verwaltung — 257

Abigail S. Armstrong, Rodney Ast, Enno Giele, Julia Lougovaya, Hannah Mieger,
Jörg Peltzer, Joachim Friedrich Quack, Chun Fung Tong, Sarina Tschachtli,
Banban Wang

These 28 —	265
These 29 —	275
These 30 —	280
These 31 —	288
These 32 —	290
These 33 —	293
These 34 —	297
These 35 —	299

Indices — 315

Index I: Namen (Orte, Personen, Figuren) und Werke/Artefakte —	315
Index II: Begriffe, Konzepte, Materialien —	319

Einleitung

Nikolaus Dietrich, Ludger Lieb, Nele Schneidereit

Einleitung

Nikolaus Dietrich, Ludger Lieb, Nele Schneiderei

Vorbemerkungen

Der vorliegende Band präsentiert eine Synthese der Forschungen des Heidelberger Sonderforschungsbereichs 933 ‚Materiale Textkulturen‘ (SFB 933). Diese Synthese will mittels einer klaren Gliederung und Fokussierung die wichtigsten Erkenntnisse und Ergebnisse des 2011 eingerichteten SFB in einem Band konzise versammeln, transparent und verfügbar machen. Damit sind das Ziel und die Hoffnung verbunden, dass nach Abschluss des SFB im Jahr 2023 möglichst viele Wissenschaftler:innen auch außerhalb Heidelbergs an den Themen des SFB weiterarbeiten, sich inspirieren lassen und auf der hier geschaffenen Grundlage Neues zu dem weiten Feld der Materialität und Präsenz von Inschriften und Handschriften beitragen. Der Band möchte der Leserin und dem Leser Orientierung in diesem Forschungsgebiet geben, er möchte eine leicht nutzbare Handreichung und methodische Hilfe sein für Forschungen an konkreten Objekten im Schnittpunkt von Materialität, Textualität und Praktiken, und er will als Referenzwerk für eine Theorie materialer Textkulturen und für komparatistisch-kulturwissenschaftliche Fragestellungen zu vormodernen Kulturen genutzt werden können.

Der Band ist zu diesem Zweck in sechs Themenfelder (Kapitel 1–6) aufgeteilt, die wesentliche Bereiche des Forschungsgebiets ‚Materiale Textkulturen‘ abdecken (siehe unten den Abschnitt ‚Themenfelder und Thesen im Überblick‘). Jedes der sechs Kapitel hat eine interdisziplinäre Gruppe von SFB-Mitgliedern kollaborativ verfasst. In jedem Kapitel wird zunächst das Themenfeld inhaltlich bestimmt und konturiert. Sodann folgen je vier bis acht Thesen, die in prägnanten Formulierungen die wichtigsten Einsichten und Ergebnisse des SFB auf den Punkt bringen. Nach jeder These wird eine Ausfaltung, Begründung oder auch Problematisierung der These vorgenommen. In der Argumentation werden auch einzelne Beispiele präsentiert und auf weitere Forschungen verwiesen, wobei neben den einschlägigen Beiträgen anderer Wissenschaftler:innen auch die eigenen Forschungen des SFB der Jahre 2011 bis 2023 verstärkt dokumentiert werden. Auf diese Weise bietet dieser Band auch einen guten Einstieg in die Forschungslandschaft und in die umfangreichen Publikationen des SFB 933. Alle 35 Thesen des vorliegenden Bandes sind zusätzlich *en bloc* am Ende dieser Einleitung abgedruckt (mit Verweis auf die Seitenzahl im Buch), um einen möglichst vielfältigen und unkomplizierten Zugang zu den interessierenden Aspekten zu ermöglichen. Demselben Zweck dienen auch die Indices I und II.

Dieser Band erscheint zugleich in einer deutschen und in einer englischen Fassung, die beide im Printmedium und online (open access) zur Verfügung stehen. Beide

Fassungen sind naturgemäß nicht deckungsgleich. Die prägnante Formulierung komplexer Phänomene materialer Textkulturen erforderte es an manchen Stellen, in beiden Sprachen im Sinne inhaltlicher Konvergenz unterschiedliche terminologische Entscheidungen zu treffen.

Im Zentrum des SFB 933 ‚Materiale Textkulturen‘ standen Texte, die auf Dinge geschrieben sind: Texte auf Säulen, Portalen, Grabsteinen, Tontafeln, Tonscherben, Amuletten, Bambusspleißen, Rollen, Texte in Handschriften und Büchern aus Papyrus, Pergament oder Papier etc. Das Interesse richtete sich dabei auf die Materialität dieser Dinge sowie auf ihre Präsenz, d. h. auf die Situationen und Räume, in denen sie ihre Wirkung entfaltet haben. In engem wechselseitigem Bezug zu den materialen und präsentischen Eigenschaften stehen die Praktiken, also ‚routinierte‘ Handlungen menschlicher Akteure, in welche diese Dinge einst eingebunden waren – Praktiken, die uns teils anderweitig überliefert sind, oder die wir teils aus den Dingen selbst erst erschließen müssen. Einen solchen Zusammenhang der materialen, räumlich-situativen und praktischen Dimensionen von Dingen, auf denen etwas geschrieben steht (‚schrifttragende Artefakte‘), nennen wir eine ‚Textkultur‘. Insofern wir vor allem die Materialität in den Blick nehmen, untersuchen wir ‚materiale‘ Textkulturen und wir untersuchen sie in erster Linie in Gesellschaften, in denen Geschriebenes noch nicht durch technische Reproduktionsverfahren massenhaft verfügbar war (‚non-typographische Gesellschaften‘). Diese forschungsstrategische Entscheidung basiert auf der Annahme, dass sich der Zusammenhang von Text, Materialität, Räumlichkeit und darauf bezogenen Praktiken durch den Buchdruck fundamental veränderte und nicht zuletzt in vielen Fällen zu einem Bedeutungsverlust der Materialität des einzelnen schrifttragenden Artefakts führte. Die Analyse von Situationen des materialen Wandels von Textkulturen, unter denen die Erfindungen des Papiers und des Buchdrucks besonders hervorstechen, konnte diese Annahme sowohl bestätigen als auch konkretisieren und differenzieren: Praktiken im Umgang mit Texten und Geschriebenem veränderten sich tatsächlich, auch wenn vielfach die ‚Trägheit‘ etablierter Textkulturen überrascht und Phänomene punktueller Persistenz das Bild prägen.

Der Schwerpunkt der hier präsentierten Forschungen liegt also auf vormodernen Textkulturen. Das Fächerspektrum reicht dabei von den Altertumswissenschaften (Assyriologie, Ägyptologie, Archäologie, Alte Geschichte, Papyrologie, Numismatik, Klassische Philologie und Byzantinische Kunstgeschichte), die auch die frühesten erhaltenen schrifttragenden Artefakte erforschen, über die Mediävistiken (Mittelalterliche Geschichte, Kunstgeschichte, Mittellatein, Germanistik, Romanistik, Judaistik, Islamwissenschaft) bis hin zu einzelnen Fächern, die den frühneuzeitlichen Übergang in das typographische Zeitalter analysieren. Mit der Sinologie, der Kunstgeschichte Ostasiens und der Ethnologie nehmen wir auch vergangene und gegenwärtige Textkulturen in China, Japan, Bali und Java in den Blick. Wenn auch noch manche Disziplin fehlt, sind hier doch eine Vielzahl von Fächern vereint, die einen Zugriff auf sehr unterschiedliche Kulturräume eröffnen. Dies ermöglicht es, eine Theorie materialer Textkulturen zu entwickeln, die aus der Konkretheit zahlreicher Einzelfallstudien schöpft, auf

dem breiten Fundament umfassender Datenerhebungen steht (vgl. hierzu die online publizierten Datenbanken: <https://www.materiale-textkulturen.de/daten.php>) und sich der Eigendynamiken unterschiedlicher materialer Textkulturen bewusst bleibt.

Der SFB 933 hat in den Jahren 2011 bis 2023 interdisziplinär (vor allem historisch-archäologisch und philologisch) und systematisch ein Methodentableau für die Analyse schrifttragender Artefakte entwickelt und erprobt. Der vorliegende Band versucht nun, die Erkenntnisse und Einsichten der interdisziplinären Arbeit in Hinblick auf ihren Beitrag zu einer Theorie materialer Textkulturen zu bündeln, systematisch zu formulieren und zur Diskussion zu stellen. Das Ergebnis dieser synthetischen Arbeit besitzt nicht die Einheitlichkeit und lückenlose Systematik, welche man von Theorien vielleicht erwartet und wie sie gewöhnlich eher von Einzelautor:innen als von Autorenkollektiven vorgelegt werden. Unter einer Theorie materialer Textkulturen verstehen wir daher im Folgenden systematische Zusammenstellungen von begründeten und zusammenhängenden Aussagen (Thesen) über materiale Textkulturen sowie eine Darlegung der Prämissen, welche diesen Aussagen wesentlich zugrunde liegen, insofern sie methodische Vorgehensweisen und Erkenntnisziele leiten. Wie unten näher ausgeführt, greifen wir hierbei vor allem auf theoretische Modelle zurück, die im Zuge des *Material Turn* in den Geisteswissenschaften vorgelegt wurden. Was dem hier präsentierten theoretischen Entwurf an Einheitlichkeit abgehen mag, soll durch den Reichtum an darin eingeflossenen wissenschaftlichen Ansätzen und durch die Tiefenschärfe der auf konkreter, nahsichtiger Forschungsarbeit fußenden allgemeinen Aussagen aufgewogen werden. Gleichwohl wird diese Vielfalt zusammengehalten durch die Prämissen, die in den folgenden beiden Abschnitten dargelegt werden: gemeinsame theoretische Grundlagen und eine Reihe als wichtig erkannter Begriffe und Elemente.

Grundlagen einer Theorie materialer Textkulturen

Das im SFB 933 entwickelte Forschungsprogramm zielt auf eine Textwissenschaft, die Textkulturen durch die materiale, räumliche (topologische) und praxeologisch orientierte Analyse schrifttragender Artefakte untersucht und rekonstruiert. Diesem Programm liegt die hermeneutische Prämisse zugrunde, dass Textsinn und kulturelle Bedeutung eines schrifttragenden Artefaktes nicht etwas einmal Gegebenes sind, sondern sich in den Rezeptionspraktiken stets neu formieren, und dass diese Praktiken untrennbar mit der Materialität und der Präsenz der Artefakte verbunden sind. Praktiken der Rezeption umfassen dabei mehr als nur Lesen. Auch Memorieren, Singen, Rezitieren, Abschreiben gehören zu diesen Praktiken, ebenso wie Ansehen, Bestaunen, Hervorheben, Verbergen, Zerstören sowie alle Formen des Handelns *mit* den schrifttragenden Artefakten wie Zaubern, Abwehren, Schützen, Schaden, Verehren, Präsentieren, Prahlen usw. Dem schrifttragenden Artefakt wird durch diesen Perspektivwechsel in starkem Maße prägende Kraft für alle jene Handlungszusammenhänge

zuerkannt, deren Teil das schrifttragende Artefakt ist. Die praxeologisch orientierte Rekonstruktion einer materialen Textkultur und ihrer Präsenzphänomene erfordert methodisch zunächst texthermeneutische Zurückhaltung. Zuerst werden Materialität und Topologie beschrieben, darauf aufbauend wahrscheinliche Präsenzeffekte und Praktiken rekonstruiert, die die materiale Textkultur ausmachen. Die praxeologisch orientierte Artefaktanalyse zur Rekonstruktion materialer Textkulturen ist eine besondere ‚hermeneutische Strategie‘ für das Verstehen von Texten und ihrer (zuweilen vom möglichen Textsinn abweichenden, widersprüchlichen oder vollkommen unabhängigen) kulturellen Bedeutung.¹ Hermeneutik wird hier explizit nicht als Versuch der Rekonstruktion einer ursprünglichen Autorintention, sondern als Bemühung um ein methodisch gesichertes Verständnis eines Textes in Verbindung mit den Textkulturen aufgefasst, die um ihn herum kulturhistorisch ermittelt werden können.

Das forschungsstrategische Vorgehen zielt dabei in zwei Richtungen, die jedoch unlösbar miteinander verbunden sind:

1. Hermeneutische Dimension: Das Sinnpotential der Texte wird nicht allein durch herkömmliche philologische Methoden der Textauslegung ermittelt. Zuerst werden die Materialität des Textträgers und seine räumliche Situation erfasst, dann aus diesen und aus Gebrauchsspuren oder anderen Schriften sowie aus der spezifischen Präsenz des Artefakts Rezeptionspraktiken plausibel gemacht. Diese praxeologisch orientierte Artefaktanalyse wird in die Auslegung der Texte einbezogen. Damit gehen wir über die seit Langem schon übliche hermeneutische Praxis hinaus, bei der Texte von ihren historischen Kontexten her verstanden werden. ‚Kontext‘ wird durch die Analyse von Materialität, Räumlichkeit, Gebrauchsspuren und Präsenzeffekten enger verstanden und ist methodisch kontrollierbarer als die Einbeziehung eines breiten und tendenziell beliebigen historischen Kontextes in die Textauslegung. Da das Bemühen um Verständnis bei diesem Vorgehen über den Text hinaus auf Materialität, räumliche Umgebung und Praktiken ausgreift, lässt es sich als methodisch ‚erweiterte Hermeneutik‘ auffassen, die immer auch das Ergebnis haben kann, dass der zunächst vermeintlich offenkundige Textsinn diffus oder gar negiert wird.

2. Kulturhistorische Dimension: Die praxeologisch orientierte Analyse schrifttragender Artefakte macht deren Präsenz in einer konkreten kulturhistorischen Situation plausibel. Die Analyse ermöglicht die Skizze einer die Artefakte umgebenden, aber auch durch sie konstituierten Kultur der Texte, der Textkultur. Dabei zeigt sich über die Ebene des Textinhalts hinausgehend, dass die Bedeutung schrifttragender Artefakte selbst ganz oder teilweise unabhängig vom Textinhalt sein kann. Der Wert und die Wirkung eines schrifttragenden Artefakts z. B. sind verbunden mit seiner Materialität (Material und Aufwand der Bearbeitung) bzw. kann aus seiner Fund- oder

¹ Hilgert 2010.

Rezeptionssituation erschlossen werden. Nicht selten stehen Textsinn und artefaktische Aspekte sowie rekonstruierte Präsenzeffekte in einem spannungsreichen oder auch widersprüchlichen Verhältnis. So lässt sich auf das Verfahren einer methodisch erweiterten Hermeneutik aufbauend die kulturhistorische Bedeutung eines Textes und/oder eines schrifttragenden Artefakts für einen sozialen Raum auch unabhängig vom Textinhalt erkennen und vice versa kann die kulturhistorische Aufhellung der das Artefakt umgebenden Textkultur das Verständnis des Textsinns erweitern. Von diesen Ergebnissen ausgehend kann kulturhistorische Forschung Textzeugnisse auf neue Weise methodisch gesichert in ihre Arbeit einbeziehen.

Die methodischen und theoretischen Prämissen, auf denen die beiden voranstehenden Dimensionen beruhen, wurden auf Grundlage, aber auch als Fortentwicklung der Theoriebildung des *Material Turn* konzipiert. Das 2010 erstmals entwickelte Forschungsprogramm zu materialen Textkulturen² nimmt die zu dieser Zeit im deutschsprachigen Raum noch junge Diskussion des *Material Turn* auf. Hierbei ging es um den Status des Dinglichen und Materialien in kulturwissenschaftlichen Analysen, die seit Mitte der 1980er Jahre als *Material Culture Studies* zunehmend Bedeutung erlangten.³ Indem der für den *Material Turn* typische Fokus auf das Dingliche hier auf die besondere Klasse der *schrifttragenden* Dinge bezogen wird, wurde bewusst der Grenzbereich zwischen textwissenschaftlichen und materialwissenschaftlichen Ansätzen kulturhistorischer Forschung angesteuert. Einerseits denkt dies die *Material Culture Studies* für textbezogen arbeitende Wissenschaften konsequent weiter. Andererseits rücken für materialbezogen arbeitende Wissenschaften Artefakte ins Zentrum, welche bislang aufgrund ihrer texttragenden Eigenschaft oftmals anderen Disziplinen ‘überlassen’ wurden.

Um die Theorie materialer Textkulturen innerhalb des *Material Turn* der Kulturwissenschaften zu verorten, seien vorab die Hauptaspekte der eher archäologisch-ethnologisch orientierten *Material Culture Studies* genannt, wie sie u. a. Daniel Miller, Arjun Appadurai, Ian Hodder, Henry Glassie profiliert haben⁴ und wie sie in den weiter gesteckten *Material Turn* der Kulturwissenschaften eingegangen sind:⁵

² Vgl. Hilgert 2010 und 2016.

³ Vgl. Woodward 2007; Miller 1987; Hahn 2005, 2015a und 2015b; Hicks/Beaudry 2010; Samida/Eggert/Hahn 2014. Siehe auch Daston 2004; Hilgert/Simon/Hofmann 2018 sowie Lake 2020.

⁴ Vgl. Miller 1987; Appadurai 1988; Hodder 1986; Glassie 1999.

⁵ Zum *Material Turn* vgl. Reckwitz 2006 und 2008; Goll/Keil/Telios 2013; Samida/Eggert/Hahn 2014; Keupp/Schmitz-Esser 2015; Kalthoff/Cress/Röhl 2016; Samida 2016; kritisch: Keupp 2017. Die Etablierung des *Material Turn* in den Geisteswissenschaften lässt sich unter anderem an der Aufnahme in ganz unterschiedliche Fachgebiete und Themenbereiche erkennen. So zuletzt bei Schreiber et al. 2016 zur Ur- und Frühgeschichte; bei Aronin/Hornsby/Kiliańska-Przybyło 2018 zur Mehrsprachigkeit; bei Carroll/Walford/Walton 2021 zur Anthropologie; bei Kotrosits 2020 zur Geschichte des frühen Christentums; bei Hedreen 2021 zur Literatur der Antike und ihrer Rezeption in der Renaissance; sowie zur Rolle von Dingen in der Geschichtsdidaktik bei Tacke/Münche/Augustyn 2018.

1. Hinwendung zu den Dingen: Dinge werden in neuer Weise in die Erforschung von Kulturen einbezogen. Die materiale Präsenz der Dinge, so die Annahme, ist nicht nebensächlich für unser Verhältnis zu ihnen, sondern konstitutiv; sie beeinflusst uns und unser Handeln. Kulturtheorien des *Material Turn* interessieren sich dafür, wie menschliches Handeln und Erkennen und ihre materiellen Voraussetzungen sich wechselseitig beeinflussen. Diese neue Berücksichtigung der Dinge und ihrer Materialität ist als Gegenbewegung zum *Linguistic Turn* zu verstehen.⁶ Der *Linguistic Turn* hatte die Auffassung kritisiert und widerlegt, Sprache sei ein neutrales Medium; die Art und Weise, wie wir miteinander über die Dinge der Welt sprechen, – so die Grundthese – konstituiere uns und die Dinge überhaupt erst. Dieser umfassende Anspruch des *Linguistic Turn* (und der auf ihm aufbauende Konstruktivismus des *Cultural Turn*) in den Kulturwissenschaften wird in der Theoriebildung der *Material Culture Studies* eingeschränkt, indem den Dingen (als nichtsprachlichem Phänomenbereich) neue Aufmerksamkeit zukommt.

2. ‚Textual analogy‘: In gewisser Hinsicht sind die Anfänge des *Material Turn* in den 1980er Jahren jedoch auch in Kontinuität zum *Linguistic* und zum *Cultural Turn* zu sehen, die die Welt und Kultur insgesamt als ‚Text‘ auffassen. Man ging von der Prämisse aus, dass Dinge wie Texte gelesen werden können.⁷ Neuere Theorien des *Material Turn* kritisieren diese Prämisse, da es sich auch wieder nur um eine Vereinnahmung der Dinge mit dem Ziel der entmaterialisierten Sinngenerierung handle und fordern die Hinwendung zu den Dingen in ihrer geradezu individuellen Eigenständigkeit und Widerständigkeit.⁸

3. De-Essentialisierung von Bedeutung: Die Bedeutung kulturell geformter Dinge liegt nicht in den Dingen selbst. Bjørnar Olsen beschreibt die ‚textual analogy‘ der frühen Theorien des *Material Turn* als Übernahme strukturalistischer und poststrukturalistischer Theorien in die Untersuchung materieller Kultur in archäologischen und ethnologischen Disziplinen.⁹ Das strukturalistische Moment liegt darin, die Bedeutung der Dinge nicht in ihnen selbst zu suchen, sondern in den typisierten Relationen, die sie zueinander und zu Akteuren haben, die mit ihnen handeln. Das poststrukturalistische Moment radikalisiert die Haltung zum Begriff der Bedeutung: Bedeutung sei immer das Ergebnis eines rezeptionszentrierten Aushandlungsprozesses. Die Bedeutung eines kulturellen Dings ereignet sich jeweils individuell und historisch. Durch die De-Essentialisierung der Bedeutung wird die Rezeptionssituation radikal gegenüber der Produktionssituation aufgewertet. Da die Bedeutung nun weder durch eine Autorinstanz noch durch die Dingrelationen festgelegt ist, muss von der Bedeutungs-

⁶ Vgl. Bennett/Joyce 2010.

⁷ Vgl. Hodder 1986; Tilley 1990 und 1991. Siehe auch Olsen 2010.

⁸ Vgl. Hahn 2015a und 2015b; Olsen 2010, 59–62.

⁹ Vgl. Olsen 2010, Kap. 3 (bes. 40–59).

offenheit der Dinge, von ihrem ‚semiotischen Überschuss‘¹⁰ ausgegangen werden. Eine Vielzahl von anderen Dingen, Texten, Akteuren ist mit jedem Ding verbunden, sie überlagern und widersprechen einander und gehen so in die jeweils konstruierte Bedeutung ein. Die poststrukturalistisch geprägten *Material Culture Studies* betonen, wie Dinge für wen in welcher Situation welche Bedeutung haben und erkennen dabei an, dass es eine Vielzahl möglicher Bedeutungen gibt.

4. Praxeologie: Dieses Theoriedesign fordert von den *Material Culture Studies* die genaue Analyse der Rezeptionssituation bzw. umfassender: der Situation, in der mit einem Ding umgegangen oder gehandelt wurde. Die methodische Ausgestaltung dieser Analyse muss einerseits auf die umgebende Kultur als Ensemble von Praktiken als sozial geteilte Handlungsmuster gerichtet sein und andererseits die Neubewertung der Relation zwischen Dingen und Menschen berücksichtigen, die durch die Verschiebung der Generierung von kulturellem Sinn vom Produzenten zum Rezipienten und Nutzer bedingt wird.¹¹

5. Akteur-Netzwerk-Theorie: Das Verhältnis von Dingen und Menschen wird als Interaktion verstanden, in der Dinge nicht passiv sind, sondern durch ihre Materialität und ihre räumliche Gegebenheit auf ihre Rezipienten einwirken, ihr Handeln beeinflussen und bestimmte Handlungsweisen vorgeben. Theorien des *Material Turn* greifen zur Beschreibung dieses Charakters der Rezeptionssituation auf techniksoziologische (Latour, Schulz-Schaeffer) oder wissenschaftstheoretische (Serres, Rheinberger, Knorr-Cetina) Theorien zurück, die das Zusammenhandeln von Menschen und Dingen als grundsätzlich symmetrische Positionen in Mensch-Ding-Netzwerken auffassen. Vor allem die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) Bruno Latours wurde in den Theorien des *Material Turn* rezipiert. Die ANT geht von einer symmetrischen Beziehung von Dingen und Menschen in systemisch organisierten Netzwerken aus, die gemeinsame Handlungen ermöglichen. Dinge werden dabei nicht als passive Funktionen, sondern als eigenständige Akteure („Aktanten“) behandelt. Methodisch beruht die ANT auf der extrem genauen und ausführlichen empirischen Beschreibung konkreter Mensch-Ding-Netzwerke.¹²

Zusammenfassend lässt sich der *Material Turn* in den Kulturwissenschaften erstens als theoretisch informierte Hinwendung zu den Dingen und ihrer Materialität verstehen, die in die Ermittlung von kultureller Bedeutung einbezogen werden muss. Aspekte dieses Perspektivwechsels sind zweitens die Annahme, dass die materielle Welt kultureller Dinge wie ein Text gelesen werden könne, und drittens die poststruk-

¹⁰ Vgl. Olsen 2010.

¹¹ Zum *Practice Turn* vgl. Knorr Cetina/Schatzki 2001; Schatzki 1996 und 2003; Schüttpelz et al. 2021. Zur ‚Praxeologie‘ vgl. Reckwitz 2006 und 2012; Elias et al. 2014; Haasis/Rieske 2015.

¹² Vgl. Latour 1996 und 2007; Schulz-Schaeffer 2000.

turalistische De-Essentialisierung der Bedeutung kultureller Dinge, die erst in der Rezeptionssituation, im handelnden Umgang mit den Dingen generiert wird, wodurch viertens ein auf die Praxis gerichteter Blick folgerichtig ist. Fünftens wird die Interaktion zwischen Dingen und Menschen als die von eigenständigen Akteuren verstanden, die in Netzwerken gemeinsam handeln.

Die Theoriebildung des Sonderforschungsbereich 933 übernahm diese Elemente des *Material Turn* und entwickelte sie so weiter, dass mit ihnen die methodisch kontrollierte Analyse schrifttragender Artefakte und die Formulierung einer eigenständigen Theorie materialer Textkulturen möglich wurde. Wir wenden uns gegen die „Privilegierung des [...] Textinhalts“¹³ und fokussieren zuerst die material-topologische Gegebenheit und die daraus – wenngleich nie vollständig – rekonstruierbare spezifische Präsenz des Textträgers und die wahrscheinlich auf ihn bezogenen Praktiken. Die hermeneutische Bemühung um den Textsinn wird dabei nicht aufgegeben, sondern methodisch erweitert und ergänzt. Dieses Vorgehen könnte als Semantisierung des Textträgers und seiner (kulturellen) Umgebung verstanden werden und entspräche so der ‚textual analogy‘ der Dingwelt in den *Material Culture Studies*.¹⁴ In diesem Sinne lässt sich die Theorie materialer Textkulturen als eine um das Materiale, das Räumliche und die Präsenz von Geschriebenem methodisch ‚erweiterte Hermeneutik‘ auffassen: Die materiale Gestalt des Geschriebenen, seine räumliche Situation und die ihn umgebenden Praktiken müssen daher quasi ‚mitgelesen‘ werden.

Das Vorgehen der *Material Culture Studies*, die Dingwelt wie einen Text zu lesen, wird wie gesagt länger schon kritisiert: Die ‚textual analogy‘ vereinnahmt die Dingwelt, bringe eine sprachlose Welt zum Sprechen und missverstehe sie dabei, indem sie die Dinge nicht in ihrer Individualität, Sperrigkeit und Unverständlichkeit ernst nehme, sondern sie wie Zeichen vereindeutigend lese.¹⁵ Die Kritik der *Material Culture Studies* steht dabei in der Tradition der Hermeneutikkritik, die das Unternehmen der Sinnermittlung immer als unzulässige Vereinfachung auf einen ursprünglichen autorisierten Textsinn auffasst. Diese Kritik würde nun *ceteris paribus* auch die hier propagierte ‚erweiterte Hermeneutik‘ treffen. Wir gehen damit jedoch methodisch wie folgt um: Erstens hören wir auf, Texte nur zu lesen. Wir unterziehen ihre materiale und räumliche Gegebenheit einer möglichst präzisen Beschreibung, auf deren Grundlage und durch Einbeziehung von Gebrauchsspuren sowie zeitgenössischen Texten, die vom Umgang mit Texten berichten („Metatexte“), Praktiken plausibel gemacht werden, die an den betreffenden schrifttragenden Artefakten vollzogen wurden. Diese beschreibende Rekonstruktion erweitert methodisch herkömmliche, auf den einen Textsinn ausgerichtete Formen der Hermeneutik und zielt auch auf die Plausibilisierung der kulturellen Präsenz schrifttragender Artefakte. Materialität, Räumlichkeit und Praktiken werden also nicht im Wortsinne ‚gelesen‘, sondern möglichst

¹³ Hilgert 2016, 255.

¹⁴ Vgl. Olsen 2010, 42.

¹⁵ Vgl. Hahn 2015a und 2015b; Olsen 2010.

genau *beschrieben*. Zweitens kann dieses Vorgehen das im klassischen Sinne hermeneutische Anliegen des Textverstehens stören – Materialität, Präsenz und Praktiken können in einem spannungsreichen Verhältnis zum Textsinn stehen, ja ihm sogar widersprechen. Es kann daher nicht von einer Vereinnahmung der schrifttragenden Artefakte durch herkömmliche Formen der Hermeneutik gesprochen werden.

Die Theorie materialer Textkulturen übernimmt mit dieser poststrukturalistischen Sicht auf schrifttragende Artefakte als bedeutungstragende Zeichen die Prämisse der de-essentialisierten Bedeutung von Dingen des *Material Turn* in konsequenterer Weise. Es wird nach der Präsenz von Texten, ihrer Materialität, Topologie und ihrem Gebrauch (Praxis) gefragt. Der Blick wird dabei aber nicht mehr auf die Schimäre einer allein Geltung beanspruchenden Autorintention gerichtet, sondern auf die Analyse von Rezeptions- und Handlungsszenarien, in denen die Bedeutung eines material und räumlich präsenten schrifttragenden Artefaktes in Praktiken kreiert wird bzw. in denen sie sich ereignet. Autorschaft und Produktion eines Textes spielen dabei immer noch eine Rolle – sie sind als erstmalige Zuschreibung von Bedeutung zu verstehen. Da sie aber für den methodisch erweiterten hermeneutischen Zugriff keinen privilegierten Status gegenüber späteren oder konkurrierenden Zuschreibungen haben, kann auch besser berücksichtigt werden, dass manche Texte – wie z. B. Grabinschriften oder Schriftbänder im sakralen Raum – gar keine Sinn festlegende Autorschaft suggerieren. Schließlich rückt auf diese Weise auch die Handlung als bedeutungskonstitutiv in den Blick, die wir als Wissenschaftler:innen selbst an den schrifttragenden Artefakten vollziehen. Textkultur ist damit der zeitlich unabgeschlossene Verstehenskontext, der schrifttragende Artefakte umgibt und der für ihr Verständnis zu berücksichtigen ist.

Die Theorie materialer Textkulturen geht also davon aus, dass die Bedeutung eines Textes nicht festgelegt ist, sondern rezeptionsseitig entsteht, wobei ‚Rezeption‘ eine Vielzahl möglicher Tätigkeiten mit Bezug auf das betreffende schrifttragende Artefakt und seine Präsenz umfasst. Der Fokus auf die rezeptionsseitige Entstehung von Textsinn und kultureller Bedeutung von Textartefakten erfordert die Fokussierung auf Praktiken. Unser Untersuchungsansatz ist aus diesem Grund praxeologisch ausgerichtet.¹⁶ Die kulturelle Bedeutung von Geschriebenem ist damit keineswegs subjektivistisch aufzufassen. Die praxeologische Wendung der hermeneutisch de-essentialisierten Theorie materialer Textkulturen besteht darin, die Bedeutung des Geschriebenen aus jenen Praktiken zu rekonstruieren, in die das Geschriebene wahrscheinlich eingebettet war. Dabei widerspricht die Prämisse, dass Bedeutung ‚von außen‘ zugewiesen wird, nicht der Tatsache, dass bestimmte Zuweisungen in routinierten Handlungszusammenhängen (= Praktiken) relativ stabil sind. Auch ist nicht

¹⁶ Diese praxeologische Umstellung auf die rezeptionsseitige und damit stark von der spezifischen materialen Präsenz abhängigen Produktion von Textsinn und kultureller Bedeutung schrifttragender Artefakte hat Markus Hilgert mit dem Terminus „Text-Anthropologie“ bezeichnet (Hilgert 2010 und 2016).

jede denkbare Praktik gleich plausibel, so dass die Zuweisung von Textsinn und kultureller Bedeutung keineswegs beliebig ist. Die Rekonstruktion plausibler Rezeptionspraktiken über Material, Gebrauchsspuren, räumliche Situierung, zeitgenössische Texte über den Umgang mit Texten/Geschriebenem spielt eine zentrale Rolle in der Anwendung der Theorie materialer Textkulturen.

Für die Beschreibung dieser Praktiken berücksichtigt die Theorie materialer Textkulturen die handlungsstrukturierende Wirkung („agency“) der materialen Gegebenheit des Geschriebenen als Element eines netzwerkartigen Ineinanders von Akteur und schrifttragendem Artefakt (Aktant). Dieses Ineinander kann wie in den meisten Theorien des *Material Turn* mithilfe von Latours Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) beschrieben werden, um die Beziehung von schrifttragenden Artefakten und an/mit ihnen handelnden Personen genau zu erfassen. Allerdings impliziert die Rede von Dingen als Aktanten gerade für eine praxeologisch ausgerichtete Forschung eine oftmals zu starke Annahme. Unsere Auffassung der „agency“ von Dingen als handlungsstrukturierende Wirkung anstelle direkter Handlungsmacht zieht hieraus die notwendigen Konsequenzen. Zudem beruht die ANT Latours auf einer sehr genauen Beschreibung von empirisch zugänglichen Wirkzusammenhängen und umfassenden Datenbeständen, die für vergangene Kulturen schlicht nicht mehr vorhanden sind.

Das Ineinander von schrifttragenden Artefakten und menschlichen Akteuren kann daher besser als ‚materielles Arrangement‘ verstanden werden.¹⁷ Schatzki versteht unter einem materiellen Arrangement die „Menge wechselseitig miteinander verbundener materieller Entitäten“, zu der Menschen und Dinge gehören können. Sie „können in vier Typen unterteilt werden: Menschen, Artefakte, Organismen und natürliche Dinge“.¹⁸ In Abgrenzung zur ANT Latours ergänzt Schatzki das soziale Phänomen des ‚materiellen Arrangements‘ durch das soziale Phänomen von Praktiken.¹⁹ Alles „menschliche Zusammenleben ereignet sich als Teil [von] Verflechtungen von Praktiken und Arrangements“;²⁰ Schatzki nennt vier Formen solcher Verflechtung: „Kausalität, Präfiguration, Konstitution und Intelligibilität“,²¹ wobei er von einer primären Verbundenheit menschlicher Praxis und Materialität ausgeht. Er sieht das Materiale also als ursprünglich konstitutiv und irreduzibel prägend für das soziale Leben an. Der agentiale Charakter des Materialen kann fallweise mit diesem Modell gedacht werden, muss aber – anders als die netzwerkförmige Verbundenheit von Menschen mit Dingen in Arrangements – nicht für alle Praxiszusammenhänge als bestimmender Faktor in Betracht gezogen werden. Mit dieser methodischen Korrektur müssen wir für die praxeologisch orientierte Erforschung schrifttragender Artefakte

¹⁷ Vgl. Schatzki 2003 und 2016.

¹⁸ Schatzki 2016, 69.

¹⁹ Praktiken definiert er als „geordnete, raumzeitliche Vielfalt menschlicher Aktivität[en] wie zum Beispiel Kochpraktiken“ (Schatzki 2016, 69).

²⁰ Schatzki 2016, 69.

²¹ Schatzki 2016, 79.

weniger Voraussetzungen machen als die *Material Culture Studies*. So wird die Theorie materialer Textkulturen zugänglicher insbesondere für die Erforschung von Gesellschaften und Kulturen, die nicht so detailliert beobachtet werden können, wie es die in der modernen Wissenschaftstheorie entwickelte ANT erfordern würde.

Wir schließen also an die Theorien des *Material Turn* an, indem wir die Fokussierung auf die Materialität des Geschriebenen und die Prämisse der De-Essentialisierung seiner Bedeutung sowie damit einhergehend eine praxeologische Ausrichtung und eine nicht subjektzentrierte Form des Ineinanders von schrifttragenden Artefakten und menschlichen Akteuren vertreten. Wir formen die gegenüber dem *Material Turn* durchaus schon veränderten Prämissen aber noch einmal um, indem wir versuchen, ihnen insgesamt die Form einer spezifischen Theorie materialer Textkulturen zu geben, die dezidiert schrifttragende Artefakte erfasst (und sich darauf beschränkt). Sie nähert sich dem Textsinn und der kulturellen Bedeutung schrifttragender Artefakte im Sinne einer ‚erweiterten Hermeneutik‘ an. Der Ansatz bleibt dabei gegenüber dem *Material Turn* insofern eigenständig, als die Theorie materialer Textkulturen sich immer auf schrifttragende Artefakte bezieht, auf Artefakte also, bei denen mit dem spannungsreichen, zuweilen widersprüchlichen Verhältnis von Textsinn und jeweiliger rezeptionsseitig zugewiesener Bedeutung des gesamten Artefaktes umgegangen werden muss.

Die Theorie materialer Textkulturen geht davon aus, dass die Materialität von Texten und die mit ihr verbundene Präsenz selbst bedeutungskonstitutiv sind. Das gilt sowohl für den Textsinn als auch für die kulturhistorische Bedeutung eines schrifttragenden Artefakts. Materialität und Präsenz sind mit den Handlungen verflochten, in die die Artefakte eingebunden sind. Für die Rekonstruktion der Bedeutung ist die Ermittlung dieses Handlungszusammenhangs daher von eminenter Bedeutung. Eher in den Hintergrund tritt dafür das hermeneutische Bemühen um einen von einem Autor intendierten reinen Textsinn. Die Theorie materialer Textkulturen kann sich so auch mit solchen Praktiken befassen, in denen beschriftete Artefakte eine Rolle spielen, die Semantik des Textes für die Handelnden (oder das Gros derselben) aber gar nicht zugänglich ist. Geschriebenes erhält in solchen Fällen eine kulturhistorische Bedeutung, die von der Textsemantik unabhängig ist. Für die Theorie materialer Textkulturen ist die Erfassung von Arrangements und Personennetzwerken, in denen Geschriebenes eingebunden ist, von mindestens ebenso großer Relevanz wie die philologische Analyse des material vorfindlichen Textes. Um die Bedeutung von Schrift in einer Kultur zu verstehen, bezieht die Theorie materialer Textkulturen zudem solche Texte methodisch ein, in denen über Schrift und Geschriebenes gehandelt wird (‚Metatexte‘, siehe unten).

Die hier vorgelegte Theorie materialer Textkulturen und ihre Anwendung wurde zunächst insbesondere für den Gegenstandsbereich vormoderner Textkulturen erarbeitet. Der Grund für dieses Vorgehen ist, dass das Fehlen (oder bewusste Nichtpraktizieren) von Techniken der massenhaften Reproduktion von Geschriebenem Einfluss auf dessen spezifische Wertigkeit, auf seine Präsenz und auf schriftbezogene Praktiken

hatte. Obwohl allerdings die Aussagekraft der Theorie für vormoderne Textkulturen größer sein mag, ist sie doch nicht ohne Wert für moderne oder postmodern-digitale Textkulturen. Denn auch unter Bedingungen ubiquitärer Schriftlichkeit oder digitaler Informationsverarbeitung entwickelt die Materialität des Geschriebenen – vielleicht gerade in ihrer Flüchtigkeit und individuellen Wertlosigkeit des einzelnen Artefakts – eigene Formen der Präsenz und mit ihr verbundene Praktiken. Auch diese lassen sich mit einer Theorie materialer Textkulturen erfassen.

Begriffe und Elemente einer Theorie materialer Textkulturen

Um die einzelnen Kapitel und Thesen von wiederkehrenden Begriffsdefinitionen zu entlasten, werden im Folgenden die wichtigsten Begriffe und Elemente einer Theorie materialer Textkulturen kurz erläutert.

Text / Geschriebenes

Für die Auseinandersetzung mit einer Theorie materialer Textkulturen war es eine grundlegende und weichenstellende Entscheidung, nicht über *Schrift*kulturen, sondern über *Text*kulturen zu sprechen. Es geht in der Theorie materialer Textkulturen nicht um die Erforschung von Schrift überhaupt, wenn wir sie als Gesamtheit referenzierender, präsenter und operationaler, d. h. disjunkter, grundsätzlich regelgeleitet anwendbarer Zeichen verstehen.²² Es geht auch nicht um die Erforschung der Spezifik verschiedener von Schrift geprägter ‚Kulturen‘ im Sinne einer vergleichenden Analyse einer Kultur, die über ein Schriftsystem verfügte, mit rein mündlichen Gesellschaften. Einer Theorie materialer Textkulturen geht es um die Erforschung der Beziehungen von Geschriebenem, seiner Materialität und seiner spezifischen Präsenz innerhalb einer historischen Konstellation. Schrift ist dabei nur als ein Teil der kulturellen Praktik des Schreibens und Rezipierens zu sehen, zu der auch Schreibgeräte, Materialien, Schreiborte, Schreibszenen, Texte, Textproduzenten, Schreiber, Vorleser, Leser etc. gehören.²³ Die Konzentration auf Schrift wäre gegenüber dieser Vielfalt textbezogener Praktiken zu eng und würde zudem die Grundfrage nach der Ermittlung des material verfassten kulturellen Sinns des Geschriebenen nicht beantworten können.

²² Vgl. Grube/Kogge 2005.

²³ Vgl. Zanetti 2012.

Zugleich grenzen wir uns forschungspraktisch von einem sehr weiten Textbegriff ab; es geht ausschließlich um material präsente Texte auf (dinglichen) Artefakten. Wir berücksichtigen nicht die – gewissermaßen mental präsente – ‚Wiederholungsrede‘ in zerdehnten Situationen, die ebenfalls sinnvoll als ‚Text‘ bezeichnet werden kann.²⁴ Um diese Abgrenzung begrifflich zu verdeutlichen, verwenden wir oft den Ausdruck **‚Geschriebenes‘**. Gegenüber einem entzeitlichten, entmaterialisierten Textbegriff hat dieser Ausdruck den Vorteil, die Handlung am Artefakt begrifflich abzubilden: die materiale Herstellung der Texte, die Vorbereitung des Beschreibstoffs, der Schreibakt selbst usw. Als ‚Geschriebenes‘ werden Texte als Resultat und Teil von Praktiken erkennbar. Eine praxeologisch orientierte Theorie kann auf diese Weise ein erweitertes Spektrum von Textfunktionen schon begrifflich abbilden.

Textkultur ist der spezifische Zusammenhang der zum Geschriebenen gehörenden Materialien, Orte und Praktiken, der texttragenden Artefakte selbst sowie der vorherrschenden Einstellungen zu Schrift und Geschriebenem, wie sie sich in Texten und Handlungen rekonstruieren lassen. Textkulturen lassen sich für historische Räume und Zeiten rekonstruieren und helfen so, die (rein semantische) Bedeutung von Texten durch ihre Bedeutung als Teile einer Textkultur zu ermitteln, die sehr vielgestaltig sein kann und sich nicht immer reibungslos zum Textinhalt fügt.

Artefakt

Da alle Dinge, auf denen etwas geschrieben steht, *als* beschriftete Dinge *gemachte* Dinge sind, nennen wir diese Dinge **Artefakte**. Das leuchtet für aufwändig – mittels spezifischer Künste/Handwerke (*artes*) – hergestellte Textträger wie Tontafeln oder Pergamente unmittelbar ein. Doch selbst eingeritzte Steine oder Baumrinden haben in ihrer Eigenschaft als Textträger artefaktischen Charakter. Auf diese Weise wird die kulturelle Formung der Untersuchungsgegenstände betont.²⁵ Artefakt soll auch den Begriff ‚Objekt‘ ersetzen, der – vor allem aufgrund seines Gegenbegriffs ‚Subjekt‘ – eine asymmetrische Relation von menschlichen Akteuren und Dingen von vornherein und auch jenseits des Produktionsprozesses festlegt. Der Artefaktbegriff weist zudem auf die materiellen Arrangements hin, in denen sich texttragende Dinge und die Menschen befinden, die an und mit ihnen handeln (Produzenten, Rezipienten, Archivare etc. oder auch Akteure magischer Praktiken, die schrifttragende Artefakte implizieren).

Wie oben bereits ausgeführt, bestand eine der wichtigsten methodischen Entscheidungen des SFB in einer Art hermeneutischer Zurückhaltung: Die auf Artefakten überlieferten Texte aus vergangenen Kulturen und ihre Präsenz werden *nicht zuerst* einer

²⁴ Vgl. Ehlich 1994; Lieb 2015, 3; Lieb/Ott 2016.

²⁵ Vgl. Reckwitz 2006 und 2008; Lueger 2000; Hurcombe 2007; Margolis/Laurence 2007; Eggert 2014.

texthermeneutischen Analyse des Textsinns auf der Ebene des Textinhalts unterzogen, sondern zunächst einer materialen, einer topologischen und einer praxeologisch orientierten Analyse und Beschreibung. Das heißt, die Artefakte werden nicht als zufällige, austauschbare und letztlich unbedeutende Träger von Schrift aufgefasst, sondern sie werden als wesentliche Bestandteile einer Interaktion ernst genommen, die sich zwischen ihnen, den Texten und den Menschen vollzieht. Schon die jeweilige materiale Beschaffenheit des noch unbearbeiteten Beschreibstoffes kann ein augenfälliges Angebot an menschliche Akteure darstellen („Affordanz“). Ähnliches gilt für das bearbeitete Artefakt, welches ebenfalls aufgrund seiner Materialität eigene Affordanzen aufweist.²⁶ Artefakte sind mehr als nur Relikte, an denen sich Spuren vergangenen Handelns ablesen lassen. Sie sind gemäß praxeologischer Theoriebildung konstitutiver Bestandteil von Praktiken.

Aus diesem Grund haben wir uns auch gegen eine dominante Nutzung des Begriffs ‚Medien‘ u. Ä. wie Schriftmedien entschieden. Zwar ist für die Medientheorie lange schon klar, dass Medien keine leeren Durchgangsformen sind, die Botschaften unbeschadet von Sender A zu Empfänger B bringen, sondern dass Medien mitkommunizieren, dass sie selbst Bedeutung haben und dass sie untilgbare Spuren im übermittelten Inhalt hinterlassen. Gleichwohl evoziert der Begriff des Mediums einen Primat des Kommunikativen, der Übermittlungsabsichten einer Seite und des Empfangens auf der anderen. Für eine Theorie materialer Textkulturen greift diese Festlegung auf die kommunikativen Funktionen von schrifttragenden Artefakten zu kurz. Sie berücksichtigt nicht die zahlreichen anderen Funktionen – magisch, erinnernd, machtausübend, verletzend, präsent-machend usw. Auch wenn für jeden Schriftgebrauch, für jedes schrifttragende Artefakt in gewissem Sinne eine Sender-Empfänger-Struktur ausgemacht werden kann, so ist doch die Botschaft keineswegs immer identisch mit dem Textinhalt (ein in riesigen Lettern in Marmor gehauenes einzelnes Wort, ein Name ‚bedeutet‘ nicht seinen Textinhalt, sondern das ganze Artefakt hat eine – kulturell ermittelbare – Bedeutung). Die Rede von Schriftmedien verschattet, dass das Artefakt selbst in seiner Gesamtheit (Fertigung, Material, Aufstellung, Anbringung, Zugänglichkeit etc.) innerhalb einer gegebenen Kultur eine Bedeutung hat, von der die Bedeutung des Textinhalts keinesfalls ablösbar ist.

Mit der Rede von schrifttragenden Artefakten wollen wir die material- und praxeologisch orientierte Dimension unserer Untersuchungen anzeigen; die generalisierte, aber nicht dogmatische Entscheidung gegen Begriffe wie Objekt und Medium hängen damit so zusammen, dass die Artefakte als handlungsleitende Positionen in Arrangements wirken und dass für ihr Verständnis niemals nur der Textinhalt, sondern stets das Ineinander von materialen und semantischen Aspekten zu berücksichtigen ist.

²⁶ Vgl. Gibson 1977.

Materialität – Topologie – Präsenz – Metatexte

Um den kulturellen Sinn schrifttragender Artefakte und ihrer spezifischen Präsenz in einer historisch gegebenen Situation zu erforschen, haben wir eine Heuristik für die Rekonstruktion von Textkulturen entwickelt. Zu den Methoden gehört die möglichst genaue Beschreibung der Materialität sowie in Verbindung damit Beschreibung der räumlichen Situation – sofern sie noch erkennbar ist oder rekonstruiert werden kann. Aus beiden Perspektiven wird im Idealfall (meistens heißt das: bei entsprechend guter Überlieferungslage) auf Praktiken geschlossen, deren Teil die Artefakte waren. Es geht uns dabei nicht vornehmlich um einmalige Handlungen von Einzelnen an schrifttragenden Artefakten. Die kulturelle Bedeutung des Geschriebenen erschließt sich vielmehr aus Praktiken, aus Handlungen also, die mit relativer Häufigkeit und Regelmäßigkeit auftreten. Da die materiale und räumliche Analyse für sich genommen oft nur fragmentarisch möglich ist und Handlungen, ob einzeln oder routiniert, von uns nicht (mehr) beobachtet werden können, ziehen wir Texte über Schrift und Geschriebenes hinzu, die aus der in Betracht stehenden Kultur stammen oder dort nachweislich rezipiert wurden und die wir (abweichend vom üblichen literaturwissenschaftlichen Sprachgebrauch) ‚Metatexte‘ nennen. Diese sind eine große Hilfe für die Ermittlung wahrscheinlicher textbezogener Praktiken und damit für das Verständnis eines Textes, eines texttragenden Artefakts und der zugehörigen Textkultur.

Materialität lässt sich am besten im Zusammenhang mit und in Abgrenzung von ‚Materie‘ und ‚Material‘ erläutern.²⁷ ‚Materie‘ ist der physikalische Stoff, aus dem ein Ding besteht. ‚Material‘ bezeichnet ebenfalls den physikalischen Stoff, jedoch unter einer anderen Perspektive, nämlich insofern die Materie kulturell geformt ist: Material ist vom Menschen veränderte oder gestaltete Materie. Diese Veränderung und Gestaltung geschieht im Hinblick auf die Herstellung eines Artefakts. Das Material ist kulturell zur Verfügung gestellte Materie. Materialität wiederum bezeichnet das Konzept, dass ein Artefakt (oder auch die Schrift auf dem Artefakt) eine physische Stofflichkeit besitzt und diese Stofflichkeit das Artefakt auf eine spezifische Weise bestimmt. Der Begriff der Materialität lenkt die Aufmerksamkeit auf die Stofflichkeit und stoffliche ‚Gemachtheit‘ der Artefakte und des Geschriebenen sowie auf die Möglichkeiten und Praktiken der stofflichen Manipulation und Bedeutungszuschreibung.

In der praktischen Arbeit ist die Differenzierung zwischen zwei Aspekten von ‚Materialität‘ sinnvoll: Eine engere Bedeutung von Materialität zielt auf das ‚Material‘ der Artefakte (wie Ton, Stein, Pergament etc., also kulturell zu Material geformte Materie), ein erweitertes Verständnis erlaubt etwa auch die formale Anordnung von äußeren Elementen (Format, Layoutkonventionen, Text-Bild-Anordnung etc.) oder die ästhetische Dimension eines Artefakts als genuinen Bestandteil seiner materialen Wirkmacht zu beschreiben.

27 Vgl. Appadurai 1986; Benne 2015; Miller 2005; Reckwitz 2002; Schatzki 2016; auch Meier/Focken/Ott 2015, 19–26.

Die **Topologie** zielt weniger auf die Materialität eines Artefakts, sondern auf seine räumlichen Dimensionen, auf die Verortung eines Textes in einem Ensemble anderer ihn umgebender Texte, Artefakte und Räumlichkeiten, auf architektonische Arrangements, die spezifische Praktiken und Perspektiven ermöglichen usw. Topologien dienen also der Erfassung von Artefaktarrangements und liefern zudem Hinweise darauf, welche spezifische Art der Präsenz den Artefakten zukam und welche Effekte von ihr ausgingen. Seit dem so genannten *Spatial Turn* der Kulturwissenschaften rücken räumliche Aspekte auch in historischen Analysen verstärkt in den Fokus. Raum wird dabei sowohl als topographisch messbare Größe als auch in seiner nicht-topographischen Bedeutung betrachtet, in der von ‚virtuellem Raum‘ oder auch von einem durch Text evozierten ‚liturgischen Raum‘ gesprochen werden kann.

Der Raum, in dem schrifttragende Artefakte präsent sind, bedingt auf vielfältige Weise deren Rezeptionspraktiken. Er definiert Bedingungen der (lesenden oder bloß betrachtenden) Wahrnehmung, bezieht die Artefakte ggf. in die Praktiken ein, die dort stattfinden, setzt im Falle restringierter Zugänglichkeit den Personenkreis fest, welcher allein diese zu sehen bekommt oder gar über sie verfügt. Raum kann den eigenen Charakter und Status auf die darin befindlichen schrifttragenden Artefakte übertragen.²⁸ Umgekehrt können diese jedoch auch an der Konstituierung und Charakterisierung des Raumes teilnehmen, in dem sie präsent sind. So kann Schrift (etwa in/an Kirchen) den sakralen Status des Raumes sichern und im Inneren differenzieren und gliedern oder im Falle antiker Heiligtümer dessen Grenzen markieren und Regeln angemessenen Verhaltens formulieren. Durch Anhäufung und gegenseitige Bezugnahmen von im Laufe der Zeit zusammenkommenden Inschriften in städtischen Räumen der Antike und des Mittelalters können diese den memorialen und autoritativen Charakter eines öffentlichen ‚Archivs‘ bekommen. Schließlich kann mit der Topologie auch die räumliche Dimension des Geschriebenen am Artefakt selbst in den Blick genommen werden. So können Inschriften an Gebäuden oder an statuarischen Monumenten Benutzer und Betrachter in ihrer Wahrnehmung und Bewegung im Raum ‚leiten‘. Hat das schrifttragende Artefakt die überschaubaren Dimensionen einer Pergamentseite oder einer Inschriftenstele, so berührt sich die Topologie der Schrift mit dem Aspekt des Layouts.

Mit **Präsenz** bezeichnen wir die Weise, in der ein schrifttragendes Artefakt als Element materialer Arrangements ‚zuhanden‘, in Praktiken eingebunden war. Unser Präsenzbegriff zielt somit nicht auf die bloße Verortung, sondern auf die praxeologische Dimension schrifttragender Artefakte. Wichtig ist dabei, dass Präsenz einem Artefakt nicht *sui generis* zukommt, sondern häufig intendiert und bewusst produziert wird.²⁹ Dieser Aspekt kommt besonders bei der Betrachtung von Material und räumlicher Situation von Artefakten zur Geltung. Wir versuchen bei der Beschreibung schrifttragender Artefakte die Weise zu erfassen, in der das Artefakt sicht- oder greifbar war für

²⁸ Vgl. Frese/Keil/Krüger 2014.

²⁹ Vgl. Allgaier et al. 2019, 194–197.

Handlungen an und mit dem Artefakt oder wie das Artefakt innerhalb des materialen Arrangements gewirkt hat. Entscheidend für die Präsenz eines schrifttragenden Artefakts erweisen sich somit sowohl seine Affordanzen – die ihm innewohnenden Handlungsangebote oder -aufforderungen – als auch seine topologische Einbindung. Ein besonders interessanter Grenzfall der Präsenz ist die restringierte Zugänglichkeit: Manche schrifttragende Artefakte waren bewusst dem Handlungsfeld, oft sogar dem Sichtfeld entzogen. Auch dieses Verhältnis zum Raum und zu den Menschen im Raum ist für das Verständnis des Artefakts sowie einer Textkultur zentral. Nicht selten gibt die räumliche Situierung – so sie rekonstruierbar ist – Rätsel auf: Inschriften so hoch oben, dass sie nicht lesbar sind, verplombte Bleitafelchen in Brunnen, kostbare Handschriften, die nur sehr ausgewählten Personen zugänglich waren. Derartige Beispiele, wo sich Geschriebenes geradlinigen utilitaristischen Erklärungen widersetzt, zeigen pointiert die Einbindung schrifttragender Artefakte in ihre je eigenen Textkulturen und besitzen für uns somit einen besonderen heuristischen Wert.

Die Beschreibung der Präsenz eines schrifttragenden Artefakts ist dabei gerade keine antihermeneutische Strategie, wie bei Hans Ulrich Gumbrecht, der Präsenz und Hermeneutik gegeneinander ausgespielt hat.³⁰ Die abendländische Geistesgeschichte mit ihrer Fixierung auf intelligiblen Sinn müsse, so Gumbrecht, austariert werden durch die Berücksichtigung des Präsentisch-sich-Ereignenden in seinen ästhetischen und sinnlichen Qualitäten. Im Hinblick auf den spezifischen Fall schrifttragender Artefakte betont die Theorie materialer Textkulturen demgegenüber, dass Präsenz-Erfahrung und die hermeneutische Suche nach Textsinn sich in der Regel simultan ereignen und sich wechselseitig beeinflussen, da sich der Sinn eines Textes auch erst in der Rezeptionssituation und im Rezipienten ‚ereignet‘ und daher von den Präsenzeffekten der materialen und räumlichen Gegebenheit des Textes nicht zu lösen ist.

Da die historische Platzierung schrifttragender Artefakte oft nicht mehr ermittelbar ist, ist die topologische Beschreibung und damit die Rekonstruktion der beabsichtigten oder tatsächlichen Wirkung und der Praktiken ein besonders sensibler methodischer Punkt. Eine herausgehobene Rolle kommt nicht zuletzt in diesem Zusammenhang den **Metatexten** („Geschriebenes über Geschriebenes“³¹) zu, welche wir in Anlehnung an, jedoch nicht deckungsgleich mit der üblichen literaturwissenschaftlichen Verwendung des Begriffs definieren:³² Metatexte nennen wir Texte, in denen schrifttragende Artefakte und die mit ihnen in Verbindung stehenden menschlichen Akteure und Praktiken beschrieben, erzählt oder diskutiert werden. Derartige Metatexte bieten – wo vorhanden – Einblicke oft genau in jene Aspekte, die bei den physisch erhaltenen Artefakten nicht mehr zugänglich sind. Metatexte helfen bei der Rekonstruktion der Praktiken, die am und mit dem Geschriebenen vollzogen werden. Zwar ist immer wieder zu beobachten, dass die metatextuelle Darstellung von schrifttragenden Artefakten

³⁰ Vgl. Gumbrecht 2004.

³¹ Hilgert 2010, 95–96.

³² Vgl. hierzu Focken/Ott 2016b.

und darauf bezogenen Praktiken keinesfalls historische Wirklichkeit abbilden muss. Doch speichert und reflektiert sie jedenfalls Praktiken und (Denk-)Möglichkeiten, die sehr wertvoll für das Verständnis jener Textkulturen sein können, denen die Metatexte angehören. Auch die Selbstreferentialität stellt eine wichtige Form der Metatextualität dar, die gerade für die im SFB zentrale Frage nach der Bedeutungskonstitution bzw. Bedeutungsrekonstruktion von großem Interesse ist, wenn in Geschriebenem über die Verfertigung und Beschaffenheit eben dieses Geschriebenen reflektiert wird. Nicht zuletzt bietet auch die Analyse fiktiver, zuweilen phantastisch-irrealer Schriftlichkeit eine wichtige Ergänzung und zuweilen auch ein Korrektiv für die artefaktzentrierte Arbeit, denn sie kann zeigen, welche Bedeutung und welche Möglichkeiten Geschriebenem in einer Kultur generell zugemessen wurden.³³

Themenfelder und Thesen im Überblick

Die Synthese der Forschungen am SFB 933 wurde konzentriert in sechs interdisziplinär zusammengesetzten Themenfeld-Gruppen geleistet. Eher theoretisch grundlegende Fragen wurden in den Themenfeldern ‚Reflexion von Schrift und Schriftlichkeit‘ (Kapitel 1), ‚Layout, Gestaltung, Text-Bild‘ (Kapitel 2) und ‚Gedächtnis und Archiv‘ (Kapitel 3) gebündelt. Es geht in diesen Themenfeldern um grundlegende Fragen zu Funktion und Wirkung von Geschriebenem in seiner materiellen Verfasstheit und der damit verbundenen Gestaltung, räumlichen Verortung und der evozierten Präsenz. Diese Abschnitte sind auch der Ort, an dem das Verhältnis einer Theorie materialer Textkulturen zur rezenten Theoriebildung skizziert wird. Geschriebenes in seiner Eigenwirksamkeit auch jenseits von Kommunikationsfunktionen ist der Gegenstand von Kapitel 1. Kapitel 2 bündelt die thesenförmigen Überlegungen zur materialen Gestaltung des Geschriebenen und sein Verhältnis zu anderen Elementen auf der Fläche und/oder im Raum. Dabei spielen auch das Text-Bild-Verhältnis sowie die ikonische Qualität von Geschriebenem (Schriftbildlichkeit) eine Rolle. Kapitel 3 behandelt die Gedächtnis- und Archivfunktion von Geschriebenem, da die oft intendierte, nicht selten aber auch zufällige Überdauerung des Geschriebenen über die Zeit so grundlegend mit ihrer Materialität verbunden ist, dass diese Funktionen auch dann eine tragende Rolle spielen, wenn ein schrifttragendes Artefakt nicht als Speichermedium hergestellt wurde.

Das Themenfeld zum ‚materialen Wandel‘ (Kapitel 4) behandelt das Verschwinden bzw. Auftreten von Beschreibstoffen, Technologien und daran geknüpften kulturellen Praktiken, Prozesse also, die zu einer mittel- bis längerfristig dauerhaften Veränderung der materialen Präsenz von schrifttragenden Artefakten in einer Kultur

³³ Vgl. Focken/Ott 2016a; Wagner/Neufeld/Lieb 2019.

führen. Ausgangsthese des SFB 933 war, dass der Umgang mit Geschriebenem in Gesellschaften, in denen es (noch) keine technischen Reproduktionsverfahren gibt, mittels derer schriftliche Texte massenhaft verfügbar werden, eigene Praktiken des Umgangs mit Geschriebenem, eigene Textkulturen, entwickelt. Diese weisen einen spezifischen Zusammenhang von Text, Materialität, Räumlichkeit, Präsenz und darauf bezogenen Praktiken aus. Dieser Zusammenhang lässt sich unter anderem in historischen Situationen des Wandels – z. B. des Beschreibstoffes von Pergament zu Papier oder des Formats von Rolle zu Codex – gut verstehen. Dies insbesondere deshalb, weil der Umbruch nie plötzlich und oft gar nicht vollständig geschah oder auch ganz abgelehnt wurde.

Auf die thesenförmigen Überlegungen der vier allgemeiner gehaltenen Themenfelder folgen zwei Themenfelder, die sich mit Verdichtungen kulturell-gesellschaftlicher Funktionen des Geschriebenen befassen, mit ‚Sakralisierung‘ und ‚politischer Herrschaft und Verwaltung‘. Die Thesen sind kulturübergreifend vergleichend zu abgrenzbaren Feldern sozialer Praxis des Kultisch-Religiösen und des Politisch-Administrativen formuliert. Dabei sollen die kulturhistorisch gravierenden Unterschiede nicht eingeebnet werden, es soll nicht negiert werden, dass das moderne Konzept von ‚Religion‘ in vielen Kulturen so gar nicht realisiert war oder in denen sich der eher politische Bereich gar nicht von dem des Religiös-Sakralen sinnvoll trennen lässt. Gleichwohl lassen sich in jeder Kultur Bereiche ansprechen, in denen es eher um Praktiken der Verwaltung oder eher um solche den Bereich des Sakralen betreffend geht. Die vergleichende Forschungsarbeit zu den Textkulturen, die gesellschaftlichen Teilbereichen zugehören, ist als Heuristik zu verstehen. Es zeigt sich im Durchgang nicht nur, dass die Teilbereiche im kulturellen und historischen Vergleich stark divergieren, sondern dass auch unterschiedliche textbezogene Praktiken in verschiedenen Teilbereichen innerhalb einer Gesellschaft vorherrschen. Gleichwohl lassen sich vormoderne Textkulturen in dieser Weise vergleichend untersuchen; es lassen sich Gemeinsamkeiten und Unterschiede der textbezogenen Praktiken und Einstellungen in jeweils ähnlichen gesellschaftlichen Teilbereichen erkennen.

Die gebündelten Thesen dieser Themenfelder sind weder nach der Menge möglicher gesellschaftlicher Teilbereiche hin abgeschlossen noch hinsichtlich der einbezogenen historisch-vorfindlichen Textkulturen. Es zeigt sich in diesem paradigmatischen Durchgang die Produktivität einer Theorie materialer Textkulturen in kulturvergleichender Hinsicht. Dieses Programm ist nicht abgeschlossen und soll es auch nicht sein.

Am Schluss dieser Einleitung möchten wir – wie gesagt – alle Thesen in Vorausschau dieses Buches einmal aufreihen. Sie ergeben kein ganz einheitliches Bild, da die einzelnen Kapitel materiale Textkultur(en) nicht nur thematisch, sondern auch bezüglich ihres methodisch-wissenschaftlichen Zugriffs durchaus unterschiedlich ansprechen. Diese Heterogenität macht deutlich, dass die versammelten Thesen kein abgeschlossenes theoretisches System darstellen sollen. Sie spiegelt zudem die Vielfalt der Forschungen, welche in die Thesen eingegangen sind: text- und material-

wissenschaftliche Ansätze, historisch-beschreibende und transhistorisch-theoretische Forschung, postmoderne Kulturwissenschaft und materialschließende Grundlagenforschung, wie sie in zwölf Jahren SFB betrieben wurden. Oftmals greifen diese unterschiedlichen Ansätze ineinander, manchmal stehen sie auch nur als Erkenntnisse unterschiedlicher Art nebeneinander. Zu berücksichtigen ist auch, dass die Thesen dieses Bandes weder die gesamte Forschungsarbeit des SFB noch das Thema der materialen Textkulturen vollständig abdecken. Aber in ihnen verdichtet sich die Forschungsarbeit des SFB: Die Thesen führen Aspekte und zugrundeliegende Prinzipien materialer Textkulturen zusammen, welche sich in den vergangenen zwölf Jahren als zentral erwiesen haben. Als Thesen formuliert, erheben diese Erkenntnisse nicht den Anspruch der Unabweisbarkeit und lückenlosen Gültigkeit, sondern fordern vielmehr dazu auf, sich an ihnen zu reiben, sie weiterzudenken, sie zu ergänzen, zu differenzieren und ggf. an der einen oder anderen Stelle auch zu revidieren.

Kapitel 1

Reflexion von Schrift und Schriftlichkeit

- These 1** Schrift lässt sich nicht auf ihre Repräsentationsfunktion reduzieren, sondern hat selbst ästhetische Präsenz und Wirksamkeit. — 36
- These 2** Materialität und Präsenz des Geschriebenen erzeugen eigene Sinngehalte. — 43
- These 3** Wird Geschriebenes nicht in Begriffen der Kommunikation zwischen Subjekten gedacht, kommt ihm selbst Leiblichkeit und Agentialität zu. — 46
- These 4** Die Dimensionen von Geschriebenem werden in vormodernen Texten explizit oder implizit reflektiert. — 51
- These 5** Die ästhetische Permanenz des Geschriebenen, also seine sinnlich wahrgenommene (lange oder kurze) zeitliche Beständigkeit, ist konstitutiv für die Bedeutung und Wirkung von Geschriebenem. — 55
- These 6** Die räumliche Realisierung ist konstitutiv für die Bedeutung und Wirkung von Geschriebenem. — 58

Kapitel 2

Layout, Gestaltung, Text-Bild

- These 7** Layout und Schriftträger bedingen sich gegenseitig. In non-typographischen Schriftkulturen ist dabei der Einfluss des Schriftträgers diverser. — 71
- These 8** Das Layout des Geschriebenen und die Gestaltung seiner Schriftzeichen tragen immer ein Bedeutungspotential in sich. — 76
- These 9** Layout von Geschriebenem kann maßgeblich von kommunikativen Intentionen der Produzent:innen bestimmt sein. — 86
- These 10** Durch das Layout werden unterschiedliche Rezeptionspraktiken angeboten. — 95
- These 11** Layout und Textsorte stehen in enger und vielschichtiger Verbindung, die von verschiedener Seite aus beeinflusst werden kann. — 99

Kapitel 3

Gedächtnis und Archiv

- These 12** Gedächtnis und Archiv sind dynamisch und nicht abgeschlossen. — 125
- These 13** Artefakte durchlaufen ‚Gedächtnisbiographien‘. Diese sind durch produktions- und rezeptionsseitige Funktionalisierungen geprägt. — 130
- These 14** In Standort und Zugangsbedingungen von Archiven manifestieren sich die Intentionen der ‚Archonten‘. — 132
- These 15** Die materiale Beschaffenheit und die Ordnung von Archivalien ermöglichen Rückschlüsse auf die ‚Archonten‘. — 136
- These 16** In Archiven werden schrifttragende Artefakte gefiltert, codiert und transformiert. — 141
- These 17** Es besteht ein direkter Zusammenhang zwischen der Materialität von Gedächtnismedien, ihren Zielgruppen und ihren Überlieferungschancen. — 145

- These 18** Schrift auf Gedächtnismedien kann Erinnerung formen und die Diskrepanz zwischen Intention und Rezeption dauerhaft überbrücken. — 147

Kapitel 4

Materialer Wandel

- These 19** Die Materialität von Textkulturen verändert sich in Wandlungsprozessen, die nicht sprunghaft, sondern kontinuierlich verlaufen. — 165
- These 20** Affordanz und Funktion von Schriftartefakten sowie Produktions- und Rezeptionspraktiken verändern sich mit Prozessen des materialen Wandels in nicht-synchroner Weise. — 169
- These 21** Materialer Wandel löst ambivalente Reaktionen aus. — 177
- These 22** Rückgriffe auf traditionelle Produktionstechniken führen zu einer Neubewertung althergebrachter Materialien, Herstellungsweisen und Formate sowie zu veränderten Sinnzuschreibungen und Verwendungspraktiken. — 183
- These 23** Der Wechsel der Akteure im Zuge des materialen Wandels geht mit der Verschiebung von Machtverhältnissen und sozialen Feldern einher. — 188

Kapitel 5

Sakralisierung

- These 24** Schrift besitzt hierographisches Potential. — 211
- These 25** Schrift eröffnet Möglichkeiten zur Scheidung von profanem und sakralem Raum. Dadurch entstehen Räume der Liminalität. — 221
- These 26** Sakralität ist in ihrem Status stets gefährdet. Demonstrativer Einsatz von Schrift dient der Beglaubigung, Legitimierung und Stabilisierung von Sakralität. — 231
- These 27** Sakrale Orte (Tempel, Kirche, Altar) ziehen Schrift an: Schrifttragende Artefakte empfangen dort Anteil am Sakralen und tragen zugleich selbst zur Sakralisierung bei. — 237

Kapitel 6

Politische Herrschaft und Verwaltung

- These 28** Herrscher und Administratoren in Gebieten mit mehreren Sprachen wählten bewusst, welche Sprachen und Schriftsysteme als Geschriebenes materialisiert wurden. Die Beschriftung eines Denkmals mit einem Text in mehreren Sprachen diente fast immer in erster Linie der Visualisierung von Autorität. — 265
- These 29** Geographischer oder geopolitischer Raum kann zum Prestige und zur Autorität eines Herrschaftstextes beitragen, indem er den Texthandelnden mit der Autorität des Ortes in Verbindung bringt. — 275
- These 30** Eine Veränderung der Materialität eines bestimmten Textes signalisiert oft eine Funktionsverschiebung des Dokuments. — 280
- These 31** Das Layout kann die Bedeutung von Texten ganz erheblich verändern und erlaubt eine Unterscheidung zwischen Herrschafts- und Verwaltungsschrifttum. Aus dem Layout lässt sich der Grad der Ausgereiftheit und Standardisierung einer Verwaltung ablesen. — 288
- These 32** Vereinfachte und kursive Schrift oder Abkürzungen sind charakteristisch für Grundformen des Verwaltungsschrifttums. Herrschaftsschrifttum neigt dazu, ein Schriftbild zu verwenden, das Sorgfalt, Beständigkeit und Glaubwürdigkeit vermitteln kann, was oft zur ‚monumentalen‘ Anwendung von Geschriebenem führt. — 290
- These 33** Bilder können die Botschaft von Herrschaftsschrifttum verstärken, den ideologischen Rahmen der Gesellschaftsordnung visualisieren und ein größeres, weniger gebildetes Publikum ansprechen, aber sie sind nicht immer ein integraler Bestandteil von Herrschaftsschrifttum. — 293
- These 34** Herrschafts- oder Verwaltungstexte, insbesondere solche, die auf tragbaren Medien geschrieben wurden, erforderten oft ein Mittel zur materiellen Authentifizierung, um die Gültigkeit des Artefakts zu beweisen. — 297
- These 35** Verwaltungsschrifttum umfasste einige der interaktivsten Formen schrifttragender Artefakte, während Herrschaftskommunikation normalerweise einseitig sein wollte. — 299

Bibliographie

- Allgaier, Benjamin/Bolle, Katharina/Jaspert, Nikolas/Knauber, Konrad/Lieb, Ludger/Roels, Evelien/Sauer, Rebecca/Schneidereit, Nele/Wallenwein, Kirsten (2019), „Gedächtnis – Materialität – Schrift. Ein erinnerungskulturelles Modell zur Analyse schrifttragender Artefakte“, *Saeculum* 69/2, 181–244.
- Appadurai, Arjun (1986), *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*, New York.
- Aronin, Larissa/Hornsby, Michael/Kiliańska-Przybyło, Grażyna (Hgg.) (2018), *The Material Culture of Multilingualism*, Cham (CH).
- Barsch, Sebastian/Norden, Jörg van (Hgg.) (2020), *Historisches Lernen und Materielle Kultur. Von Dingen und Objekten in der Geschichtsdidaktik*, Bielefeld.
- Benne, Christian (2015), *Die Erfindung des Manuskripts. Zu Theorie und Geschichte literarischer Gegenständlichkeit*, Frankfurt a. M.
- Bennett, Tony/Joyce, Patrick (2010), „Material Powers. Introduction“, in: Tony Bennett u. Patrick Joyce (Hgg.), *Material Powers. Cultural Studies, History and the Material Turn*, London/New York, 1–21.
- Caroll, Timothy/Walford, Antonia/Walton, Shireen (Hgg.) (2021), *Lineages and Advancements in Material Culture Studies. Perspectives from UCL Anthropology*, London/New York.
- Daston, Lorraine (Hg.) (2004), *Things That Talk. Lessons from Art and Science*, Princeton.
- Eggert, Manfred K. H. (2014), „Artefakt“, in: Stefanie Samida, Manfred K. H. Eggert u. Hans Peter Hahn (Hgg.), *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, Stuttgart/Weimar, 169–173.
- Ehlich, Konrad (1994), „Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation“, in: Hartmut Günther u. Otto Ludwig (Hgg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*, Bd. 1, Berlin/New York, 18–41.
- Elias, Friederike/Franz, Albrecht/Murmann, Henning/Weiser, Ulrich Wilhelm (Hgg.) (2014), *Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften* (Materiale Textkulturen 3), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110370188>.
- Focken, Friedrich-Emanuel/Ott, Michael R. (2016b), „Metatexte und schrifttragende Artefakte“, in: Friedrich-Emanuel Focken u. Michael R. Ott (Hgg.), *Metatexte. Erzählungen von schrifttragenden Artefakten in der alttestamentlichen und mittelalterlichen Literatur* (Materiale Textkulturen 15), Berlin/Boston, 1–9, <https://doi.org/10.1515/9783110417944-002>.
- Focken, Friedrich-Emanuel/Ott, Michael R. (Hgg.) (2016a), *Metatexte. Erzählungen von schrifttragenden Artefakten in der alttestamentlichen und mittelalterlichen Literatur* (Materiale Textkulturen 15), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110417944>.
- Frese, Tobias/Keil, Wilfried E./Krüger, Kristina (Hgg.) (2014), *Verborgene, unsichtbar, unlesbar – zur Problematik restringierter Schriftpräsenz* (Materiale Textkulturen 2), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110353587>.
- Gibson, James J. (1977), „The Theory of Affordances“, in: Robert Shaw u. John Bransford (Hgg.), *Perceiving, Acting, and Knowing: Toward an Ecological Psychology*, Hillsdale, 67–82.
- Glassie, Henry (1999), *Material Culture*, Bloomington, IN.
- Goll, Tobias/Keil, Daniel/Telios, Thomas (Hgg.) (2013), *Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus*, Münster.
- Grube, Gernot/Kogge, Werner (2005), „Zur Einleitung: Was ist Schrift?“, in: Gernot Grube, Werner Kogge u. Sybille Krämer (Hgg.), *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*, München, 9–19.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2004), *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*, übers. von Joachim Schulte, Frankfurt a. M.

- Haasis, Lucas/Rieske, Constantin (Hgg.) (2015), *Historische Praxeologie. Dimensionen vergangenen Handelns*, Paderborn.
- Hahn, Hans Peter (2005), *Materielle Kultur. Eine Einführung*, Berlin.
- Hahn, Hans Peter (2015a), „Der Eigensinn der Dinge – Einleitung“, in: Hans Peter Hahn (Hg.), *Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen*, Berlin, 9–56.
- Hahn, Hans Peter (2015b), „Lost in Things. Eine kritische Perspektive auf Konzepte materieller Kultur“, in: Philipp W. Stockhammer u. Hans Peter Hahn (Hgg.), *Lost in Things. Fragen an die Welt des Materiellen*, Münster/New York, 9–23.
- Hedreen, Guy Michael (Hg.) (2021), *Material World. The Intersection of Art, Science, and Nature in Ancient Literature and its Renaissance Reception*, Leiden/Boston.
- Hicks, Dan/Beaudry, Mary C. (Hgg.) (2010), *Material Culture Studies*, Oxford.
- Hilgert, Markus (2010), „Textanthropologie. Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie“, in: *Mitteilungen der deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin* 142, 87–126.
- Hilgert, Markus (2016), „Materiale Textkulturen. Textbasierte historische Kulturwissenschaften nach dem *material culture turn*“, in: Herbert Kalthoff, Torsten Cress u. Tobias Röhl (Hgg.), *Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*, Paderborn, 255–268.
- Hilgert, Markus/Hofmann, Kerstin P./Simon, Henrike (Hgg.) (2018), *Objektepistemologien. Zur Vermessung eines transdisziplinären Forschungsraums*, Berlin.
- Hodder, Ian (1986), *Reading the Past. Current Approaches to Interpretation in Archaeology*, Cambridge.
- Hurcombe, Linda M. (2007), *Archaeological Artefacts as Material Culture*, New York.
- Kalthoff, Herbert/Cress, Torsten/Röhl, Tobias (Hgg.) (2016), *Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*, Paderborn.
- Keupp, Jan (2017), „Die Gegenstandslosigkeit des Materiellen: Was den material turn zum Abtörner macht“, in: *Mittelalterblog* (26. Juni 2017), <https://mittelalter.hypotheses.org/10617> (Stand: 6.9.2018).
- Keupp, Jan/Schmitz-Esser, Romedio (2015), „Einführung in die ‚Neue alte Sachlichkeit‘. Ein Plädoyer für eine Realienkunde des Mittelalters in kulturhistorischer Perspektive“, in: Jan Keupp u. Romedio Schmitz-Esser (Hgg.), *Neue alte Sachlichkeit. Studienbuch Materialität des Mittelalters*, Ostfildern, 9–46.
- Knorr Cetina, Karin/Schatzki, Theodore (2001), *The Practice Turn in Contemporary Theory*, New York.
- Kotrosits, Maia (2020), *The Lives of Objects. Material Culture, Experience, and the Real in the History of Early Christianity*, Chicago/London.
- Lake, Crystal B. (2020), *Artifacts. How We Think and Write about Found Objects*, Baltimore.
- Latour, Bruno (1996), „On Actor-Network-Theory. A Few Clarifications Plus More than a Few Complications“, in: *Soziale Welt* 47, 369–381.
- Latour, Bruno (2007), *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt a. M.
- Lieb, Ludger (2015), „Spuren materialer Textkulturen. Neun Thesen zur höfischen Textualität im Spiegel textimmanenter Inschriften“, in: Beate Kellner, Ludger Lieb u. Stephan Müller (Hgg.), *Höfische Textualität. Festschrift für Peter Strohschneider* (GRM-Beiheft 69), Heidelberg, 1–20.
- Lieb, Ludger/Ott, Michael R. (2016), „Schnittstellen. Mensch-Artefakt-Interaktion in deutschsprachigen Texten des 13. Jahrhunderts“, in: Friedrich-Emanuel Focken u. Michael R. Ott (Hgg.), *Metatexte. Erzählungen von schrifttragenden Artefakten in der alttestamentlichen und mittelalterlichen Literatur* (Materiale Textkulturen 15), Berlin/Boston, 265–280, <https://doi.org/10.1515/9783110417944-014>.
- Lueger, Manfred (2000), „Artefaktanalyse“, in: Manfred Lueger (Hg.), *Grundlagen qualitativer Feldforschung. Methodologie – Organisation – Materialanalyse*, Wien, 140–163.

- Margolis, Eric/Laurence, Stephen (Hgg.) (2007), *Creations of the Mind: Theories of Artifacts and Their Representation*, New York.
- Meier, Thomas/Focken, Friedrich-Emanuel/Ott, Michael R. (2015), „Material“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 19–31, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.19>.
- Meier, Thomas/Ott, Michael R./Sauer, Rebecca (Hgg.) (2015), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110371291>.
- Miller, David (1987), *Material Culture and Mass Consumption*, Oxford.
- Miller, David (Hg.) (2005), *Materiality*, Durham/London.
- Olsen, Bjørnar (2003), „Material Culture after Text: Re-Membering Things“, in: *Norwegian Archaeology Review* 36, 87–104.
- Olsen, Bjørnar (2010), *In Defense of Things. Archaeology and the Ontology of Objects*, Lanham, MD/Plymouth (UK).
- Reckwitz, Andreas (2002), „The Status of the ‚Material‘ in Theories of Culture: From ‚Social Structure‘ to ‚Artefacts‘“, in: *Journal for the Theory of Social Behaviour* 32 (2), 195–217.
- Reckwitz, Andreas (2003), „Grundelemente einer Theorie des Sozialen. Eine sozialtheoretische Perspektive“, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4), 282–301.
- Reckwitz, Andreas (2006), *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*, Weilerswist.
- Reckwitz, Andreas (2008), „Der Ort des Materiellen in den Kulturtheorien. Von sozialen Strukturen zu Artefakten“, in: Andreas Reckwitz, *Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie*, Bielefeld, 131–156.
- Reckwitz, Andreas (2012), „Affective Spaces. A Praxeological Outlook“, in: *Rethinking History. The Journal of Theory and Practice* 16 (2), 241–258.
- Reckwitz, Andreas (2014), „Die Materialisierung der Kultur“, in: Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann u. Ulrich Wilhelm Weiser (Hgg.), *Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften* (Materiale Textkulturen 3), Berlin/Boston, 13–25, <https://doi.org/10.1515/9783110370188.13>.
- Samida, Stefanie (2016), „Materielle Kultur und dann? Kulturwissenschaftliche Anmerkungen zu einem aktuellen Trend in der Zeitgeschichtsforschung“, in: *Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History* 13, 506–514.
- Samida, Stefanie/Eggert, Manfred K. H./Hahn, Hans Peter (Hgg.) (2014), *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, Stuttgart/Weimar.
- Schatzki, Theodore (1996), *Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*, New York.
- Schatzki, Theodore (2002), *The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change*, Pennsylvania.
- Schatzki, Theodore (2003), „A New Societist Social Ontology“, in: *Philosophy of the Social Sciences* 33 (2), 174–202.
- Schatzki, Theodore (2016), „Materialität und soziales Leben“, in: Herbert Kalthoff, Torsten Cress u. Tobias Röhl (Hgg.), *Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*, München, 63–88.
- Schatzki, Theodore (2017), „Sayings, Texts and Discursive Formations“, in: Allison Hui, Theodore Schatzki u. Elizabeth Shove (Hgg.), *The Nexus of Practices: Connections, Constellations, Practitioners*, London, 126–140.
- Schreiber, Stefan/Hofmann, Kerstin P./Meier, Thomas/Mölders, Doreen (Hgg.) (2016), *Massendinghaltung in der Archäologie. Der material turn und die Ur- und Frühgeschichte*, Leiden.

- Schulz-Schaeffer, Ingo (2000), „Kapitel VIII. Akteur-Netzwerk-Theorie. Zur Koevolution von Gesellschaft, Natur und Technik“, in: Johannes Weyer (Hg.), *Soziale Netzwerke. Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung*, München/Wien, 187–211.
- Schüttpelz, Erhard/Bergermann, Ulrike/Dommann, Monika/Stolow, Jeremy/Taha, Nadine (Hgg.) (2021), *Connect and Divide. The Practice Turn in Media Studies*, Zürich.
- Tacke, Andreas/Münch, Birgit Ulrike/Augustyn, Wolfgang (Hgg.) (2018), *Material Culture. Präsenz und Sichtbarkeit von Künstlern, Zünften und Bruderschaften in der Vormoderne*, Petersburg.
- Tilley, Christopher (1990), *Reading Material Culture: Structuralism, Hermeneutics and Poststructuralism*, Oxford.
- Tilley, Christopher (1991), *Material Culture and Text: The Art of Ambiguity*, London.
- Wagner, Ricarda/Neufeld, Christine/Lieb, Ludger (Hgg.) (2019), *Writing beyond Pen and Parchment. Inscribed Objects in Medieval European Literature* (Materiale Textkulturen 30), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110645446>.
- Woodward, Ian (2007), *Understanding Material Culture*, London et al.
- Zanetti, Sandro (Hg.) (2012), *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte*, Berlin.

Kapitel 1

Reflexion von Schrift und Schriftlichkeit

Stephanie Béreiziat-Lang, Nele Schneidereit, Dennis Disselhoff,
Robert Folger, Marina Aurora Garzón Fernández, Jonas Grethlein,
Ludger Lieb, Christina Schulz, Sarina Tschachtli, Laura Velte

Kapitel 1

Reflexion von Schrift und Schriftlichkeit

Stephanie Béreiziat-Lang, Nele Schneidereit, Dennis Disselhoff, Robert Folger,
Marina Aurora Garzón Fernández, Jonas Grethlein, Ludger Lieb, Christina Schulz,
Sarina Tschachtli, Laura Velte

Das vorliegende Kapitel behandelt diejenigen Prämissen der Theorie materialer Textkulturen, die das Phänomen Schrift selbst betreffen. Über Schrift und ihre Geschichte ist viel geforscht und geschrieben worden. Hier interessieren uns aber weniger die kulturelle Differenzierung verschiedener Schriftsysteme oder deren historische Entwicklung, sondern allgemeine Aspekte von Schrift als materiales und präsentisches Phänomen. Es geht also nicht um Hieroglyphen im Verhältnis zur Keilschrift – obwohl sich jeweils sehr viel zu den materialen Bedingungen beider Schriftsysteme sagen ließe und von Forscherinnen und Forschern im SFB 933 ‚Materiale Textkulturen‘ auch gesagt worden ist. Es geht vielmehr um Schrift im allgemeinen Sinne als zusammenhängende Systeme von Zeichen, die Verständigung über Zeit und Raum hinweg ermöglichen. Im Sinne einer ‚erweiterten Hermeneutik‘ (vgl. oben, Einleitung, S. 6–14) geht es zudem vor allem um die Schrift in ihrer Eigenwirksamkeit über ihre kommunikativen Funktionen hinaus. Schrift verweist auf eine ihr äußerliche Semantik, erzeugt aber – so der Gedanke von These 1 – durch ihre materiale Präsenz selbst Bedeutung, die diese Semantik erweitert oder konterkariert. Auch Autorschaft und Intention treten somit in den Hintergrund der Untersuchung, denn wie die Sprache selbst basiert auch die Schrift auf einer Generalisierung und Konventionalisierung, so dass eine vermeintlich individuelle Aussage immer von der zeichenhaften Konvention überschrieben und in einen neuen situativen (textuellen) Kontext überführt wird.

Schrift als Gesamtheit referenzierender, präsenter und operationaler, d. h. disjunkter, grundsätzlich regelgeleitet anwendbarer Zeichen¹ ermöglicht Kommunikation und verunmöglicht sie zugleich, insofern sich das individuell Gemeinte nicht als solches verschriftlichen lässt. In der Kommunikation über Raum und Zeit, die Schrift einerseits ermöglichen soll, wird andererseits durch die Abwesenheit von Sender und Empfänger gerade die semantische Entschlüsselung bedroht: Schrift überdauert die Zeit und übersteigt so die semantische Ebene ihres Sinngehalts – sie erscheint auch dann noch als Schrift, wenn ihre semantische Botschaft niemand mehr empfangen kann.

Mit dieser erweiterten Perspektive auf die Bedeutungsdimensionen des Geschriebenen befasst sich die erste These dieses Bandes: „Schrift lässt sich nicht auf ihre Repräsentationsfunktion reduzieren, sondern hat selbst ästhetische Präsenz und Wirksamkeit“. Im Prinzip beruhen alle weiteren Beobachtungen auf dieser These, da

1 Vgl. Grube/Kogge 2005.

mit der über den semantischen Gehalt des Geschriebenen selbst hinausschießenden Bedeutungsebene von Schrift die Aspekte der Materialisierung des Textes und der mit ihr einhergehenden Präsenzwirkung überhaupt erst in den Blick kommen. Materialität und Präsenz von Schrift sind – bewusst oder unbewusst – selbst Bedeutungsträger. Sie können das im Text Gemeinte unterstützen, es aber auch ignorieren oder sogar konterkarieren. Jedes Geschriebene wird daher aufgrund seiner Materialität und Präsenz in gewissem Sinne vielstimmig, und dieses komplexe Bedeutungsgeflecht erfordert eine ‚erweiterte Hermeneutik‘, die in These 2 näher erläutert wird. Sie lautet: „Materialität und Präsenz des Geschriebenen erzeugen eigene Sinngehalte.“

Die darauffolgenden Thesen gehen auf zwei geistesgeschichtlich häufiger auftretende Überlegungen zu Charakteristika von Schrift ein. These 3 behandelt die Eigenkörperlichkeit von Schrift und die damit einhergehende subjektunabhängige Handlungsmacht: „Wird Geschriebenes nicht in Begriffen der Kommunikation zwischen Subjekten gedacht, kommt ihm selbst Leiblichkeit und Agentialität zu“. Mit These 4 geht es um die selbstreflexive Kraft von Schrift, die sich oft besonders auf ihre Körperlichkeit, ihre Materialität bezieht: „Die Dimensionen von Geschriebenem werden in vormodernen Texten explizit oder implizit reflektiert.“ Die Thesen heben besonders auf Beispiele aus dem europäischen Diskurs ab; dieser Umstand ist rein exemplarisch zu verstehen und schließt diese Beobachtungen für andere Kulturkreise keinesfalls aus. Der das Individuum überdauernde Charakter von Schrift erzeugt offenbar kulturübergreifend die Zuschreibung besonderer Macht.

In einigen Fällen ist dabei die Schrift selbst Subjekt, sie hat eine eigene Körperlichkeit und kann handeln. Die Schrift ist präsent, sie fordert die Aufmerksamkeit heraus – ob in großen Graffiti-lettern oder als kleine Tischkritzelei – und ihre Präsenz ‚bedeutet‘ etwas, wenngleich sich ein Sinn nicht automatisch erschließen lässt. Zuweilen wird diese Agentialität der Schrift im kulturellen Imaginarium besonders hervorgehoben. Das ist beispielsweise der Fall, wenn Schriften, denen besondere (‚magische‘) Wirkungsmacht zugewiesen wurde, inszeniert werden, die sich selbst schreiben (wie etwa in Literaturen des europäischen Mittelalters), oder die als Akteure in die Handlung (etwa sakraler Natur) eingreifen und sie bestimmen (zur ‚Schriftmagie‘ vgl. Kapitel 5, These 24). Ein ebenso starkes Eigenleben wie sakrales Eigenpotential wird der Schrift zum Beispiel in noch heute durchgeführten Ritualen auf Bali zugestanden, im Zuge derer auf Palmblättern gezeichnete Schriftzüge nicht gelesen werden dürfen, sondern als reine Schriftzeichen für sich stehen, autark und nur dadurch bedeutungstragend, dass sie selbst in ihrer Materialität als ‚Schrift‘ erkennbar und wirksam sind. Die europäische Antike und das europäische Mittelalter wiederum kennen ‚sprechende‘ Objekte, auf denen Inschriften in der Ichform ein komplexes Spiel mit Autorschaft und Eigenwirksamkeit der Schrift und/oder des beschriebenen Artefakts in Gang setzen.²

² Vgl. Edelmann-Singer/Ehrich 2021.

Dieses Potential der Schrift wird in philosophischen und literarischen Texten immer wieder reflektiert. Solche metatextuellen Passagen treten in Form expliziter Kommentare zur kulturellen Praxis in Bezug auf die materiale Gestaltung des Geschriebenen auf oder in Form impliziter oder auch fiktionalisierter Verweise (nicht ankommende Briefe, nicht entzifferbare Schriften u. Ä.), die Rückschlüsse über das kulturelle Potential des Geschriebenen erlauben. Zuweilen sind diese Kommentare auch selbstreflexiv im engeren Sinn, indem der Text auf seine eigene textuelle Materialität und schriftliche Verfasstheit rekurriert. Während Vorstellungen der besonderen Wirkmächtigkeit des Geschriebenen aufgrund seiner materialen Ausgestaltung oder seiner Eigenkörperlichkeit in vormodernen Kulturen häufiger sind als in modernen, so ist die Selbstreflexivität von Schrift und Geschriebenem streng genommen kein spezifisches Phänomen der Vormoderne. Gleichwohl lässt sich für die Vormoderne aber eine besondere Bandbreite der expliziten und impliziten Bezüge des Geschriebenen auf seine Materialität und sein Geschrieben-Sein beobachten, deren Analyse einen Zugang zu Textkulturen der Vormoderne ermöglicht.³

These 5 und 6 schließlich behandeln ganz grundlegend den Umstand, dass Schrift in Zeit und Raum – über welche Dauer und in welcher Größe auch immer – realisiert sein muss. (These 5: „Die ästhetische Permanenz des Geschriebenen, also seine sinnlich wahrgenommene (lange oder kurze) zeitliche Beständigkeit, ist konstitutiv für die Bedeutung und Wirkung von Geschriebenem“, These 6: „Die räumliche Realisierung ist konstitutiv für die Bedeutung und Wirkung von Geschriebenem.“) Nicht nur die imposante oder restringierte⁴ Präsenz im Raum, das Arrangement im weiteren Sichtkontext, oder die (intentionale oder zufällige) Unlesbarkeit eines Schriftzugs bestimmen und modifizieren dessen Bedeutungsgehalt, sondern auch die zeitliche Permanenz der Schrift im Sichtfeld oder die Beständigkeit oder Ephemerität seines materialen Trägers. Dabei tritt die Beziehung des Geschriebenen zu einer jeweils neu aktualisierten aber grundsätzlich vom Schreibakt an mitkalkulierbaren Begegnung mit den potentiellen Rezipierenden in den Fokus. Die tatsächliche Aktualisierung kann dieser kalkulierten Relation entgegenlaufen, etwa wenn sich die räumliche Konfiguration eines Schriftzugs durch die Zeit verschiebt oder die kulturellen Praktiken im Umfeld des Geschriebenen die Handlungen am Schriftobjekt verändern oder obsolet werden lassen. Wie bereits zu Anfang skizziert, tritt dabei jedenfalls erneut die Problematik (aber damit einhergehend auch das kreative Potential) einer semantischen Vielstimmigkeit zutage, die die Schrift bestimmt, solange man diese selbst als eigenständig und in ihrer Wirkungskraft unabhängig von der Kommunikationssituation betrachtet.

³ Vgl. Focken/Ott 2016a.

⁴ Frese/Keil/Krüger 2014a.

These 1

Schrift lässt sich nicht auf ihre Repräsentationsfunktion reduzieren, sondern hat selbst ästhetische Präsenz und Wirksamkeit.

Schrift wird materiell realisiert und hat so eine unmittelbare Präsenz und damit einhergehende Wirksamkeit. Diese Eigenschaft rückt aus dem Blick, wenn Schrift primär als System der Repräsentation verstanden wird. Die folgenden Ausführungen zeichnen ein Schriftverständnis nach, in dem Schrift über einen reinen, von einem schrifthandelnden Subjekt kontrollierbaren Transport von Gedachtem wesentlich hinausgeht. Wenn hier die Rede von ‚Schrift‘ als einer Kulturtechnik ist, so wird dieser Terminus immer in seiner allgemeinen und kulturell wie schriftsystematisch unspezifischen Qualität verstanden, ohne auf die konzeptuellen und schriftpraktischen Differenzen einzugehen, die etwa zwischen phonographischen Alphabetschriften, Silbenschriften oder logographischen Schriftsysteme wie den chinesischen Schriftzeichen oder den ägyptischen Hieroglyphen bestehen. Für eine Reflexion über den theoretischen Gehalt einer solchen allgemeinen Perspektive nähern wir uns zunächst dennoch aus der alphabetischen Kulturtradition an, da sich das Argument gegen den Repräsentationscharakter von Schrift daran gut verdeutlichen lässt.

In den meisten europäischen Schrifttheorien der Neuzeit bis in die Gegenwart – und nicht zuletzt auch im Alltag – wird Schrift von (gesprochener) Sprache her verstanden, so also, dass Schrift vor allem zum Zweck der Überwindung von zeitlicher und/oder räumlicher Distanz zwischen einem Sender und einem Empfänger aufgeschriebene Sprache ist. Geschriebenes repräsentiert in solchen logozentrischen Modellen mündliche Rede, die wiederum auch bloß Vehikel einer vorgängigen Innenwelt der Gedanken, Ausdruck von Intentionen ist.

Jede epistemische und kulturelle Formation bildet Narrative zum jeweiligen Stellenwert, zu Genese und Funktion von ‚Schrift‘ heraus. Es ist entscheidend, diese Narrative als nicht-absolute, sondern kulturabhängige Konzeptionen zu betrachten,⁵ und die machtpolitischen Implikationen solcher Narrative im Blick zu behalten.⁶ Die dominante europäische Erzählung des schrifttheoretischen Diskurses etwa war entschieden teleologisch. Sie hat die Schrift als eine sekundäre Kulturtechnik dargestellt, die im Hinblick auf die Sprache nachgelagert ist und zu dieser, je nach epistemologischer Sichtweise,

⁵ Narrative im Sinne eines „meta-récit“, vgl. Lyotard 1986. Zu Narrativen der ‚Schrift‘ in verschiedenen kulturellen Kontexten auch Gumbrecht/Pfeiffer 1993.

⁶ Die machtpolitischen Implikationen der Narrative zur ‚Schrift‘ tendieren dazu, anderen Schriftsystemen den Schriftstatus abzusprechen, vgl. die schriftlosen ‚barbaroi‘ der Griechen, oder die meso-amerikanischen Kulturen aus Sicht der Kolonialmächte (vgl. Mignolo 2003; Errington 2008). Certeau 1990 theoretisiert Schrift auch allgemein als epistemisches (Macht-)Instrument mit totalisierendem Charakter.

einen Gewinn an Komplexität (Condillac, Rousseau), und gleichzeitig einen Verlust an ‚Authentizität‘ und an Individualität der unmittelbaren Sprachäußerung bedeutet (dieser ‚Phonozentrismus‘ durchzieht Derrida zufolge die gesamte abendländische Philosophie seit Platon).⁷ Ein Modell für eine Hierarchisierung zwischen Sprache und Schrift wird dabei argumentativ in der Phylo- und Ontogenese des Menschen gesucht (und damit als gleichsam naturgegeben gesetzt), der zufolge der Mensch ohne Sprache und Schrift, aber mit Sprachfähigkeit auf die Welt kommt. Der Erwerb einer spezifischen Sprache entwickelt sich innerhalb einer Kultur ohne Anleitung mit Ende des ersten Lebensjahres; Lese- und Schreibkompetenz entwickelt sich nur unter Anleitung, wird also gegenüber dem Spracherwerb als Kulturleistung gesehen. Diese Entwicklung des Individuums entspräche dann *grosso modo* einer Entwicklungsgeschichte des Menschen, in der Kulturen zunächst über Sprache verfügen, und dann – möglicherweise, aber auch nicht in allen Kulturen – über Schrift als ein geregeltes System disjunkter Zeichen, die für variable Inhalte in variablen Situationen einsetzbar sind und Sprachliches zum Ausdruck bringen. Diese Perspektive erlaubt historischen Schrifttheorien eine kulturelle (im Resultat eurozentrische) Hierarchisierung nicht nur zwischen Sprache und Schrift, sondern auch verschiedener Schriftsysteme untereinander, so wenn sie etwa eine Höherentwicklung von Gesten über Piktogramme hin zu Hieroglyphen-, dann Silben- und schließlich Alphabetschriften konstatieren (Condillac, Rousseau, Hegel). Die Alphabetschrift sei die höchste Stufe der Schriftentwicklung, da sie den bildhaften Charakter der Zeichen stärker zurücktreten und diese als Transportmittel hinter dem zu Transportierenden unsichtbar werden lasse.⁸

Demgegenüber setzt die Tradition der Schriftkritik seit Platons *Phaidros* für die schrift- und medientheoretische Interpretation der Verbindung zwischen Sprache und Schrift einen anderen Wertungshorizont. Mit der Kritik an der bloßen Äußerlichkeit der Form (Schrift) gegenüber der eigentlichen Innerlichkeit des Inhalts (unmittelbarer sprachlicher Ausdruck) wird die teleologische Perspektivierung zur Kippfigur; gerade dadurch, dass Schrift die menschliche Stimme ersetzt, ist sie bei Platon ambivalent: als ‚pharmakon‘ kann sie nutzen, wirkt aber auch wie ein Gift, und wird so zum enthumanisierenden, bloß scheinhaften Simulakrum. Diese Schriftkritik Platons radikalisiert sich bei Derrida und Certeau zur Notwendigkeit: Schrift und generell alle Zeichen (also auch Gesten, Piktogramme und letztlich sogar Worte, also Sprache selbst) werden als Bedingung der Möglichkeit von Ausdruck und Verständigung und damit zugleich als Unmöglichkeit der Vermittlung des ursprünglich Gemeinten und Gedachten verstanden. Jeder Schriftausdruck, jedes Zeichen kommt immer nachträglich und

⁷ Derrida 1967. In eine ähnliche Richtung geht die Schriftkritik bei Certeau 1975.

⁸ Zu historischen Schrifttheorien vgl. z. B. das Handbuch *Schrift und Schriftlichkeit*, hg. von Günther/Ludwig 1994, Bd. 1. Diese Annahmen kulturhistorischer Entwicklung bewegen sich im Rahmen teleologischer Geschichtsentwürfe und werden z. T. von historischen Untersuchungen zu Schriftsystemen nicht gestützt. Außerdem berücksichtigen sie die Tatsache nicht hinreichend, dass Schrift auch nicht-referentielle und von der Sprachkommunikation abgesetzte Funktionen ausfüllen kann.

ist nie ‚authentisch‘ im Verhältnis zum Auszudrückenden, das in seiner Einzigartigkeit immer abwesend im Zeichen ist (sei es Schrift, sprachliches Zeichen oder Geste).⁹

Aufbauend auf diesem Gefüge hat Derrida einen Schriftbegriff entwickelt, der aus der Abwesenheit des Bezeichneten im Zeichen eine Umkehr im Verhältnis zwischen Schrift und Sprache ableitet: Derridas Provokation besteht darin, dass sie die Schrift vor die Sprache setzt. Damit widerspricht er auf den ersten Blick der oben skizzierten historischen Abfolge von Sprach- und Schriftentwicklung sowie der individualgeschichtlichen des Sprach- und Schriftlernens und letztlich auch der alltagsweltlichen Vorstellung, dass die Schrift erst nachträglich das sprachlich verfasste Gedachte festhalte. Derridas ‚archi-écriture‘ ist in gewisser Weise sogar dem Denken vorgängig, indem sie fundamentale Strukturen vorgebe.¹⁰ Dieses ‚Vorher‘ der Schrift ist dabei freilich nicht historisch oder zeitlich gemeint, sondern bezieht sich auf die generelle Vorgängigkeit des Zeichens vor der konkreten Kommunikationsintention. Derridas Überlegungen stützen sich auf die Abwesenheit des Bezeichneten im Zeichen, die auch in Platons Schriftkritik bereits zentral war, und auf die Abwesenheit von Sender und Empfänger bei der schriftlichen (über Raum und Zeit dehnbaren) Kommunikationssituation. Bei dieser Kommunikation zwischen Abwesenden bleibe das Zeichen jedoch präsent, wenn der Sender fort ist, und auch dann, wenn es nie bei seinem Empfänger ankommt. Der bleibende (präsentische) Charakter des Schriftzeichens und die Möglichkeit seines Einsatzes in infinite Kontexte ist Bedingung der Möglichkeit schriftlicher Kommunikation.

Voraussetzung ist dabei, dass die Schrift ‚itierbar‘, also nicht an besondere Sender oder besondere Kontexte gebunden sei, sondern von allen für sie kompetenten Nutzern und in immer neuen Kontexten einsetzbar (‚aufpfropfbar‘, die Zeichen zu unendlichen Textmengen verbindbar), damit aber auch völlig unabhängig von spezifischen Kommunikationsintentionen sein müsse, um unter Abwesenheit funktionieren zu können. Dies führt aber zur Annahme einer generellen Unmöglichkeit von Kommunikation – jedenfalls, wenn sie als unfallfreier Transport einer Intention von Sender zu Empfänger verstanden wird. Unter Kerneigenschaften der Schrift versteht Derrida daher den „Bruch mit dem Horizont der Kommunikation als Kommunikation von Bewußtheiten oder Anwesenheiten und als sprachlicher oder semantischer Transport des Sagen-Wollens“, sowie das „Ablösen jeder Schrift vom semantischen oder hermeneutischen Horizont“.¹¹ Dies hat freilich Implikationen für die im Rahmen des (Post-)Strukturalismus erneut diskutierte Texthermeneutik – Texte als sinntragende distinkte Einheiten von Zeichen können auch nicht von ihren Kontexten her in einfacher Weise und sicher (hinsichtlich einer Autorenintention) verstanden werden.¹²

⁹ Zum „gefährliche[n] Supplement“ (*dangereux supplément*) des Schriftlichen und der Kategorie der Absenz vgl. Derrida 1967. Zur Enthumanisierung als Ent-Stimmlichung der Schrift gegenüber der Authentizität der Rede und der körperlichen Performance vgl. auch Certeau 1975.

¹⁰ Zum Konzept der ‚archi-écriture‘ als Element des Unbewussten und die psychoanalytischen Implikationen vgl. Derrida 1967.

¹¹ Derrida 2001, 26.

¹² Vgl. Haß/Noller 2015.

Derridas These von der Abwesenheit als Wesen der Schrift führt bekanntlich zu einem deutlich erweiterten Schriftbegriff – gilt doch das für die Schrift Gesagte auch für alle „Ordnungen von ‚Zeichen‘ [signes] und für alle Sprachen [langages] im allgemeinen [...] sogar über die semio-linguistische Kommunikation hinaus für das ganze Feld dessen, was die Philosophie Erfahrung [...] nennen würde“, ja sogar für „Seins-erfahrung“.¹³ Diese epistemologische Ausweitung des Schriftbegriffes muss man nicht übernehmen (zumal die Philosophie des Geistes andere Modelle als die Repräsentation der Außenwelt durch Ideen als ihre inneren Zeichen zu bieten hat), um mit Derridas Analyse des klassischen Schriftbegriffs und ihren Konsequenzen produktiv arbeiten zu können. In seinen epistemologischen oder gar ontologischen Konsequenzen gerät Derridas Schriftbegriff für eine aussagekräftige Theorie materialer Textkulturen ohnehin zu weit.

Produktiv ist jedoch die Prämisse, Schrift von der Kommunikationssituation zu trennen, unter der Annahme, dass aller schriftliche Ausdruck, ebenso wie der sprachliche Ausdruck nur durch Systeme von Zeichen (Schriftzeichen, Worte) möglich ist, die vor uns bzw. vor einem gegebenen Ausdruckswunsch da sind. Diese Zeichen und der sie regulierende Code ermöglichen Ausdruck und Kommunikation, aber zugleich verunmöglichen sie den individuellen Ausdruck. Um verständlich zu sein, müssen wir uns Zeichensystemen bedienen, die grundsätzlich unabhängig von einem individuellen Ausdruckswunsch und dem Kontext der Kommunikationssituation sein müssen. Die Kommunikation im Hier und Jetzt ist dabei als unbeschadeter Transport von Intentionen in gleicher Weise unmöglich wie die Kommunikation über lange zeitlich-räumliche Distanzen hinweg.

Derridas Schriftbegriff kann somit als Grundlage der Reflexion der Eigenständigkeit präsender Zeichen in unendlich variablen Kontexten mit eigener Wirkung verstanden werden, und dazu dienen, den Repräsentationscharakter von Schrift im Hinblick auf Sprache zu relativieren. Die Reflexion über die Eigenständigkeit der Schrift gegenüber Intentionen, Gedanken und Sprache kann zahlreiche Schriftpraktiken besser erklären, als es Schrifttheorien können, die Schrift als reine Repräsentation, als Speicher von Sprachlichem verstehen.

In der heutigen Theoriedebatte wird daher, auch im Zuge der neuen Medienkonstellationen, immer wieder gefordert, das Phänomen Schrift nicht auf vorgängige sprachliche und kommunikative Vorgänge zu reduzieren. Der Phänomenbereich ‚Schrift‘ umfasst z. B. auch Noten- und Rechenschriften, die sich von der gesprochenen Sprache her gar nicht verstehen lassen, zudem entfaltet der Bereich des Geschriebenen eigene von Sprache abgelöste Praktiken, wie z. B. das Hervorheben, das Zerschneiden und neu Zusammenfügen eines Textes und anderes mehr. Aber auch Vorstellungen ‚magischer‘ Schriftwirkungen oder andere kulturelle Praktiken, die gerade die Materialität oder Ephemerität von Schrift zur Voraussetzung haben (etwa kultische Prakti-

¹³ Derrida 2001, 26–27.

ken) und mit den Kategorien von (Un-)Lesbarkeit oder (Un-)Sichtbarkeit spielen, werden nachvollziehbarer, wenn die Unabhängigkeit und Eigenwirksamkeit von Schrift in den Blick genommen wird. Ein „gehaltvoller Schriftbegriff“ darf daher nicht mehr als „Derivat der Rede“¹⁴ gelten und nicht allein von der „Ordnung des Diskursiven“ her gedacht werden.¹⁵ Gernot Grube, Werner Kogge und Sybille Krämer fordern gegenüber einem zu engen – aber auch einem zu weiten, wie dem Derrida’schen – Schriftbegriff ein triadisches Strukturmodell, das als wesentliche Merkmale des Phänomens Schrift die Kategorien Referenz, ästhetische Präsenz und Operativität festhält.¹⁶

Mit „ästhetischer Präsenz“ von Schrift¹⁷ ist gemeint, dass Schriftzeichen visuell wahrnehmbar sind – zumindest für kurze Zeit muss das der Fall sein, um als Schrift zu gelten. Dabei entfaltet die im Schriftlichen angelegte Dauer neben dem Sinn des Geschriebenen selbst ein eigenes Sinnpotential (siehe These 5). Es ist darauf aufmerksam gemacht worden, dass die Präsenz von Schrift in einem Spannungsfeld zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit steht.¹⁸ Zum einen spielt dies auf die räumliche Fundierung der Schrift an, die immer einen bereits „formatierten Raum“ voraussetzt.¹⁹ Zum anderen ist Schrift auch stets ein „Bildphänomen“²⁰ und muss als solches auch in ihrer gestalterischen Ausprägung wahrgenommen werden.

Die Bildlichkeit von Schrift weist darauf hin, dass die ästhetische – also wahrnehmungsbezogene – Präsenz von Schrift auch immer eine ästhetische ist – also eine auf die besondere Qualität der Wahrnehmung bezogene (schön, hässlich, gut erkennbar, schwer erkennbar, groß, klein, etc.) mit der ihr je eigenen Wirkung. Schrifttragende Artefakte, ob es sich nun, im Rahmen der historischen Entwicklung, um Handschriften, gedruckte Bücher oder Bildschirme handelt, haben mit einer grundsätzlichen Spannung zwischen dem Bild- und dem Zeichencharakter der Schrift umzugehen und können dieses Spannungsverhältnis in unterschiedlicher Weise gewichten: Während manche Artefakte im Akt der Rezeption die Materialität der Schrift in den Hintergrund treten lassen, damit sich, so die Hoffnung, das Verschriftlichte umso klarer zeige, können andere Artefakte eine solche Rezeption gerade unterbinden und die Materialität und Bildlichkeit betonen, was wiederum die Rezeption des Sinngehalts ‚blockieren‘²¹ oder sie zumindest mit weiteren Sinndimensionen, die durch die Materialität selbst transportiert werden, in Konkurrenz treten lassen kann.

¹⁴ Krämer 1998, 82.

¹⁵ Grube/Kogge 2005, 11.

¹⁶ Vgl. die Publikationen im Umfeld des GRK 1458 ‚Schriftbildlichkeit: Über Materialität, Wahrnehmbarkeit und Operativität von Notationen‘ 2008–2013 an der Freien Universität Berlin.

¹⁷ Grube/Kogge 2005, 14.

¹⁸ Vgl. Frese/Keil/Krüger 2014a.

¹⁹ Krämer 2005, 28.

²⁰ Rehm 2019. Vgl. zur ‚Schriftbildlichkeit‘ die Ausführungen in Kapitel 2, S. 82–83.

²¹ Vgl. mit weiterer Literatur Lieb 2015, 3–4, besonders Anm. 11 zu Gumbrecht; siehe auch Gumbrecht/Pfeiffer 1993.

Tritt die Bildlichkeit der Schrift sehr stark hervor, wie im ornamentalen Schriftgebrauch, der Erzeugung von Bildern mit Schrift oder der starken Verzierung von Initialen (vgl. Abb. 4 in Kapitel 2), gerät der Inhalt des Geschriebenen (sein Sinn, seine Referenz) in den Hintergrund, und für den Leseakt müssen auch die Sinndimensionen des bildhaften Elements selbst berücksichtigt werden. In diesem Spiel mit der Lesbarkeit zwischen Schrift- und Bildelementen kann etwa in der mittelalterlichen Kunst Referentialität von der Zeichenebene selbst weg verlagert werden auf das textuelle Umfeld der Schriftzeichen, wobei die Schriftzeichen einen bildhaften Metakommentar entwerfen, der Sinnebenen potenziert oder ironisch unterminiert. Im Wechselspiel zwischen Schrift und Bild bewegt sich die Lesbarkeit in einem Spektrum des bewussten Zur-Schau-Stellens, des Vortäuschens und Momenten des Verbergens.²² In ikonoklastischen Zusammenhängen etwa besetzt Schrift als „hybride“ Formation, in der sich ikonische und diskursive Elemente vereinen,²³ eine komplexe Situation: Sie steht in „Konkurrenz zu anderen Sichtbarkeiten“,²⁴ bleibe zugleich aber immer auch selbst Bild und subvertiere damit selbst die eigentlich schriftfixierte Bilderkritik.²⁵

Es bleibt dennoch relevant, dass die ‚Schriftbildlichkeit‘ (vgl. Kapitel 2, S. 82–83) im Vergleich zu reiner Ikonizität eine Spezifität darstellt, denn hier ist die Zeichenhaftigkeit durch die Mittel der bildlichen und der semantischen Ausgestaltung übercodiert. Die Wirkung der Schriftbildlichkeit beruht darauf, dass die Referenz des Geschriebenen durch die besondere materiale Präsenz abgedrängt werden kann – eine Möglichkeit, die der Schrift, mit Derrida, immer innewohnt –, wobei als ‚Referenz‘ der mögliche Zeichencharakter selbst denotiert werden kann (d. h. ein Schriftbild verweist nicht auf einen äußeren Gehalt, sondern auf die ihm selbst inhärente Möglichkeit, zeichenhaft zu sein). Die Funktion der Schrift, als Kommunikationsmittel zu fungieren (deren Primat hier in Frage gestellt werden soll), wird dabei vielschichtiger: auch das Aussetzen der sprachlich-referentiellen Funktion von Geschriebenem ließe sich als kommunikativer Akt beschreiben, können doch Strategien der „restringierten Präsenz“, der Unsichtbarkeit und Unlesbarkeit von Geschriebenem gerade jenseits der Referentialität ihrerseits „an der Produktion von sozialem Sinn wesentlich beteiligt“ sein.²⁶ In dieser Beziehung ließe sich die kommunikative Funktion der Schrift dahingehend erweitern, dass sie sich selbst als mögliches Kommunikationsmittel mitteilt, wobei auch die bildhafte Dimension durchaus Teil des Kommunikationsprozesses ist.

Der operationale Aspekt des triadischen Strukturmodells²⁷ unterscheidet Schrift von Bildern; Schriften sind „aus prinzipiell unterscheidbaren und definiten Elemen-

²² Vgl. Horstmann vsl. 2024.

²³ Vgl. Krämer 2018, 210.

²⁴ Strätling/Witte 2006, 8.

²⁵ Vgl. Strätling/Witte 2006, 9.

²⁶ Frese/Keil/Krüger 2014b, 234. Vgl. auch Kapitel 2, S. 82–83.

²⁷ Vgl. Grube/Kogge 2005.

ten aufgebaut“, mit denen „grundsätzlich nach eindeutigen Regeln operiert werden kann“. ²⁸ Die Operationalität von Schrift hat zur Folge, dass sie von individuellen Kommunikationssituationen abgelöst werden und eigene Systeme ausbilden kann. So hat der binäre Code aus 1 und 0 oder auch ein Computerprogramm keine – oder jedenfalls keine einfache – Referenz in einem individuellen Ausdruckswunsch, ihm liegt nichts Sprachliches zugrunde. Schriftzeichen und -systeme können aufgrund ihrer Kontextungebundenheit eigendynamisch und völlig unabhängig von semiotischen Ordnungen werden. Hier setzt auch ein selbst-generativer Aspekt der Schrift an.

Darüber hinaus führt diese Grundprämisse in dem weiter gefassten Schriftbegriff der computergestützten Medien zu einer „Auto-Operativität“, in der Zeichen selbst über Handlungspotential verfügen und sich innerhalb ihres Referenzsystems selbst generieren. ²⁹ Im Sinne Luhmanns kann auch die Schrift als ein „auto-poietisches System“ gelten, das innerhalb des Netzwerks seiner eigenen Operationen selbst Strukturen reproduzieren, weiterentwickeln und reflektieren kann. „Indem er die Schrift kondensiert und bestätigt“, schreibt Luhmann, „erzeugt ein geschriebener Text [...] ein ungeheures Potential für noch ungeschriebene Texte“. ³⁰ Ästhetische Präsenz und Referentialität sind hier wiederum keine Kriterien für eine grundsätzliche systeminterne Lesbarkeit des Codes, die zunehmend vom menschlichen Akteur und seiner Urszene der Kommunikationssituation abgekoppelt werden kann.

Aber auch außerhalb des eigenen Systems entfaltet Schrift eigenes Handlungspotential. Lässt sich Schrift als ein Medium beschreiben, dem kein (sprachliches oder) mentales Konzept bereits vorgängig sein muss, dann wird ihr eigener dynamischer und konstruktiver Charakter deutlich. So hat auch der operationale Aspekt von Schrift einen Widerhall in Derridas Schriftbegriff; als „Visualisierung des Kognitiven“ ermöglicht Schrift einen handgreiflichen Umgang mit epistemischen Gegenständen, ³¹ der diese erst fassbar macht und entstehen lässt. So steht nicht zuletzt der reine Objektstatus der Schrift gegenüber einem schreibenden Subjekt selbst in Frage, und der Akt des Schreibens könnte, wie Hayden White mit Barthes feststellt, als im grammatikalischen Sinne ‚mediale‘ Zwischenform zwischen Aktivum und Passivum gelten, bei der das Schreiben selbst den Subjektstatus des Schreibenden formt. ³² Auf dem materialen Schrifträger entsteht ein Möglichkeitsraum für die Konstitution von Subjektivität im Schreibakt, ein Operationsfeld, das die Produktion des Subjekts erst ermöglicht und die nicht rein repräsentative, sondern welt- und logik-schaffende aktive Dimension der Schriftpraxis unterstreicht. ³³

²⁸ Grube/Kogge 2005, 15.

²⁹ Vgl. Krämer 2005, 46; Grube 2005.

³⁰ Vgl. Luhmann 1993, 351 und 356.

³¹ Krämer 2005, 42.

³² Vgl. White 1993.

³³ Zur Problematik der *page blanche* vgl. Certeau 1990, 199; Foucault 1994.

These 2

Materialität und Präsenz des Geschriebenen erzeugen eigene Sinngehalte.

In der ersten These ging es darum, dass Sinngehalte nicht einfach von Geschriebenem repräsentiert werden, ja, dass sie in gewisser Weise sogar verunmöglicht sind. Das bedeutet allerdings nicht, dass Geschriebenes nicht Sinn produziert, um den wir uns mit hermeneutischen Verfahren bemühen können. Mit der unhintergehbaren Materialität und Präsenz und damit der Wirksamkeit von Schriftzeichen bzw. Geschriebenem geht die Produktion von weiteren Sinngehalten einher, die allerdings ebenso wenig von einem Schreibsubjekt (oder einer ‚Autorintention‘) kontrollierbar sind wie der durch die Zeichen repräsentierte semantische Sinngehalt. Dies hat Folgen für den erweiterten hermeneutischen Zugang, in dem es nicht allein um die Semantik von Texten geht, sondern um die Bedeutung des Geschriebenen über den Sinngehalt des Textes hinaus, ihn ergänzend, überlappend, negierend, ignorierend. Um diese Überproduktion von Sinn und die mit ihr verbundenen, durch sie bewirkten Praktiken an und mit Schrift und Geschriebenem geht es im Folgenden. Dabei werden medientheoretische Motive mit der hier vorgeschlagenen ‚erweiterten Hermeneutik‘ verknüpft.

Der Referenzaspekt von Schrift – der zugunsten einer überstarken Präsenz der Bildhaftigkeit von Schrift oder der für eine Leserin sinnfreien Operationalität von nur noch maschinenlesbaren Schriftsystemen zurücktreten kann – bleibt gleichwohl Fluchtpunkt unseres alltäglichen Schriftbegriffs. Wir gehen mit Schrift so um, dass wir sie als sinnvermittelnd auch dann verstehen, wenn wir keine Möglichkeit der Entschlüsselung des Geschriebenen haben; wir unterstellen Sinnhaftigkeit. Anders ist der alltägliche Umgang mit Geschriebenem als Lesbarem und damit letztlich – wenn gleich vielleicht nicht für jeden – Verstehbarem nicht denkbar. Referenz bedeutet, dass Schrift als Zeichen für etwas steht. Das können u. a. generische Ideen, Silben oder Laute sein, die üblicherweise als Elemente einer natürlichen Sprache für verstehbare Gehalte (Sinn) stehen.

Mit der Referenz des Textes befasst sich die Hermeneutik als ‚Lehre der Auslegung‘, die überhaupt nur deshalb erforderlich ist, weil die Referenz von Texten, ihre Semantik problematisch ist. Problematisch kann sie sein, weil der Auslegende zu wenig Verstandeskraft für das Gemeinte hat, weil sich das Gemeinte oder der Text jeweils gezielt oder versehentlich einer Auslegung sperrt, oder aber weil das Geschriebene unlesbar oder das schrifttragende Artefakt beschädigt ist, oder weil das Schriftsystem unbekannt ist (z. B. das bis heute nicht entschlüsselte mittelalterliche Voynich-Manuskript). Problematisch ist sie auch für Illiterate und Kinder, die dennoch Schrift im Sinne eines (potentiellen) Zeichencodes mit Bedeutung verstehen. Es ist hier nicht der Ort, sich mit Geschichte und Kritik der Hermeneutik als Annahme möglicher Heraushebung eines inneren Sinns aus seiner ihm bloß äußerlichen und akzidentellen Form zu beschäftigen; eine Kritik, die im Zuge der Überwindung des Poststruk-

turalismus und seine vermeintliche Bedeutungsbeliebigkeit nichts an polemischem Potential verloren hat.³⁴ Es sei aber angemerkt, dass es einer um Materialität, Präsenz und Wirksamkeit erweiterten Hermeneutik nicht darum geht, einen ursprünglichen Sinn, etwas wie eine Autorintention zu rekonstruieren.³⁵ Gemeint ist hier, dass in das rezeptionsseitig bedingte, kultur- und kontextgebundene Verständnis des Geschriebenen nicht ‚nur‘ seine Semantik einbezogen werden muss, sondern dass eine Vielzahl weiterer sinntragender Elemente in die hermeneutische Bemühung eingeht. Die Materialität und spezifische Präsenz eines schrifttragenden Artefakts haben eigene Sinnpotentiale, die das Verständnis des Geschriebenen erweitern oder modifizieren. Manche sind intendiert wie z. B. die besondere Wertigkeit des verwendeten Materials, manche sind zufällig wie die achtlose Kritzelei auf eine Tonscherbe. Auch die Verwahrung eines Schriftstückes ‚spendet‘ Sinn – die Ausstellung einer Reliquienauthentik in einem modernen Ausstellungsraum ebenso wie das Verstecken einer Geheimbotschaft oder das Versenken eines Bleitäfelchens mit einem Fluch in einem Brunnen. Oft nicht leicht zu rekonstruieren, für die Bedeutung eines schrifttragenden Artefakts aber relevant sind die Praktiken, in die es eingebunden war. Auch sie gehören wesentlich zu seiner spezifischen Präsenz und damit zu seinem mittels erweiterter Hermeneutik zu erfassenden kulturellen/semantischen Sinn.

Die ‚Entschlüsselung‘ dieser sinnspendenden Elemente eines schrifttragenden Artefakts, seiner – großräumiger gesprochen – ‚Textkultur‘, kann dabei immer nur näherungsweise geschehen, da jede Rezeptionssituation eigene Interpretationsmuster einbringt. Ein die Materialität und Präsenz des Geschriebenen in die hermeneutische Bemühung einbeziehendes Verfahren erweitert in gewisser Weise die Unsicherheitsräume, indem sie nach der Bedeutung des situierten, in eine Textkultur eingebundenen schrifttragenden Artefakts fragt. Eine solche ‚erweiterte‘ Hermeneutik legt auch für die Textkultur keine Autorintentionen fest – nur in seltenen Fällen findet sich ein eindeutiger Hinweis darauf, mit welcher Absicht die Gestaltung oder Aufstellung eines schrifttragenden Artefakts in der vorgefundenen Weise vorgenommen wurde. In den meisten Fällen muss der historische Sinn mit aller Vorläufigkeit und Vorsicht rekonstruiert werden. Metatexte, aber auch die in einem Text selbst reflektierte Textualität oder Materialität können Hinweise geben (vgl. These 4), wenngleich die Eigendynamik jedes Geschriebenen sich gegen die völlige Entschlüsselung auch mithilfe von Metatexten sperrt.

Relevant ist hier also insbesondere, dass Schrift nicht nur einen möglichen semantischen Sinn transportiert, sondern sie durch ihre spezifische Materialität, Präsenz und die Praktiken, in die sie eingebunden ist/war, auch selbst Sinn generiert, und zwar in einer Weise, die bewusst oder unbewusst eingesetzt werden kann und die

³⁴ Vgl. dazu Haß/Noller 2015.

³⁵ Zur (Geschichte der) Hermeneutik und ihrer Kritik vgl. den instruktiven kurzen Artikel von Aleida Assmann, in dem sie den Weg von einer dreistelligen Konstellation (Text-Leser-Wegweiser) über eine zweistellige (Text-Leser) zu einer einstelligen (Text) nachzeichnet (Assmann 1996).

den Sinn des Geschriebenen gerade auch unterlaufen kann. Auch die Medientheorie im 20. Jahrhundert hat bereits nicht nur die Annahme kritisiert, dass Medien Vehikel von Sinn seien, sondern sie auch schon als ‚Quelle von Sinn‘ identifiziert, im Sinn von McLuhans Diktum, das Medium sei die Botschaft.³⁶ Vor allem bei einer Störung wird die vermeintlich reine Transportfunktion des Mediums durchbrochen und das Medium wird als solches sichtbar. Sichtbar wird dabei jedoch nur, was immer schon da ist: Die Materialität des Mediums generiert immer eine Spur eigener Wirksamkeit, die auch ganz gegenläufig oder parasitär zum intendierten Sinn der Vermittlung stehen kann. Die Materialität produziert einen ‚Überschuss‘ an Sinn, einen ‚Mehrwert‘ an Bedeutung, der von Zeichenbenutzern keineswegs intendiert und ihrer Kontrolle auch gar nicht unterworfen ist. Paul Zumthor hat dies anhand der Stimme beschrieben, die wie eine „unbeabsichtigte Spur“ als Medium der Rede immer eigene und oft unkontrollierbare Sinnquelle des Gesagten ist und vom Gemeinten abweicht.³⁷ Das Medium ist hier nicht allein selbst Träger eines Sinns, sondern „vielmehr bewahrt sich an der Botschaft die Spur des Mediums“.³⁸

Dass Medien, und so auch die Schrift, ihren eigenen ‚Überschuss‘ an Sinn produzieren und nicht auf einen ihnen äußeren Sinn deiktisch verweisen, sondern sich selbst mit ihren ästhetischen Qualitäten zeigen, hat bereits Gumbrecht argumentiert.³⁹ „Diesseits der Hermeneutik“ bietet die Materialität des Mediums Phänomene der Präsenz, die sich dem interpretatorischen Gestus entziehen und ihm zuwiderlaufen – jedenfalls, sofern dieser Gestus sich allein auf die Semantik eines Textes bezieht. Die Materialität des Mediums selbst verändert so seinen Status vom Objekt der Untersuchung zum Subjekt, das seinen eigenen Lesehorizont vorgibt. Die Eigenwirksamkeit von Materialität schlägt sich vor allem in der Wahrnehmbarkeit und Dauer von Geschriebenem nieder (vgl. Thesen 5 und 6), hat aber auch Einfluss auf dessen semantischen Gehalt und kann sich unter Umständen sogar gegenläufig dazu verhalten.

Medien, und das gilt in gleicher Weise für die Schrift, bedingen somit nicht nur die Möglichkeit von Sinn, sondern ihnen selbst kommt Agentialität zu, im Zuge einer „Durchkreuzung, Verschiebung, eben Subversion“ von Sinn.⁴⁰ Auch Schrift bzw. Geschriebenes kann daher nicht als „Instrument“ gelten,⁴¹ sie ist nicht einfach ein Vehikel von hineingelegtem Sinn, sondern kann das Gemeinte als eigene Bedeutungsquelle anreichern oder auch einen ganz anderen Sinn unterlegen. Zugleich geht mit dieser Kritik an einem instrumentellen Verständnis von Schrift sowie mit der Hermeneutikkritik von z. B. Gumbrecht jedoch nicht einher, dass der Sinnbezug insgesamt verabschiedet würde, wie bereits dargestellt. Problematisiert werden die Eindeutig-

³⁶ Vgl. McLuhan 1964.

³⁷ Vgl. Krämer 1998, 79.

³⁸ Krämer 1998, 81.

³⁹ Vgl. Gumbrecht 2004.

⁴⁰ Krämer 1998, 90.

⁴¹ Krämer 1998, 90.

keit und Verabsolutierung von Sinngehalten überhaupt und die Idee, sie könnten aus ihren medialen Ausdrucksformen herausgelöst werden, ohne dass diese Formen selbst Ausdruck generiert hätten. Zugleich ist man als Lesende aufgefordert zum Verstehen, durch die Hermeneutikkritik aber sensibilisiert dafür, dass Referenzen unendlich sein können und ihre eindeutige Erschließung unmöglich ist. In historischer Perspektive sind ja zudem nicht nur die Kontexte medialer Voraussetzungen und damit der ‚Botschaften‘ der Medien selbst (McLuhan) Wandlungen unterworfen, sondern es variieren auch die Praktiken und Formen der Rezeption im Kontext verschiedener kultureller Wissensordnungen.⁴²

Diese Sensibilisierung für nicht abschließbare Sinnkontexte ist für die Auseinandersetzung mit Geschriebenem der Vormoderne in gewisser Weise Eingangsvoraussetzung, da die Herkunftskulturen der Schriftzeugnisse in großer zeitlicher und damit kultureller Distanz zur Gegenwart liegen. Die gebotene Vorsicht beim Verstehen und die Bezugnahme auf die Präsenz der schrifttragenden Artefakte, ihrer Topographien und der auf sie bezogenen Praktiken als eigene Quelle von Sinn bei der Beschäftigung mit vormodernen Gesellschaften gilt jedoch aufgrund des kritischen Umgangs mit einem Strukturmodell von Schrift (siehe oben These 1) in gleichem Maße auch für die Gegenwart. Zugleich scheint es historisch gesehen in Kulturen ohne Techniken der maschinellen Vervielfältigung von Geschriebenem häufig so zu sein, dass die Eigenwirksamkeit der Präsenz von Schriftzeichen geradezu inszeniert, für magische Praktiken supponiert und in Texten nicht selten auch reflektiert wurde. Die spezifische epistemologische Situation der vormodernen und non-typographischen Schriftkulturen lässt oft die materiale, auch somatische Dimension von Geschriebenem (vgl. These 3) und ihre eigene Wirkmächtigkeit besonders deutlich hervortreten.

These 3

Wird Geschriebenes nicht in Begriffen der Kommunikation zwischen Subjekten gedacht, kommt ihm selbst Leiblichkeit und Agentialität zu.

Wie in These 1 ausgeführt, gehen die meisten neuzeitlichen Schrifttheorien und die heute im Alltag dominante, selbstverständliche Vorstellung von Schrift davon aus, dass Geschriebenes wesentlich ein Vehikel der Kommunikation von Gedanken und Intentionen von Subjekten ist. Diese als Geist der Dingwelt gegenübergestellten Subjekte verfügen über Körper, die die materielle Basis zur Hervorbringung und Übermittlung von Sinn (als Laute, Schrift oder andere Zeichen) bereitstellen. Geht man davon aus, dass Schrift selbst Bedeutung erzeugt, also an die Stelle des Subjekts als

⁴² Vgl. Hilgert 2010 und 2016.

origo von Bedeutung und Intention tritt, wird sie zu ihrem eigenen Körper, der auf die Umwelt einwirken kann. Die Körperlichkeit des Geschriebenen⁴³ impliziert und setzt Agentialität zugleich voraus.

In Bezug auf die ‚Westliche Welt‘, womit hier dominant eurozentristische Kulturen unabhängig von der geographischen Lage gemeint sind, hat die Körperlichkeit der Schrift vor allem eine historische Dimension. Mit dem technologischen Fortschritt, insbesondere der zunehmenden Verbreitung der Typographie und der Herausbildung von hegemonialen Modellen ‚starker‘ Subjektivität vom 15.–18. Jahrhundert (emblematisch im cartesianischen Subjekt),⁴⁴ wird die Körperlichkeit der Schrift zunehmend von der Vorstellung einer ‚Geisterkommunikation‘ durch das Vehikel einer immateriellen oder nur akzidentiell materialen Schrift abgelöst, behält aber residuale Bedeutung in modernen ‚westlichen‘ Gesellschaften (so etwa im Bereich des Religiösen). Obwohl mit der kolonialen Expansion und der damit einhergehenden Hegemonie ‚westlicher‘ Epistemologien die Annahme einer körperlosen Schrift global relevant geworden ist, können in anderen Kulturkreisen Vorstellungen einer Körperlichkeit des Geschriebenen mehr oder minder vorherrschend sein. Die Körperlichkeit der Schrift ist jeweils historisch und kulturell bestimmt und kann nicht von spezifischen Subjektivitätsmodellen und Epistemologien losgelöst werden. Im Folgenden soll die These von der Körperlichkeit des subjekt-unabhängigen Geschriebenen anhand der mittelalterlichen Epistemologie erläutert werden, die ihre Ursprünge in der gräko-romanischen Philosophie hatte.

Die Kritik am logozentristischen Schriftkonzept von Seiten der Poststrukturalisten und neuere Arbeiten, die nicht nur die semiotische Dimension der Schrift berücksichtigen, sondern auch ihre Pragmatik und Materialität, zeigen (Thesen 1 und 2), dass sich Auffassungen von Schrift historisch wandeln und auf unterschiedlichen Epistemologien beruhen. Die Erforschung der Schrift in vormodernen Kulturen muss nicht nur explizite Reflexionen der Schriftlichkeit in Metatexten berücksichtigen, sondern auch die epistemologischen Voraussetzungen von Schrift, weil diese wesentlich für das Verständnis der historischen Schriftpraktiken sind.

In der vorneuezeitlichen europäischen Epistemologie hatte die Schrift eine ganz besondere und privilegierte Beziehung zum Körper oder dem Somatischen. Weder gab es die cartesianische Scheidung von Geist und Materie, noch war der Körper von seiner Umwelt getrennt. Der Körper war nicht nur Instrument der Erschaffung von schriftlichen oder beschrifteten Artefakten. Vielmehr bestand eine besondere Beziehung von Schrift und Körper, die den Artefakten, im Gegensatz zur cartesianischen Perspektive, in der sie als unbelebt und ohne eigene Agentialität gelten, somatische Qualitäten verlieh.

⁴³ Vgl. Béreziat-Lang/Folger/Palacios Larrosa 2020.

⁴⁴ Zur Herausbildung moderner Formen der Subjektivität am Beginn der Neuzeit vgl. Folger 2009. ‚Starke‘ Subjektivität zeichnet sich durch die kategorische Gegenüberstellung von Subjekt und Umwelt aus, vgl. Dünne 2003, 59.

Bevor wir wieder zur Materialität der Schrift zurückkehren, bedarf es einiger Bemerkungen zur Materialität in den mittelalterlichen Konzeptionen von Denken und Erkennen. Ein Eckpfeiler der vormodernen Epistemologie ist es, dass es kein Denken ohne Bilder gibt.⁴⁵ Dieses Prinzip wird von Thomas Aquinas in seinem Aristoteles-Kommentar *De memoria et reminiscentia* (90–91)⁴⁶ affirmiert. In einem weiteren Kommentar zu *De anima* (432a3–10), schreibt er: *Sed cum speculetur, necesse simul phantasma aliquod speculari. Phantasmata enim sicut sensibilia sunt præterquam quod sunt sine materia.*⁴⁷ In seiner *Summa* betont er den somatischen Charakter mentaler Prozesse:

*Dicendum quod corpus requiritur ad actionem intellectus, non sicut organum quo talis actio exercetur, sed ratione objecti; phantasma enim comparatur ad intellectum sicut color ad visum.*⁴⁸

Der materielle Körper ist das Fundament intellektueller Prozesse. Die *phantasmata* verhalten sich zum Intellekt wie die Farbe zum Sehsinn. Das Prinzip der fundamentalen Rolle der Bilder und ihrer phantasmatischen Qualität in allen Prozessen der Wahrnehmung und der Kognition, die Giorgio Agamben dazu führte, von einer „Pneumophantasmalogie“ zu sprechen,⁴⁹ war das Fundament nicht nur der aristotelisch-thomistischen Philosophie, sondern der europäischen Epistemologie im Allgemeinen.

Diese manifestierte sich in und fundierte aristotelisch-galenische medizinische und psychologische Theorien mit sehr praktischen Auswirkungen. Die erwähnten *phantasmata* sind weder mentale Bilder im heutigen Sinn noch sind sie Repräsentationen. Die vormoderne Epistemologie postulierte, dass von den Dingen *formae*, *phantasmata*, *species* ausgehen, die sich in einem Medium (normalerweise der Luft) hin zum Auge bewegen und durch dieses zu den inneren Sinnen der *anima sensibilis* transportiert werden.⁵⁰ Der perzeptive und kognitive Prozess kulminiert in der Speicherung der Bilder im hinteren Teil des Gehirns, dem Sitz der Memoria. Diese

⁴⁵ Vgl. Aristoteles, *De memoria et reminiscentia*, 449^b, 48–49. Für eine Beschreibung des Basismodells vormoderner westlicher Psychologie (als Synthese von terminologisch oft heterogenen Darstellungen) und deren epistemologischer Basis vgl. Folger 2009, 42–71.

⁴⁶ Vgl. Thomas Aquinas, *In Aristotelis libros De sensu et sensato, De memoria et reminiscentia commentarium*, 311–315.

⁴⁷ Thomas Aquinas, *In tres libros Aristotelis De Anima præclarissima Expositio* (liber III, lectio XIII, Sp. 235–238, hier: Sp. 237). Übers. von Alois Mager: „[...] und wenn er etwas wissenschaftlich erkennt, kann er es nur auf Grund der Vorstellungen erkennen. Denn die Vorstellungen sind ähnlich wie die Inhalte der Sinneswahrnehmung, nur daß sie keine sinnenfällige stoffliche Unterlage haben“ (Thomas Aquinas, *Die Seele*, 394).

⁴⁸ Thomas Aquinas, *Summa Theologiae*, Ia. 75,2 (S. 12–13). Übers. von Petrus Wintrath: „Der Körper ist zur Tätigkeit des Verstandes erforderlich nicht wie ein Organ, durch das eine solche Tätigkeit ausgeübt wird, sondern mit Rücksicht auf den Gegenstand. Denn das Phantasiebild verhält sich zum Verstand wie die Farbe zum Gesichtssinn“ (Thomas Aquinas, *Summa theologiae. Die deutsche Thomas-Ausgabe*, Bd. 6, S. 12).

⁴⁹ Vgl. Agamben 1977.

⁵⁰ Vgl. Tachau 1982.

gespeicherten Bilder sind die materielle Basis der Operationen des Intellektes, also der *anima rationalis*.

Entscheidend ist hierbei, dass die *species* als physische Basis mentaler Prozesse zu verstehen sind, weil diesen der aristotelische Hylemorphismus zugrunde liegt. Ungeachtet der aristotelischen Differenzierung von Materie (*hylē*) und Form (*morphē*) kann man von keinem Dualismus sprechen. So wie materielle Objekte immer eine Form haben, so haben *species* immer eine materielle Basis. Weil Form immer Materie benötigt, erklärt sich, warum die *species* nicht ohne ein ‚Medium‘ existieren können, sei dies auch so ‚insubstantiell‘ wie die Luft. Auch der *spiritus* oder das *pneuma*, das das Medium aller mentalen Vorgänge vor allem der *phantasmata* ist, ist nicht mehr als das raffinierteste Produkt der Verdauung, also Materie in ihrer höchsten Sublimierung.⁵¹ Das ‚Denken in Bildern‘ ist somit als ein wesentlich materielles Denken zu verstehen. Diese Epistemologie impliziert, dass es keine ontologische Differenz zwischen der physischen Umwelt und dem Körper und dem Bereich des Mentalen oder Psychischen gab. Suzannah Biernoff merkt an: “[M]edieval theories of perception and knowledge often employed tripartite, not binary schemata; frequently making a sharper distinction between levels of soul than between soul and body”.⁵² Es gibt keine scharfe Trennung von *mens*, Körper und Welt. Aus einer cartesianischen Perspektive heißt das: In der vor-neuzeitlichen Epoche ist die *res cogitans* integraler Bestandteil der *res extensa* oder ist letzterer inhärent. Wenn wir also von vor-neuzeitlicher Materialität sprechen, muss berücksichtigt werden, dass die Materie, die Dinge und auch menschliche Artefakte eine spirituelle Dimension haben, weil die Spiritualität notwendigerweise materiell ist, selbst wenn diese Materialität minimal ist und die vorherrschende Ideologie der Zeit diese geringeschätzt und das Geistige privilegiert.

Was bedeutet dies für die Materialität der Schrift? Zunächst, dass die Materialität der Schriftzeichen in der beschriebenen Epistemologie nicht als Kombination von zwei physischen, neutralen Materialien, nämlich Schriftmittel und Schriftträger (z. B. Tinte und Papier), verstanden werden kann. Die Schrift hat eine materiell sehr reduzierte materielle Basis, die ihren Extremfall in der Beschriftung von Papier und mehr noch im Buchdruck findet, in dem die Illusion der Immaterialität entstehen kann. Zugleich ist die Schrift hochgradig geformt und näherte sich von daher dem Spirituellen an. So kommt ihr eine Agentialität *sui generis* zu, die das Schreibsubjekt und seine Intentionen überschießt. Insofern ist die Schrift Bild, entfaltet aber als ‚Schriftbild‘ (vgl. Kapitel 2, S. 82–83) eine besondere Wirksamkeit.

Eine interessante Spielart dieser Verhandlung zwischen einer materialen Basis der Schrift und der ihr eigenen spirituellen Dimension findet sich in der jüdischen und islamischen Tradition des spätmittelalterlichen Mittelmeerraums. Hier findet die Annäherung an das Spirituelle ihre physische Darstellung in der Erschaffung von

⁵¹ So dargestellt z. B. vom Leibarzt der Katholischen Könige Francisco López de Villalobos in seiner Komödie *Anfitrión*, 487–489. Vgl. auch Folger 2002, 44–45.

⁵² Biernoff 2002, 25.

dezidiert ‚immateriellen‘ Schriften. In Papier geschnittene Buchstaben zum Beispiel, bei denen die Zeichen gerade nicht auf dem Material aufgebracht sind, sondern aus dessen Leerstellen bestehen, wurden im 14. Jahrhundert von dem kastilischen Rabbiner Sem Tob de Carrión als „Form ohne Materie“⁵³ beschrieben. Die körperlose Natur dieser Schrift wird explizit betont und in der ersten Person hervorgehoben – was auch dieser ‚immateriellen‘ Schrift gerade eine subjekthafte Agentialität einbringt: „Ohne Körper bin ich Geist“ (רוחני).⁵⁴ Wird hier die körperliche und materiale Dimension der Schrift negiert, verweist dies einmal mehr auf die somatische Qualität, die herkömmlicher Schriftlichkeit ansonsten zugeschrieben wird – und auf die besondere Qualität einer Schrift, deren Materie ‚immateriell‘ ist. Diese Körperlosigkeit markiert Sem Tob als eine Wundereigenschaft, die diese immateriellen Buchstaben vergleichbar zu der Schrift Gottes in den Gesetzestafeln macht: „Schreib [mit Scheren] Striche und Wörter wie Reliefs in einem Siegel; [wie] die Schrift Gottes, die eingegraben ist in die Tafeln, als Wunder für die Völker“.⁵⁵ Obwohl die Tafeln von Moses eine schwere, feste und dreidimensionale physische Materialität haben, beschreibt die jüdische Tradition die Schrift dieser Tafeln als eine Wunderschrift, die – genau wie die in Papier eingeschnittenen Buchstaben – von „beiden Seiten lesbar“ war.⁵⁶

Auch Licht gehört zu dieser Dimension der (Im-)Materialität des Geistigen. Im islamischen Raum des Spätmittelalters wurden Glaslampen in Mamelukenmoscheen mit ‚Lichtschriften‘ verziert, oft mit dem entsprechenden Koranvers „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde“ (24:35).⁵⁷ Ähnlich wie die Leerstellen der Buchstaben bei der in Papier geschnittenen Kalligraphie können im bemalten Glas Leerstellen in Form von umgekehrt gezeichneten Schriftzeichen ausgespart werden, die das Licht durchscheinen lassen und so ‚Lichtwörter‘ projizieren. Auch in der christlichen mittelalterlichen Literatur kann Licht als Eigenschaft von Schriften mit göttlichem Ursprung gesehen werden. Dies ist der Fall im *Eraclius* des Otte (ca. 1200), wo ein Brief, der direkt vom Himmel kommt, *geschriben von liechten buochstaben* ist.⁵⁸ Dass das Licht immateriell, aber doch sichtbar ist, setzt es in direkte Verbindung mit der Dimension des Spirituellen. Solche Lichtschriften und die in Papier geschnittenen Buchstaben, von denen es heißt, sie „blühen in der Luft“,⁵⁹ sind zwei Beispiele einer Schrift als „Form ohne Materie“, die die vormoderne Epistemologie der Schrift illustrieren und gleichzeitig vielschichtiger machen.

53 Sem Tob, *Ma’ašeh ha-rav*, 61, unsere Übersetzung. Für eine englische Version, vgl. Colahan 1979, 287.

54 Sem Tob, *Ma’ašeh ha-rav*, 61. Engl. Übers. vgl. Colahan 1979, 287.

55 Sem Tob, *Ma’ašeh ha-rav*, 54. Engl. Übers. vgl. Colahan 1979, 281.

56 Sem Tob, *Ma’ašeh ha-rav*, 69. Engl. Übers. vgl. Colahan 1979, 295. Im Vergleich zu dieser Perspektive, die auf die Negativität der Zeichen inmitten eines materialen Schriftträgers abhebt, siehe auch die Überlegungen zu den Gesetzestafeln in These 5.

57 Graves 2018, 238.

58 Vgl. Ernst 2006, 116.

59 Sem Tob, *Ma’ašeh ha-rav*, 68.

Unter den Vorzeichen der vor-neuzeitlichen ‚westlichen‘ Epistemologie, inklusive der dort kursierenden Variationen zur (Im-)Materialität der Schrift aus der jüdischen oder islamischen Tradition, kann man nicht von einer Repräsentationsfunktion der Schrift sprechen, sondern vielmehr von der ‚formellen‘ Ko-Präsenz des Bezeichneten in der Schrift. Schrift ist somit nicht Vehikel der Intentionen von Schreibsubjekten, sondern im starken Sinn Verkörperung eines spirituellen Gehalts, der sich nicht auf die Dimension der Semantik beschränkt. Im Sinne der Körperlichkeit der Schrift sind die Räumlichkeit – als Einbindung in ein Arrangement von anderen mehr oder minder spirituellen und mit Agentialität versehenen Umgebungen, oder als Mobilität (vgl. These 6) – und die Permanenz, verstanden als ‚Lebensdauer‘ (vgl. These 5), wesentliche Parameter der Wirksamkeit von Schrift und damit verbundener Praktiken.

These 4

Die Dimensionen von Geschriebenem werden in vormodernen Texten explizit oder implizit reflektiert.

Vormoderne Texte befassen sich in vielerlei Hinsicht nicht nur mit Geschriebenem selbst, sondern auch mit den zu Schriftstücken gehörigen Praktiken (etwa dem Lesen und Schreiben) sowie mit der Materialität von Textträgern. Metatextuelle Reflexionen über diese und weitere Dimensionen von Geschriebenem werden im Folgenden, nach einigen einleitenden Bemerkungen, anhand des Grads ihrer Explizitheit typologisiert.

Mit ‚Dimensionen von Geschriebenem‘ sind hier Eigenschaften gemeint, die der Präsenz des Geschriebenen anhaften und hinsichtlich derer es näher qualifiziert werden kann: neben der Materialität selbst etwa die Körperlichkeit des Geschriebenen (vgl. These 3), seine ästhetische Permanenz (vgl. These 5) und seine Räumlichkeit (vgl. These 6).

In dieser These fokussieren wir uns auf entsprechende Reflexionen vormoderner Texte. Derartige Texte, die wir bezogen auf die spezifischen Forschungsinteressen des SFB 933 als Metatexte (siehe Einleitung, S. 19)⁶⁰ bezeichnen, spielen methodisch eine wichtige Rolle: sowohl konkret (im Sinne von Schriftquellen) für die Rekonstruktion realer vormoderner Praktiken als auch als Widerspiegelung vormoderner Reflexionen von Schriftlichkeit und zugehörigen Praktiken. Je nach Fachkultur überwiegt in der Beschäftigung mit Metatexten der eine oder andere Aspekt. Während explizite metatextuelle Reflexionen oft gut auf reale Praktiken schließen lassen, sind metatextuelle Reflexionen impliziter Art, und gerade solche in fiktionalen, literarischen Texten, oft

⁶⁰ Siehe dazu vor allem den Tagungsband *Metatexte. Erzählungen von schrifttragenden Artefakten in der alttestamentlichen und mittelalterlichen Literatur* (Focken/Ott 2016a) sowie Gertz et al. 2015 zu „Metatext(ualität)“.

im Vergleich zu realem Geschriebenen erweitert und bilden tatsächliche Schriftpraktiken nicht zwangsläufig exakt ab.

Explizite Reflexionen über Geschriebenes finden sich beispielsweise in vormodernen literaturkritischen Traktaten. Im Fokus solcher Abhandlungen stehen aber in der Regel weniger die Praktiken des Schreibens und Lesens selbst als inhaltliche oder stilistische Fragen, die das Verfassen von Literatur bestimmter Genres betreffen. Entsprechende Überlegungen zur Abfassung historiographischer Texte finden sich etwa in Lukians Schrift *Quomodo historia conscribenda sit* („Wie man Geschichte schreiben soll“). Explizite Reflexionen über die Produktion und Rezeption von Geschriebenem allgemein sind zudem spätestens seit Platons *Phaidros* Gegenstand vormoderner philosophischer Texte. Nicht nur in diesem Dialog wird Schriftlichkeit dabei in Opposition zu mündlicher Rede reflektiert: Diese Gegenüberstellung ist insofern emblematisch für die Vormoderne, als die Anfänge zumindest der antiken Literatur in einer Performanzkultur liegen. Diese verlor ihre Bedeutung auch in den nachfolgenden Jahrhunderten nicht, wie z. B. die kaiserzeitliche Epideixis und individuelle Lesepraktiken zeigen. Vielleicht wird diese Performanz daher in vielen vormodernen Reflexionen über Schriftlichkeit zumindest *ex negativo* evoziert. Und auch die Literatur in den Volkssprachen des Mittelalters hat ihre Ursprünge in einer solchen Performanzkultur.

Der Begriff ‚Geschriebenes‘ bezieht sich aber keineswegs nur auf – im weiteren Sinne – literarische Schriftstücke. Vielmehr reflektieren vormoderne Texte der europäischen Antike, etwa im Rahmen methodologischer Einschübe, gerade auch darüber, inwiefern sich literarische Texte von anderen Arten des Geschriebenen unterscheiden. So werden in literarischen Texten selbst die Praktiken des literarischen und des epigraphischen Schreibens sowie die Eigenschaften, die den jeweils resultierenden schrifttragenden Produkten anhaften, einander gegenübergestellt. In Abhängigkeit von dem Schriftträger, der im jeweiligen Schreibprozess üblicherweise verwendet wird, variiert z. B. der jeweilige Grad an materieller Langlebigkeit und an freier Zirkulationsfähigkeit des Geschriebenen (vgl. Thesen 5 und 6).

Reflektiert werden die hier genannten Dimensionen des Geschriebenen z. B. in den historiographischen Werken des Herodot und des Thukydides (etwa in den jeweiligen Methodenkapiteln und in der Grabrede des Perikles bei Thukydides). Wenn darin verschiedene Schriftpraktiken thematisiert werden – etwa das mit diesen Werken neuaufkommende historiographische Schreiben oder das traditionellere inschriftliche Schreiben –, so geschieht dies teils implizit durch epigraphische Semantik (also durch die übertragene Verwendung von Vokabular, das sich im wörtlich(er)en Sinne auf Inschriften und die dazugehörigen Praktiken bezieht). Expliziter kommentiert werden in diesen Methodenkapiteln hingegen die Funktionen des Geschriebenen, darunter vor allem die Eignung des eigenen Schriftmediums für das Erschaffen einer beständigen *memoria*. So bezeichnet etwa Thukydides sein Werk als ein „Besitztum für immer“ (*ktēma es aiei*) und setzt es dabei von einem „Wettbewerbsbeitrag für das

gegenwärtige Anhören“ ab (Thukydides, *Der Peloponnesische Krieg*, 1.22.4)⁶¹ – eine Gegenüberstellung, die auf den Kontrast zwischen der Dauerhaftigkeit des Geschriebenen und der Flüchtigkeit des Gesprochenen abzielt.

In der Literatur der europäischen Antike finden sich aber auch implizite Reflexionen über die Dimensionen von Geschriebenem. Dies zeigt sich, wenn man literarische Texte, in denen Inschriften erwähnt oder zitiert werden, als (inschriftenbezogene) Metatexte interpretiert.⁶² Für diese Untersuchungsperspektive eignen sich nicht nur historiographische Texte wie Herodots *Historien*, in denen real existente Inschriften und die damit beschrifteten Artefakte erwähnt werden, die uns im Ausnahmefall der sog. Schlangensäule (Herodot, *Historien*, 8.82.1) sogar erhalten sind, sodass die Modifikationen Herodots gegenüber der Realität noch heute nachvollzogen werden können.⁶³ Auch fiktionale Romane wie Heliodors *Aithiopika* lassen sich als Metatexte interpretieren. Neben anderen Schreibakten wird darin das Anbringen von Inschriften u. a. an Hermen, Steinen und Tempeln imaginiert (Heliodor, *Aithiopika*, 5.5.1). Dabei legt die Art, wie inschriftliche *memoria* und deren materiale Bedingungen inszeniert werden, zugleich einen bestimmten Blickwinkel auf das „erinnerungskulturelle Profil“⁶⁴ des Metatexts selbst nahe. Metatexte können dabei sowohl auf Ähnlichkeiten als auch auf Differenzen zwischen den beiden involvierten Schriftpraktiken aufmerksam machen und rücken zugleich weitere Dimensionen des Geschriebenen ins Blickfeld – neben den jeweils intendierten Rezeptionshandlungen selbst etwa auch deren Bedingungen in Form der räumlichen Realisierung oder der ästhetischen Permanenz des Geschriebenen (siehe dazu die Thesen 5 und 6).⁶⁵

Die hier bislang besprochene Art der Metatextualität ist aber nur eine mögliche Weise, wie vormoderne Texte implizit über Dimensionen von Geschriebenem reflektieren können – und die unterschiedlichen Praktiken des (Be-)Schreibens stellen nur einen der vielen Aspekte von Geschriebenem dar, die hier kontrastiv in den Blick genommen werden könnten. Metatextualität kann nämlich nicht nur, mit Gérard Genette, als eine bestimmte Beziehung eines Texts zu einem anderen Text aufgefasst werden, sondern liegt, laut Zoran Kravar, auch dann vor, wenn ein Text über sich selbst reflektiert – hinsichtlich seiner Gesamtheit oder einzelner Aspekte.⁶⁶ So stellen vormoderne literarische Texte, um beim obigen Beispiel der Textproduktion zu bleiben, in ihrem Plotverlauf nicht nur kontrastiv alternative Schriftpraktiken dar – z. B. das

⁶¹ Eigene Übersetzung (Christina Schulz) von Thukydides, *Der Peloponnesische Krieg*, 1.22.4 (Textgrundlage: Thucydides, *Historiae*, hg. von Henry Stuart Jones).

⁶² Vgl. Allgaier et al. 2019, 200; vgl. auch Allgaier 2022.

⁶³ Zu den Diskrepanzen zwischen der tatsächlichen Säule und dem von Herodot dargestellten schrifttragenden Artefakt siehe ausführlich Allgaier 2022 mit Verweis auf u. a. West 1985, 280.

⁶⁴ Allgaier et al. 2019, 200.

⁶⁵ Vgl. dazu auch Focken/Ott 2016b, 7.

⁶⁶ Genette 1993, 13; Kravar 1994, 274. Vgl. dazu auch Focken/Ott 2016b, 2.

In-Stein-Meißeln von Inschriften oder das Besticken eines Textilstoffs mit einem Text, mithilfe dessen etwa in Heliodors *Aithiopika* eine Mutter über räumliche und zeitliche Distanz hinweg mit ihrer vor Jahren ausgesetzten Tochter kommuniziert –, sondern Texte inszenieren auch das literarische Schreiben selbst. Eine solche Darstellung kann dann als *mise-en-abyme* und somit als implizite, autoreferentielle Reflexion über die Dimensionen von Geschriebenem interpretiert werden – insbesondere dann, wenn weitere Signale für eine solche Selbstreferentialität vorliegen.⁶⁷

In anderen Definitionen wird Metatextualität sogar noch weiter gefasst – etwa in Markus Hilgerts Definition eines Metatexts als „Geschriebenes über Geschriebenes“.⁶⁸ Heuristisch problematisch ist allerdings die sich dabei einstellende Beliebigkeit, denn „fast jedes Schriftstück dürfte zumindest seiner Gattung nach von bestimmten Merkmalen anderer Schriftstücke geprägt sein, die in ihm aufgenommen oder transformiert sind“.⁶⁹ Eine derart weite Definition von Metatextualität ist somit schwer zu operationalisieren; unabhängig von jeglichen festen Kriterien kann die Interpretation beliebige Texte initiativ als Metatexte im o. g. Sinne deuten. Der Reflexionsprozess über Geschriebenes findet in diesem Fall nicht mehr im Text selbst, sondern auf der Rezipientenseite statt. Als in der Forschungspraxis sinnvoller erweist sich daher die Beschränkung des Metatextualitätsbegriffs auf diejenigen Texte, in denen Geschriebenes auf der Handlungsebene eine Rolle spielt. Insbesondere wenn ein Text einer Gattung angehört, bei der keine starke Handlungsebene ausgeprägt ist, kann aber auch dann sinnvoll von Metatextualität gesprochen werden, wenn Geschriebenes auf der Imaginationsebene (also z. B. auf der Ebene der Metaphorik) vorliegt.

In den bisherigen Ausführungen haben wir uns vor allem auf diejenigen Dimensionen von Geschriebenem konzentriert, die von der Materialität der jeweiligen Schriftträger abhängig sind: auf die Praktiken des (Be-)Schreibens, die Funktion bzw. Eignung des Geschriebenen als Erinnerungsträger sowie auf die ästhetische Permanenz und räumliche Realisierung, wie sie auch in den nachstehenden Thesen behandelt wurden. Die genannten Aspekte von Geschriebenem sind im Hinblick auf unsere These aber als exemplarisch und nicht als erschöpfende Zusammenstellung zu verstehen. So reflektieren Metatexte u. a. auch weitere Voraussetzungen der Textrezeption, etwa die Notwendigkeit der Kompetenz in einer bestimmten Sprache oder der Alphabetisierung der Rezipierenden. Wenn hingegen der gezielte Einsatz von Schriftsystemen dargestellt wird, deren Beherrschung bestimmten sozialen Gruppen vorbehalten ist, treten epistemische Aspekte von Machtverhältnissen als Dimension von Geschriebenem hervor.⁷⁰

⁶⁷ Vgl. auch Focken/Ott 2016b, 3–4.

⁶⁸ Focken/Ott 2016b, 3 mit Verweis auf Hilgert 2010, 98.

⁶⁹ Focken/Ott 2016b, 3.

⁷⁰ Vgl. Focken/Ott 2016b, 7 mit einer Auflistung weiterer Aspekte von kommunikativen Konstellationen, die Metatexte widerspiegeln können.

These 5

Die ästhetische Permanenz des Geschriebenen, also seine sinnlich wahrgenommene (lange oder kurze) zeitliche Beständigkeit, ist konstitutiv für die Bedeutung und Wirkung von Geschriebenem.

Das Geschriebene hat immer auch die Funktion, eine Zeitspanne zu überdauern. Diese Zeitspanne, also die zeitliche Beständigkeit (Permanenz) des Geschriebenen, kann unterschiedlich lang sein, ist skalierbar zwischen Persistenz (lange, dauerhaft) und Ephemerität (kurz, flüchtig). Ihre (intendierte, angenommene oder tatsächliche) Länge hat wesentlich mit der materialen Beständigkeit des Geschriebenen zu tun. Aus der sinnlichen Wahrnehmung dieser material bedingten Dauer des Geschriebenen resultiert häufig eine spezifische Wirkung auf den Rezipienten und eine spezifische Zuschreibung von Bedeutung des Geschriebenen.

Geschriebenes ist stets an ein Material gebunden und mit ihm an dessen physische Eigenschaften, es ist *ästhetisch permanent*.⁷¹ Damit ist eine sinnliche Wahrnehmbarkeit seiner Beständigkeit (graduell skalierbar zwischen den Polen von Persistenz und Ephemerität) gemeint. Unter den physischen Eigenschaften ist die zeitliche Beständigkeit (oder die von den Schreibenden und Rezipierenden angenommene zeitliche Beständigkeit) des Materials für das Geschriebene oft besonders relevant. Das liegt ganz grundsätzlich daran, dass Geschriebenes in der Regel die Funktion hat, eine Kommunikation in zeitlich voneinander getrennten Situationen zu ermöglichen: *Produzent* (Schreibende, Auftraggebende, Verfassende, Autor, Sendende) und *Rezipient* (Lesende, Vorlesende, Adressat, Empfangende) des Geschriebenen sind in der Regel nicht zur selben Zeit am selben Ort. Daher braucht es ein Mindestmaß an materialer Permanenz des Geschriebenen. Häufig ist zu beobachten, dass es eine gleichsam natürliche Korrelation gibt zwischen der (geglaubten, erwünschten, angenommenen oder tatsächlichen) Relevanz des Geschriebenen für mögliche Rezipierende in ferner Zukunft einerseits und der im Produktionsprozess material erzeugten Permanenz des Geschriebenen andererseits. Für zukünftige Generationen Wichtiges oder für wichtig Gehaltenes wird etwa in Stein gemeißelt, damit es möglichst lange von diesen zukünftigen Generationen rezipiert werden kann. Konkrete Informationen und Handlungsanweisungen dagegen, die nur wenige Stunden oder Tage überdauern müssen und nur für einzelne Rezipierende relevant sind, werden – wenn überhaupt – auf Post-Its oder Wachstafelchen geschrieben,⁷² also nur ephemere aufgezeichnet und (in aller Regel) bald wieder zerstört.

⁷¹ Wir legen hier einen „substantiellen Material-Begriff zu Grunde [...], wie er mit den Bedeutungen ‚Rohstoff‘ und ‚Werkstoff‘ umrissen ist“ (Meier/Focken/Ott 2015, 25).

⁷² Vgl. Wagner 2019.

In dem auf diese Weise akzentuierten rein funktionalen Zusammenhang von Materialität und Geschriebenem nimmt das Material zwar eine notwendige, aber lediglich instrumentelle oder subsidiäre Rolle gegenüber der qua Geschriebenem ermöglichten Kommunikation ein. Diese Betrachtungsweise unterschlägt nun eine ganze Reihe von Aspekten, die zwar mit der sinnlichen Wahrnehmbarkeit der Permanenz des Geschriebenen einhergehen, sich aber nicht in die kommunikative Funktionalität des Geschriebenen einfügen lassen. Wenn man diese Aspekte des Geschriebenen stark macht, kommen Wirkungsweisen in den Blick, die jenseits (oder diesseits) einer rein kommunikativen Informationsvermittlung mittels des geschriebenen Texts stehen:

- a) *Die Wahrnehmung einer Wechselbeziehung zwischen permanent für wichtig erachteten Texten und ihrer persistenten Materialität:* Manche Inschriften zielen auf eine dauerhafte Rezeption, z. B. solche Inschriften, die an Monumenten (Grabmälern) angebracht sind und der permanenten *memoria* (oder der Vergegenwärtigung des Verstorbenen in der *memoria*) dienen. Sie sind gerade deshalb vornehmlich auf Schriftträgern aus Stein angebracht, weil „materialimmanente[] Eigenschaften [...] wie Härte, Beständigkeit, Dauerhaftigkeit (Langlebigkeit) und Widerstandsfähigkeit“ eine „signifikante Dauerhaftigkeit im Hinblick auf den Fortbestand des verschrifteten Inhalts erwarten“ ließen.⁷³ Auch rechtsgültiger Schriftinhalt (im Kontext dauerhafter Legitimationsbestrebungen), wie er u. a. auf Grenzsteinen oder an Stadttoren oder anderen öffentlichen Gebäuden (man denke etwa an Längenmaße an einer mittelalterlichen Stadtkirche) nachgewiesen werden kann, ist in aller Regel in Schriftträger aus Stein „eingemeißelt“.⁷⁴ Die Wahrnehmung der durch das Material bedingten Persistenz bewirkt die Zuschreibung von Autorität und Macht an den Urheber des Geschriebenen und von zeitenthobener Geltung des Geschriebenen.
- b) *Die Zuschreibung von (auratischer) Bedeutung aufgrund der Wahrnehmung einer großen Menge von dauerhaft aufbewahrtm Geschriebenem:* Die Fülle von Codices, die aus einer Fülle von fest zusammengebundenen Pergamentseiten bestehen und auf soliden Regalen oder in massiven Truhen in einer mittelalterlichen Bibliothek aufbewahrt sind, kann beispielsweise wahrgenommen werden als eine Persistenz und Verdichtung von Wissen und Wissenstexten. Diese ästhetische Permanenz ruft dann Staunen und Bewunderung (*admiratio*) hervor über die Präsenz des Wissens an diesem einen Ort (als herausragender Verbindung von vergangenen und zukünftigen Praktiken des Denkens und Schreibens) und erzeugt Ehrfurcht vor denjenigen, die die Praktiken kennen, über diese Fülle ordnend zu verfügen. Und sie schreibt dem Geschriebenen die Bedeutung zu, dass es Teil eines Nukleus, einer Verdichtung von Wissen ist und damit Relevanz beansprucht.

⁷³ Balke et al. 2015, 247–268, 248–249.

⁷⁴ Permanenz oder *ex negativo* Ephemerität von Materialität kann in diesen Kontexten ikonologisch (bzw. semiologisch) codiert sein. Vgl. Raff 2008, 49–60.

- c) *Die Wahrnehmung von flüchtiger Materialität und von flüchtig Geschriebenem als Markierung von Bedeutung:* Zwar kann die Wahl eines von materialer Ephemerität geprägten Schriftträgers die ‚flüchtige‘ Bedeutung auch des Geschriebenen affirmieren und die Erwartung seiner sehr beschränkten Wirkung ausdrücken, z. B. weil für die Rezeption des Geschriebenen nur eine einzige, klar abgegrenzte Gebrauchssituation antizipiert wird (Einkaufszettel). Andererseits kann auch das Gegenteil beobachtet werden. Besonders im religiösen Bereich korreliert Flüchtigkeit nicht selten mit maximaler Bedeutung und Wirkung.⁷⁵ So ist es etwa beim Menetekel, das mit Fingern wie von Geisterhand auf eine weiße Wand geschrieben (gemalt?) wird und ein vernichtendes Urteil über König Belschazzar fällt, der noch in derselben Nacht stirbt (Dan 5). Oder in der Szene mit der Ehebrecherin, als Jesus mit seinem Finger auf die Erde schreibt, während die Schriftgelehrten und Pharisäer auf das von Mose geschriebene (!) Gesetz pochen, nach dem die Frau zu steinigen sei (Joh 8,1–11): Die Flüchtigkeit des in Staub oder Sand Geschriebenen (sein Wortlaut wird nicht einmal erwähnt) verweist in paradoxer Weise gerade auf die ewige Geltung der Botschaft, des *logos*, der eine Botschaft der Gnade und der Nicht-Anrechnung, des Nicht-Aufschreibens der Sünde ist: „Geh und sündige von jetzt an nicht mehr!“ Mit dem flüchtigen Schreiben auf die Erde löst Jesus gleichsam die persistente Steinschrift der Gesetzestafeln Moses auf.
- d) *Die zufällige Persistenz von flüchtiger Materialität und von flüchtig Geschriebenem als Umcodierung von Bedeutung:* Wenn ein Schriftstück, das einst ephemere aufgezeichnet wurde, in späterer Zeit aufgefunden, wiederverwendet oder neu mit Bedeutung aufgeladen wird, ereignet sich Persistenz eher zufällig.⁷⁶ Die ästhetische Permanenz des Geschriebenen kann hierbei gewissermaßen von (ehemaliger) Gegenwart zu (späterer) Gegenwart so umcodiert werden, dass sich je nach den Rezeptionsparametern auch die Bedeutung und Wirkung von Schriftlichkeit verändert. Die Graffiti und Dipinti z. B., welche zuhauf noch heute in Pompeji und Herculaneum innen und außen an den Häusern zu finden sind, waren oftmals ad hoc-Bildungen, tagesaktuelle Kommunikationsbestandteile oder ephemere ‚Kritzeleien‘, die in der Regel zeitlich und räumlich eine ganz beschränkte Wirkung haben wollten und nur für einen bestimmten Adressatenkreis gedacht waren.⁷⁷ Dennoch genießen sie heute besondere Aufmerksamkeit, weil sie Zeugnisse antiker Kommunikations- und Schreibkultur sind und eine geschichtsbewusste Gegenwart ihnen daher einen bedeutenden Zeugniswert zuschreibt. Ähnlich ist es bei

⁷⁵ Vgl. Lieb 2017.

⁷⁶ Es lässt sich dann mit Blick auf die unterschiedlichen historischen Rezeptionssituationen eine Artefaktbiographie schreiben, die hilft, „die unterschiedlichen Funktions- und Bedeutungsschichten chronologisch sauber zu trennen, in ihren jeweiligen kulturellen Kontexten zu verorten und transkulturelle Prozesse zu bestimmen“, Meier/Tsouparopoulou 2015, 47–61, hier: 50–51. Vgl. hierzu mit Beispielen: Allgaier et al. 2019.

⁷⁷ Vgl. Lohmann 2018 und Opdenhoff 2021.

schriftlichen Beweisen, die in einem Kriminalfall gesichert werden: Diese dienen nicht mehr ihrem ersten, vielleicht ephemeren Zweck, sondern sie werden zum Zweck des späteren Belegs persistent gemacht. Ein anderes prominentes Beispiel für eine derartige historisch bedingte Um- bzw. Neudeutung ist der sog. *Titulus*, der laut Bericht des Evangelisten Johannes (Joh 19,19–20) von Pilatus selbst auf Hebräisch, Griechisch und Lateinisch geschrieben und schließlich in mahnender und provozierender Absicht am Kreuz Christi befestigt wurde, damit er von den vorbeigehenden Juden rezipiert werden konnte: *Iesus Nazarenus rex Iudaeorum*.⁷⁸ Zwar gibt die biblische Überlieferung keine Auskunft über die materiale Beschaffenheit von Geschriebenem und Schriftträger. Aufgrund ihrer Verweiskraft auf den gekreuzigten Christus, den die Tafel für die adressierten Juden als ihren ‚König‘ ausweisen sollte, kann allerdings angenommen werden, dass die Inschriftentafel ursprünglich eher ephemere gefertigt wurde: Sie musste nur bis zur Kreuzabnahme ihren Zweck erfüllen. Die mittelalterliche Tradition der Legenden um die Kreuzauffindung durch die Heilige Helena, die Mutter Konstantins des Großen, deuten die Persistenz des Titulus jedoch um. In dieser Deutung bleibt der Titulus nämlich nicht zufällig erhalten: Seine ursprüngliche, von Pilatus intendierte nur ephemere Wirkmacht muss er zugunsten der von Gott vorbestimmten Auffindung des Kreuzes durch die Kaisermutter verlieren. Ambrosius, der als Verfasser des ältesten bekannten und vielzitierten Berichts von der Auffindung des Kreuzes gelten darf, weiß daher zu berichten, dass Helena, angeleitet vom Heiligen Geist, das wahre Kreuz Christi von den anderen beiden Kreuzen der Schacher nur mithilfe des immer noch erhaltenen und lesbaren Titulus unterscheiden kann.⁷⁹

These 6

Die räumliche Realisierung ist konstitutiv für die Bedeutung und Wirkung von Geschriebenem.

Schriftzeichen entfalten sich räumlich, lassen sich von rechts nach links, von links nach rechts oder von oben nach unten (in seltenen Fällen auch von unten nach oben) lesen. Damit Zeichen als solche identifizierbar sind, müssen sie einen gewissen

⁷⁸ *Scripsit autem et titulum Pilatus et posuit super crucem | erat autem scriptum Iesus Nazarenus rex Iudaeorum [...] | et erat scriptum hebraice graece et latine*, zitiert nach Hieronymus, *Biblia Sacra Vulgata*, Bd. V, 536. Übers.: „Pilatus aber schrieb ein Schild und setzte es oben auf das Kreuz. Es stand aber geschrieben: ‚Jesus aus Nazaret, König der Juden‘. [...] Und es stand geschrieben auf Hebräisch, Griechisch und Lateinisch“ (ebd., 537). Vgl. auch die Parallelüberlieferung bei Mk 15,26; Lk 23,38 sowie Mt 27,37.

⁷⁹ Vgl. Heussler 2006, 76. Die Ambrosius zugeschriebene *Oratio de Obitu Theodosii* wurde im Jahr 395 n. Chr. gehalten.

Abstand zueinander aufweisen.⁸⁰ Geschriebenes ist damit immer schon raumgreifend, unabhängig davon, auf welchem Träger es sich befindet. Inschriften, die nicht auf Pergament oder Papier geschrieben, sondern in Holz geritzt, in Stein gemeißelt, in Metall graviert, auf Textil genäht oder als gegossene Lettern in einen Untergrund eingelegt bzw. darauf appliziert sind, lassen zudem einen fühlbaren dreidimensionalen ‚Höhenunterschied‘ zum Schriftträger erkennen.⁸¹

Die Entwicklung von Beschreibstoffen, Schriftarten und Reproduktionsverfahren ist immer schon mit einer spezifischen Behandlung der Räumlichkeit von Schrift einhergegangen. In Kulturen, die noch über keine standardisierten Vervielfältigungsverfahren von Schrift verfügen, lassen sich öfter markante Wechselwirkungen zwischen Schriftbild und Trägermaterial erkennen. Die eckigen Formen von Runen beispielsweise erleichterten das Schnitzen in festes Material wie Holz, Stein oder Knochen.⁸² Und auch auf der Ebene des Layouts spielt die genuine Räumlichkeit von Schrift eine wichtige Rolle. Nicht nur die Positionierung des Geschriebenen und das Verhältnis von beschriebener und unbeschriebener Fläche sind wahrnehmungsführend, sondern auch die Schriftgröße: Während Minuskelschriften oder Typen, die wie die Kursive Ligaturen ausbilden, in aller Regel platzsparend sind, nehmen Majuskelschriften relativ viel Raum ein. Sie eignen sich darum auch, um die Aufmerksamkeit auf bestimmte Informationsgehalte zu lenken.

Geschriebenes ist jedoch nicht nur durch seine eigene räumliche Ausweitung, sondern auch in seiner potentiellen Beweglichkeit raumgreifend. Auch hier spielt die Materialität des Artefakts eine wichtige Rolle: Kleine und leichte Objekte wie Amulette, Papyri, Skarabäen und Gemmen⁸³ bieten sich besonders an, um getragen zu werden. Solche Artefakte, „die jene Schrift, die sie kraft ihrer Materialität ‚halten‘, von einem Ort zu einem anderen bringen“, nennen wir ‚lokomobil‘, räumlich gebundene Schrift hingegen ‚lokostatisch‘.⁸⁴

Die Tragbarkeit und die damit einhergehende Mobilität von Geschriebenem ist oft Voraussetzung für seine Funktion und Bedeutung, sie bestimmt Praktiken im Umgang mit der Schrift. Inhärent mobile Schriftträger wie Briefe etwa ermöglichen interpersonalen Austausch. Die Praktiken der Übermittlung sind dabei für die Funktion des Geschriebenen ausschlaggebend, aus ihnen lassen sich epistolare Netzwerke genauer erschließen.⁸⁵ Kleine schrifttragende Artefakte wie Amulettrollen hingegen ermöglichen ein körperliches Näheverhältnis. Das Geschriebene kann berührt und nah am Körper bewahrt werden, und eben diese Praktiken sind für die der Schrift zugeschrie-

⁸⁰ Vgl. Krämer 2018, 210.

⁸¹ Vgl. Lieb/Ott 2015, 17.

⁸² Vgl. Schulz 2019, 43–44. Zu Korrespondenzen von Schriftträger, Layout und Schriftzeichen siehe auch Kapitel 2, S. 69 und These 7.

⁸³ Vgl. Theis 2015.

⁸⁴ Terminologie nach Ehlich 1994, 30; Zitat nach Lieb/Ott 2015, 16.

⁸⁵ Vgl. Hamouda 2020.

bene Schutzfunktion entscheidend – unabhängig davon, ob der Text gelesen wird.⁸⁶ Tragbar in einem engeren Sinn wieder ist Geschriebenes, wenn es ein besonders enges Verhältnis mit dem menschlichen Körper eingeht: So kann mit Textilien verwobene oder aufgestickte Schrift am Körper getragen werden,⁸⁷ aber auch die menschliche Haut selbst kann – bei Tattoos oder Stigmata – schrifttragend werden.⁸⁸

Die besondere Bedeutung der Beweglichkeit schrifttragender Artefakte lässt sich dabei nur mit dem relationalen Raumbegriff der Topologie⁸⁹ adäquat beschreiben. Die Wege, die Geschriebenes zurücklegen kann, die Nähe- und Distanzverhältnisse, die es eingehen kann, lassen sich nicht topographisch beschreiben, sondern mittels der Interaktionen von Mensch und Ding, die diese Räumlichkeit überhaupt erst konstituieren.

Im Unterschied dazu ist das Raumarrangement lokostatischer Schriftartefakte wie Gebäude-, Grab-, Mauer-, Tor-, Säulen- oder Statueninschriften wesentlich stabiler. Das Geschriebene richtet sich meist an eine größere Adressatengemeinschaft, ist *tendenziell* auf Öffentlichkeit und Visibilität ausgelegt⁹⁰ sowie in der Regel aus dauerhaften Memorialmaterialien geschaffen. Freilich kann das Geschriebene über die Informationsvergabe hinaus auch in verschiedene andere Praktiken eingebunden sein: Es kann Orientierung bieten, beeindrucken, politisieren, zum Gedenken oder Handeln aufrufen oder auch einen Status quo festschreiben. Ein Gesetzestext beispielsweise gewinnt an Autorität, wenn er im Zentrum einer Verwaltungseinheit auf Stein fixiert wird. Noch deutlicher ist dies der Fall, wenn sich die Tafel etwa in der räumlichen Nähe eines Gerichts befindet.

Für das hermeneutische Bestreben, die ursprüngliche Bedeutung einer (womöglich stark beschädigten) Inschrift zu rekonstruieren, bietet das räumliche Arrangement (Position, Größe, Sichtbarkeit, Wechselbeziehungen zu anderen Artefakten usw.) darum einen wichtigen Anhaltspunkt. Umgekehrt können Inschriften auf statischen Artefakten auch ihrerseits Aufschluss über die (planvolle) Semantisierung von Raum gewähren. Schrift auf Brücken, Türen und Toren eignet beispielsweise eine liminale Funktion, die darin besteht, den Übergang angrenzender Räume anzuzeigen. Indem sie die Schwelle zwischen hier und dort, innen und außen, öffentlich und privat, heilig und profan usw. besetzen, wirken Inschriften normativ auf die Begrenzung von Räumen, ja lassen die passierte Grenze zwischen verschiedenen Bereichen überhaupt erst offensichtlich werden. In solcher Hinsicht können lokostatische schrifttragende Artefakte auch gewinnbringend in die Analyse sozialer Raumkonstitution einbezogen werden, deren Tragweite durch die kulturwissenschaftliche Theoriebildung der letzten Jahrzehnte sichtbar gemacht wurde.

⁸⁶ Vgl. Hindley 2020.

⁸⁷ Vgl. Lieb 2019.

⁸⁸ Vgl. Béreiziat-Lang/Ott 2019.

⁸⁹ Vgl. Dickmann/Witschel/Keil 2015, 113.

⁹⁰ Zum Phänomen restringierter Schriftpräsenz vgl. Frese/Keil/Krüger 2014a.

Die Interaktion (mobiler wie immobiler) Schriftartefakte schließlich, wie sie besonders im urbanen Raum zu beobachten ist, kann sich über lange Zeiträume erstrecken und verschiedene kulturelle Entwicklungsstadien umfassen. Ihre Zeitlichkeit ist aber nicht notwendig linear, sondern kann bruchhaft sein. Schriftartefakten eignet eine Art Eigenzeitlichkeit. Mit Blick auf die Funktion von Inschriften in den mittelalterlichen italienischen Kommunen hat Armando Petrucci beispielsweise festgestellt, die Wiederentdeckung der zivilen und politischen Funktion des offenen Stadtraums habe sich im mehr oder weniger bewussten Rekurs auf antike epigraphische Modelle vollzogen.⁹¹ Inschriften können auf diese Weise palimpsesthafte rekombiniert, einander angelagert und geschichtet werden. In ihnen können sich weitgespreizte Geschichtskonstellationen materialisieren – etwa zwischen dem Spätmittelalter und der Antike –, sei es aufgrund einer rein pragmatischen Wiederverwendung inschrifttragender Artefakte, sei es als bewusste *invention of tradition* oder als Ausdruck einer historischen Selbstverortung derjenigen, die sie gebrauchen.

Der Langlebigkeit solider Schriftartefakte, aber auch den historisch variierenden Entscheidungen, Schriftzeugnisse zu bewahren, zu translozieren, zu ergänzen oder wiederherzustellen, verdankt sich heute eine materielle Sedimentierung von Geschriebenem, deren ursprüngliche räumliche Realisierung oft nur mühsam zu rekonstruieren ist.

Bibliographie

Quellen

- Aristoteles, *De Memoria et reminiscencia / On Memory*, übers. von Richard Sorabij, Providence, RI, 1972.
- Hieronymus, *Biblia Sacra Vulgata. Lateinisch-deutsch*, Bd. V: *Evangelia – Actus Apostolorum – Epistulae Pauli – Epistulae Catholicae – Apocalypse – Appendix*, hg. von Andreas Beriger, Widu-Wolfgang Ehlers u. Michael Fieger (Sammlung Tusculum), Berlin/Boston 2018.
- López de Villalobos, Francisco, *Anfitrión, Comedia* (Biblioteca de Autores Españoles 36), Madrid 1950 [reimp. 1855].
- Sem Tob, *Ma'aseh ha-rav: (Milhemet ha-'eṭ yeha-misparayim)*, hg. von Yehuda Nini u. Maya Fruchtman, Tel-Aviv 1980.
- Thomas Aquinas, *Die Seele. Erklärungen zu den drei Büchern des Aristoteles ‚Über die Seele‘*, übertr. u. eingel. von Alois Mager, Wien 1937.
- Thomas Aquinas, *In Aristotelis libros De sensu et sensato, De memoria et reminiscencia commentarium*, hg. von Raymund M. Spiazzi, Rom 1949.

⁹¹ Petrucci 1986, 5: „Tale situazione [sc. des Frühmittelalters] venne a modificarsi in Italia, fra XI e XIII secolo, in corrispondenza della rivoluzione urbanistica delle città e della conseguente riscoperta della funzione civile e politica dello spazio urbano aperto, che fu segnata anche da un più o meno consapevole ritorno al confronto (se non proprio all'imitazione) con i modelli epigrafici antichi“; vgl. dazu auch von der Höh 2019.

Thomas Aquinas, *In tres libros Aristotelis De Anima præclarißima Expositio*, Venedig: Hieronymus Scotus 1570. Online-Ressource: <https://mdz-nbn-resolving.de/details:bsb11199040> (Stand: 9.3.2023).

Thomas Aquinas, *Summa Theologiae*, Bd. 11: *Man* (Ia. 75–83), hg. u. übers. von Timothy Suttor, New York 1970.

Thomas Aquinas, *Summa theologica. Die deutsche Thomas-Ausgabe*, Bd. 6: *Wesen und Ausstattung des Menschen* (I, 75–89), eingel., übers. und komm. von Petrus Wintrath, Salzburg/Leipzig 1937.

Thucydides, *Historiae*, recognovit brevique adnotatione critica instruxit Henricus Stuart Jones, 2 Bde., Oxford 1942.

Forschungsliteratur

Agamben, Giorgio (1977), *Stanze: La parola e il fantasma nella cultura occidentale*, Torino.

Allgaier, Benjamin (2022), *Embedded Inscriptions in Herodotus and Thucydides* (Philippika 157), Wiesbaden.

Allgaier, Benjamin/Bolle, Katharina/Jaspert, Nikolas/Knauber, Konrad/Lieb, Ludger/Roels, Evelien/Sauer, Rebecca/Schneidereit, Nele/Wallenwein, Kirsten (2019), „Gedächtnis – Materialität – Schrift. Ein erinnerungskulturelles Modell zur Analyse schrifttragender Artefakte“, *Saeculum* 69/2, 181–244.

Assmann, Aleida (1996), „Im Dickicht der Zeichen. Hodegetik – Hermeneutik – Dekonstruktion“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 70, 535–551.

Balke, Thomas E./Keil, Wilfried E./Opdenhoff, Fanny/Stroth, Fabian (2015), „Stein“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 247–267, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.247>.

Béreiziat-Lang, Stephanie/Folger, Robert/Palacios Larrosa, Miriam (Hgg.) (2020), *Escritura somática. La materialidad de la escritura en las literaturas ibéricas de la Edad Media a la temprana modernidad*, Leiden.

Béreiziat-Lang, Stephanie/Ott, Michael R. (2019), „From Tattoo to Stigma: Writing on Body and Skin“, in: Ricarda Wagner, Christine Neufeld u. Ludger Lieb (Hgg.), *Writing Beyond Pen and Parchment. Inscribed Objects in Medieval European Literature* (Materiale Textkulturen 30), Berlin/Boston, 193–208, <https://doi.org/10.1515/9783110645446-010>.

Biernoff, Suzannah (2002), *Sight and Embodiment in the Middle Ages*, New York.

Certeau, Michel de (1975), *L'écriture de l'histoire*, Paris.

Certeau, Michel de (1990), *L'invention du quotidien*, Bd. 1: *Arts de faire*, Paris.

Colahan, Clark (1979), „Santob's Debate: Parody and political Allegory. Conclusión“, in: *Sefarad: Revista de Estudios Hebraicos y Sefardíes* 39.2, 265–308.

Derrida, Jacques, *De la grammatologie*, Paris 1967.

Derrida, Jacques, *Signatur, Ereignis, Kontext*, in: Jacques Derrida, *Limited Inc.*, hg. von Peter Engelmann, Wien 2001, 15–45.

Dickmann, Jens-Arne/Witschel, Christian/Keil, Wilfred E. (2015), „Topologie“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott, u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 113–128, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.113>.

Dünne, Jörg (2003), *Asketisches Schreiben: Rousseau und Flaubert als Paradigmen literarischer Selbstpraxis in der Moderne*, Tübingen.

- Edelmann-Singer, Babett/Ehrich, Susanne (Hgg.) (2021), *Sprechende Objekte. Materielle Kultur zwischen Antike und Früher Neuzeit*, Regensburg.
- Ehlich, Konrad (1994), „Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation“, in: Hartmut Günther u. Otto Ludwig (Hgg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. An Interdisciplinary Handbook of International Research* (Handbuch zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10,1), Berlin/New York, 18–41.
- Ernst, Ulrich (2006): *Facetten mittelalterlicher Schriftkultur. Fiktion und Illustration. Wissen und Wahrnehmung*, Heidelberg.
- Errington, Joseph (2008), *Linguistics in a Colonial World. A Story of Language, Meaning, and Power*, Malden/Oxford.
- Focken, Friedrich-Emanuel/Ott, Michael R. (2016b), „Metatexte und schrifttragende Artefakte“, in: Friedrich-Emanuel Focken u. Michael R. Ott (Hgg.), *Metatexte. Erzählungen von schrifttragenden Artefakten in der alttestamentlichen und mittelalterlichen Literatur* (Materiale Textkulturen 15), Berlin/Boston, 1–9, <https://doi.org/10.1515/9783110417944-002>.
- Focken, Friedrich-Emanuel/Ott, Michael R. (Hgg.) (2016a), *Metatexte. Erzählungen von schrifttragenden Artefakten in der alttestamentlichen und mittelalterlichen Literatur* (Materiale Textkulturen 15), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110417944>.
- Folger, Robert (2002), *Images in Mind: Lovesickness, Spanish Sentimental Fiction and Don Quijote*, Chapel Hill, NC.
- Folger, Robert (2009), *Escape from the Prison of Love: Caloric Identities and Writing Subjects in Fifteenth-Century Spain*, Chapel Hill, NC.
- Foucault, Michel (1994), *L'écriture de soi*, in: Michel Foucault, *Dits et écrits*, Bd. 4, hg. von Daniel Defert u. François Ewald, Paris, 415–430.
- Frese, Tobias/Keil, Wilfried E./Krüger Kristina (2014b), „Zur Problematik restringierter Schriftpräsenz – Zusammenfassung dieses Bandes“, in: Tobias Frese, Wilfried E. Keil u. Kristina Krüger (Hgg.), *Verborgen, unsichtbar, unlesbar – zur Problematik restringierter Schriftpräsenz* (Materiale Textkulturen 2), Berlin/Boston/München, 233–242, <https://doi.org/10.1515/9783110353587.233>.
- Frese, Tobias/Keil, Wilfried E./Krüger Kristina (Hgg.) (2014a), *Verborgen, unsichtbar, unlesbar – zur Problematik restringierter Schriftpräsenz* (Materiale Textkulturen 2), Berlin/Boston/München, <https://doi.org/10.1515/9783110353587>.
- Genette, Gérard (1993), *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*, Frankfurt a. M.
- Gertz, Jan Christian/Krabbes, Frank/Noller, Eva Marie/Opdenhoff, Fanny (2015), „Metatext(ualität)“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin, 207–218, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.207>.
- Graves, Margaret S. (2018), „The Lamp of Paradox“, in: *Word & Image* 34. 3, 237–250.
- Grube, Gernot (2005), „Autooperative Schrift – und eine Kritik der Hypertexttheorie“, in: Gernot Grube, Werner Kogge u. Sybille Krämer (Hgg.), *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*, München, 81–114.
- Grube, Gernot/Kogge, Werner (2005), „Zur Einleitung: Was ist Schrift?“, in: Gernot Grube, Werner Kogge u. Sybille Krämer (Hgg.), *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*, München, 9–22.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2004), *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*, übers. von Joachim Schulte, Frankfurt a. M.
- Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hgg.) (1993), *Schrift* (Materialität der Zeichen, Reihe A, Bd. 12), München.
- Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hgg.) (1994/1996), *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*, 2 Bde., Berlin/Boston.

- Hamouda, Fatma E. (2020), *Communication and the Circulation of Letters in the Eastern Desert of Egypt during the Roman Period* (Dissertation), <https://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/28289/>.
- Haß, Christian David/Noller, Eva Marie (Hgg.) (2015), *Was bedeutet Ordnung – was ordnet Bedeutung? Zu bedeutungskonstituierenden Ordnungsleistungen in Geschriebenem* (Materiale Textkulturen 10), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110419665>.
- Heussler, Carla (2006), *De Cruce Christi. Kreuzauffindung und Kreuzerhöhung. Funktionswandel und Historisierung in nachtridentinischer Zeit*, Paderborn.
- Hilgert, Markus (2010), „‘Text-Anthropologie’. Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie“, in: *Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft* 142, 87–126.
- Hilgert, Markus (2016), „Materiale Textkulturen. Textbasierte historische Kulturwissenschaften nach dem *material culture turn*“, in: Herbert Kalthoff, Torsten Cress u. Tobias Röhl (Hgg.), *Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*, Paderborn, 255–268.
- Hindley, Katherine Storm (2020), „The Power of Not Reading: Amulet Rolls in Medieval England“, in: Stefan G. Holz, Jörg Peltzer u. Maree Shirota (Hgg.), *The Roll in England and France in the Late Middle Ages. Form and Content* (Materiale Textkulturen 28), Berlin/Boston/München, 289–306, <https://doi.org/10.1515/9783110645125-011>.
- Höh, Marc von der (2019), „Einleitung“, in: Katharina Bolle, Marc von der Höh u. Nikolas Jaspert (Hgg.), *Inschriftenkulturen im kommunalen Italien. Traditionen, Brüche, Neuanfänge* (Materiale Textkulturen 21), Berlin/Boston/München, 305–324, <https://doi.org/10.1515/9783110642261>.
- Horstmann, Lisa (vgl. 2024), „Die Darbringung Christi im Gronauer Glasfenster. Zum ikonischen Bedeutungspotential von Pseudoinschriften“, in: Tobias Frese, Lisa Horstmann und Franziska Wenig (Hgg.), *Sakrale Schriftbilder. Zur ikonischen Präsenz des Geschriebenen im mittelalterlichen Kirchenraum* (Materiale Textkulturen 42), Berlin/Boston.
- Krämer, Sybille (1998), „Das Medium als Spur und als Apparat“, in: Sybille Krämer (Hg.), *Medien – Computer – Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*, Frankfurt a. M., 73–94.
- Krämer, Sybille (2005), „Operationsraum Schrift: Über einen Perspektivenwechsel in der Betrachtung der Schrift“, in: Gernot Grube, Werner Kogge u. Sybille Krämer (Hgg.), *Schrift. Kulturtechnik zwischen Hand und Maschine*, München, 23–57.
- Krämer, Sybille (2018), „Bild in der Schrift. Über ‚operative Bildlichkeit‘ und die Kreativität des Graphismus“, in: Boris Roman Gibhardt u. Johannes Grave (Hgg.), *Schrift im Bild. Rezeptions-ästhetische Perspektiven auf Text-Bild-Relationen in den Künsten*, Hannover, 209–222.
- Kravar, Zoran (1994), „Metatextualität“, in: Dieter Borchmeyer u. Viktor Žmegač (Hgg.), *Moderne Literatur in Grundbegriffen*, 2. neu bearb. Aufl., Tübingen, 274–277.
- Lieb, Ludger (2015), „Spuren materialer Textkulturen. Neun Thesen zur höfischen Textualität im Spiegel textimmanenter Inschriften“, in: Beate Kellner, Ludger Lieb u. Stephan Müller (Hgg.), *Höfische Textualität. Festschrift für Peter Strohschneider* (GRM-Beiheft 69), Heidelberg, 1–20.
- Lieb, Ludger (2017), „Von Gottes Glanz und Schrift. Flüchtige Texte als Zeichen des Ewigen“, in: *Schein & Sein – Ruperto Carola Forschungsmagazin* 11, 79–85, <https://doi.org/10.17885/heiu.ruca.2017.11.23756>.
- Lieb, Ludger (2019), „Woven Words, Embroidered Stories: Inscriptions on Textiles“, in: Ricarda Wagner, Christine Neufeld u. Ludger Lieb (Hgg.), *Writing Beyond Pen and Parchment. Inscribed Objects in Medieval European Literature* (Materiale Textkulturen 30), Berlin/Boston, 209–220, <https://doi.org/10.1515/9783110645446-011>.
- Lieb, Ludger/Ott, Michael R. (2015), „Schrift-Träger. Mobile Inschriften in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters“, in: Annette Kehnel u. Diamantis Panagiotopoulos (Hgg.), *Schrift-träger – Textträger. Zur materialen Präsenz des Geschriebenen in frühen Gesellschaften*

- (Materiale Textkulturen 6), Berlin/München/Boston, 15–36, <https://doi.org/10.1515/9783110371345.15>.
- Lohmann, Polly (2017): *Graffiti als Interaktionsform. Geritzte Inschriften in den Wohnhäusern Pompejis* (Materiale Textkulturen 16), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110574289>.
- Luhmann, Niklas (1993), „Die Form der Schrift“, in: Hans Ulrich Gumbrecht u. Ludwig Pfeiffer (Hgg.), *Schrift*, München, 349–366.
- Lyotard, Jean-François (1986), *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*, hg. von Peter Engelmann, aus dem Frz. von Otto Pfersmann, Graz/Wien.
- McLuhan, Marshall (1964), *Understanding Media: The Extensions of Man*, New York.
- Meier, Thomas/Focken, Friedrich-Emanuel/Ott, Michael R. (2015), „Material“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*, Berlin/München/Boston (Materiale Textkulturen 1), 19–32, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.19>.
- Meier, Thomas/Tsouparopoulou, Christina (2015), „Artefakt“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*, Berlin/München/Boston (Materiale Textkulturen 1), 47–61, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.47>.
- Mignolo, Walter D. (2003), *The Darker Side of the Renaissance: Literacy, Territoriality, and Colonization*, Michigan.
- Montaña de Monserrate, Bernardino (1998 [1551]), *Libro de la Anothomia del hombre*, ed. facs., Valencia.
- Opdenhoff, Fanny (2021): *Die Stadt als beschriebener Raum: Die Beispiele Pompeji und Herculanum* (Materiale Textkulturen 33), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110722758>.
- Petrucchi, Armando (1986), *La scrittura. Ideologia e rappresentazione*, Turin.
- Poole, Kevin R. (2013), „On the Figure of Voxmea in Gonzalo de Berceo’s Poema de Santa Oria“, in: *Modern Philology* 110.3, 289–312.
- Raff, Thomas (2008), *Die Sprache der Materialien. Anleitung zu einer Ikonologie der Werkstoffe*, Münster et al.
- Rehm, Ulrich (2019), „Schrift/Bild. Die Inscriptio aus der Perspektive kunsthistorischer Mediävistik“, in: Ulrich Rehm u. Linda Simonis (Hgg.), *Poetik der Inschrift*, Heidelberg, 75–97.
- Schulz, Katja (2019), „Inscriptions in Old Norse Literature“, in: Ricarda Wagner, Christine Neufeld u. Ludger Lieb (Hgg.), *Writing Beyond Pen and Parchment. Inscribed Objects in Medieval European Literature* (Materiale Textkulturen 30), Berlin/Boston, 41–62, <https://doi.org/10.1515/9783110645446-003>.
- Strätling, Susanne/Witte, Georg (Hgg.) (2006), *Die Sichtbarkeit der Schrift*, München.
- Tachau, Katherine (1982), „The Problem of the *Species in medio* at Oxford in the Generation after Ockham“, in: *Mediaeval Studies* 44, 349–443.
- Theis, Christoffer (2015), „Mobile und immobile Schriftträger“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1) Berlin/Boston/München, 611–618, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.611>.
- Wagner, Ricarda (2019), „Tablets and the Poetics of the Premodern Post-It“, in: Ricarda Wagner, Christine Neufeld u. Ludger Lieb (Hgg.), *Writing Beyond Pen and Parchment. Inscribed Objects in Medieval European Literature* (Materiale Textkulturen 30), Berlin/Boston, 239–254, <https://doi.org/10.1515/9783110645446-013>.
- West, Stephanie (1985), „Herodotus’ Epigraphical Interests“, in: *Classics Quarterly* 35, 278–305.
- White, Hayden (1993), „Schreiben im Medium“, in: Hans Ulrich Gumbrecht u. K. Ludwig Pfeiffer (Hgg.), *Schrift*, München, 311–318.

Kapitel 2

Layout, Gestaltung, Text-Bild

Nikolaus Dietrich, Lisa Horstmann, Andrea Bernini, Susanne Börner, Sarah Braun, Johannes Fouquet, Tobias Frese, Adrian Heinrich, Rebecca Hirt, Carina Kühne-Wespi, Giuditta Mirizio, Rebecca Müller, Gustavo Fernández Riva, Anett Rózsa, Anna Sitz, Friederike Stahlke, Chun Fung Tong, Sebastian Watta

Kapitel 2

Layout, Gestaltung, Text-Bild

Nikolaus Dietrich, Lisa Horstmann, Andrea Bernini, Susanne Börner, Sarah Braun, Johannes Fouquet, Tobias Frese, Adrian Heinrich, Rebecca Hirt, Carina Kühne-Wespi, Giuditta Mirizio, Rebecca Müller, Gustavo Fernández Riva, Anett Rózsa, Anna Sitz, Friederike Stahlke, Chun Fung Tong, Sebastian Watta

Ein Text kann gesprochen, gehört oder auch nur gedacht werden, kann in seinem Wortlaut im Detail definiert oder auch wandelbar sein. Wird der Text aufgeschrieben, legt dies seinen Wortlaut fest. Während im digitalen Zeitalter das bloße Aufschreiben den Text noch offenhält für jegliche Form der Darstellung desselben, bringt unter den Bedingungen materialer Schriftkultur der Akt des Aufschreibens zwangsläufig noch eine zweite Festlegung mit sich: Der Text bekommt eine *konkrete Gestalt*. Diese ist bestimmt durch die verschiedensten Faktoren: so etwa durch den Schriftträger, durch die Schreibtechnik, durch die verwendeten Buchstaben/Schriftzeichen, ggf. durch deren Kombination mit nicht-sprachlichen Zeichen auf demselben Schriftträger, durch die räumliche Anordnung all dieser Elemente auf dem Schriftträger.¹ Dieser letzte Punkt, in dem die genannten Aspekte zusammenlaufen, ist derjenige, welcher hier als Layout verstanden wird und im Folgenden einer Analyse unterzogen werden soll.²

Die genannten Aspekte hängen vielfach miteinander zusammen und bestimmen in komplexer gegenseitiger Bedingtheit gemeinsam das Phänomen umfassend verstandenen Layouts. So hängt die spezifische Stilisierung von Buchstaben gotischer Buchschrift nicht nur an individuellen, im Rahmen zeittypischer Schriftästhetik arbeitenden Schreiber:innen, sondern steht auch in einem Zusammenhang mit dem Duktus des Schreibwerkzeugs ‚Feder‘ auf dem Schriftträger ‚Pergament‘.³ In welcher Weise das Layout eines Textes mehr als nur Schriftzeichen umfasst, ist unter anderem von der Art und dem Material des Schriftträgers abhängig. So mag das Layout des Geschriebenen in einem prächtigen liturgischen Codex bildliche Elemente verschiedenster

¹ Wir legen für diese Definition von Layout den Normalfall eines Schriftträgers von überschaubaren Dimensionen zugrunde: Papyrusrollen, Buchseiten, Steinstelen und Ähnliches. Fälle, in denen der Schriftträger derartige Dimensionen bei Weitem sprengt, und mehrteilige schrifttragende Monumente (z. B. die Steinoberflächen einer öffentlichen Platzanlage mit den dort zusammenkommenden Inschriften), wo sich die Frage nach dem Layout mit derjenigen nach der Topologie berühren würde, werden im Folgenden nicht mit in die Betrachtung einbezogen.

² Zur Konzeptionalisierung von Schreiben bzw. Geschriebenem als Anordnung siehe grundlegend Cancik-Kirschbaum/Mahr 2005.

³ Siehe Enderwitz/Opdenhoff/Schneider 2015, insbes. 475–480 zum Schreiben mit der Feder in arabischer Kalligraphie und europäischer Buchmalerei; sowie Becker/Licht/Schneidmüller 2015 zum Beschreibstoff Pergament.

Art integrieren, während die auf Architektur eingemeißelten monumentalen Steininschriften in Kombination mit ebenso eingemeißelter Ornamentik erscheinen können. Ist der beschriebene Gegenstand selbst bereits ein Bild, wie etwa im Falle einer mit Inschriften überzogenen Statue, ist das durch die Kombination von sprachlichen und nicht-sprachlichen Zeichen entstehende Layout wiederum von anderer Art. Wird für den Schreibakt dagegen ein beliebiger, sich dem Zwecke des Beschreibens anbietender, ansonsten aber wertloser Gegenstand wie eine Keramikscherbe (Ostrakon) genommen, dann kommt das Geschriebene meist ohne nicht-sprachliche ausschmückende Elemente aus. Doch auch in diesem vermeintlich einfachsten Fall pragmatischen Gesichtspunkten unterliegender Schriftlichkeit stellt sich die Frage der Gestaltung des Geschriebenen, und dies vielleicht noch in verschärfter Form, muss der/die Schreibende in einem solchen Fall für die Realisierung wünschenswerter graphischer Textgestalt doch einen Umgang finden mit den zufälligen Vorgaben, welche der als Schreibgrund umgenutzte Gegenstand macht. Ganz ohne den Gebrauch bildlicher Elemente ergibt sich mit dem pragmatischen Schreibakt zwangsläufig ein bestimmtes Schriftbild, das stets auch anders hätte ausfallen können. Grundlage der folgenden Analyse ist daher die Erkenntnis, dass es *kein Geschriebenes ohne Layout* gibt.

Neben den bereits genannten materialen Faktoren erweist sich wenig überraschend auch der Textinhalt als wesentlicher Faktor für das Layout des Geschriebenen. Von dessen Relevanz für die Analyse zeugt nicht nur die in vielen Fällen feststellbare *semantische Dimension der Anordnung* des Textes auf seinem Träger, durch die sich gewissermaßen gedankliche Ordnungen im materiell Geschriebenen kristallisieren. Wie stark der Textinhalt Layout bestimmen kann, wird auch an der scheinbar banalen, aber sowohl kultur- und epochenübergreifend sehr häufig feststellbaren als auch vielschichtigen und teils bewusst unterlaufenen Korrelation zwischen *Layout und Textsorte* deutlich. Für einzelne Textsorten bilden sich vielfach standardisierte Layouts heraus, die für sehr weite kulturelle Räume und Zeiten Gültigkeit erlangen. Die so gegebene unmittelbare Erkennbarkeit der Textsorte kann beim darauffolgenden Lesevorgang den Prozess der Sinnzuschreibung entscheidend beeinflussen, den epistemischen Status der im Text getroffenen Aussagen definieren wie im Falle eines wissenschaftlichen Textes mit seinem Fußnotenapparat oder für erfolgreiche Sinnzuschreibung sogar unverzichtbar sein wie im Falle einer Liste, die als bloßer Text ein grammatikalisch sinnloses Nebeneinander von Wörtern ergibt, im spezifischen Layout einer Liste jedoch präzisen Informationsgehalt transportiert.

Die Relevanz inhaltlicher Gesichtspunkte bei der Analyse von gelayoutetem Text gilt auch noch für Grenzfälle des Geschriebenen wie die gelegentlich anzutreffenden Nonsense-Inschriften, die man etwa in der griechischen Vasenmalerei⁴ oder in der indoskythischen Münzprägung findet, und deren sinnlose Buchstabenfolgen ‚normale‘

⁴ Siehe hierzu in monographischer Form jüngst Chiarini 2018; sowie einige Bemerkungen in Dietrich 2018, 188–192.

Inschriften in Layout und verwendeten Buchstabenformen nur imitieren. Insofern diese in ihrem Wortlaut zwar sinnlos sind, ihnen aber die Suggestion eines Inhalts inhärent ist, laden sie zur Sinnzuschreibung seitens der Rezipient:innen ein. Ein weiterer Grenzfall des Geschriebenen, der viel häufiger anzutreffen ist, ist derjenige, wo Textsinn zwar vorhanden, der Text jedoch aus verschiedensten Gründen nicht lesbar ist – etwa weil das schrifttragende Artefakt aus Gebrauchszusammenhängen durch seine Verwahrung oder Deponierung dauerhaft entfernt wurde, oder weil das Geschriebene durch den Ort seiner Anbringung und/oder seine graphische Gestaltung zwar als Schriftbild sichtbar, jedoch nicht als Text lesbar ist.⁵ Derartige Grenzfälle des Geschriebenen bringen neben den zuerst angesprochenen materialen Faktoren, die Layout bestimmen, und dem Textinhalt, noch einen weiteren Faktor auf den Plan, welcher in der folgenden Analyse von Layout als notwendiger Eigenschaft jedes Geschriebenen von wesentlicher Bedeutung sein wird: die Rezeption. Wie sich zeigen soll, sind unter den Bedingungen materialer Textkultur die Kategorien Rezeption und Produktion weniger scharf voneinander zu trennen. Weder erschließt sich Layout in materialen Textkulturen mechanistisch aus den Bedingungen der Produktion von Geschriebenem, noch dient es einseitig dem Zwecke der Rezeption von Geschriebenem, sondern durchbricht diese Dichotomie. Die vielfältige Phänomenologie der graphischen Gestaltung von Geschriebenem in materialen Textkulturen lässt sich viel besser erklären, wenn in der Analyse *Layout zwischen Produktion und Rezeption* angesiedelt wird.

Die nun folgende Analyse von Layout (inkl. seines besonders interessanten Spezialfalls: des Zusammenkommens von Schrift und Bild) wird nach den hier angesprochenen Gesichtspunkten gegliedert sein: Layout und Schriftträger, Semantik des Layouts, Layout zwischen Produktion und Rezeption, Layout und Textsorte. So unterschiedlich Layoutpraktiken zwischen Schriftkulturen und Epochen im Einzelnen auch ausfallen mögen, so markieren diese Aspekte doch grundlegende Problemfelder. In der Auseinandersetzung mit diesen bilden sich die Layoutkonventionen heraus, welche von den einzelnen Fachwissenschaften deskriptiv festgestellt werden können.

These 7

Layout und Schriftträger bedingen sich gegenseitig.
In non-typographischen Schriftkulturen ist dabei
der Einfluss des Schriftträgers diverser.

Wenn Layout als räumliche Anordnung auf dem Schriftträger verstanden wird, dann gilt es zunächst zu untersuchen, wie dieser durch seine Form, sein Material, seine jeweiligen Affordanzen für Schreibende und für Lesende das Layout mitbestimmt.

⁵ Siehe zur restringierten Schriftpräsenz Frese/Keil/Krüger 2014 sowie einige Beiträge in Keil et al. 2018.

Dass der Schriftträger mit seinem spezifischen Materialitätsprofil für das Layout des darauf Geschriebenen überhaupt in hohem Maße präskriptiv sein kann, scheint mit Blick auf den in typographischen Gesellschaften dominanten Schriftträger ‚Blatt Papier‘ (als Buchseite, loses Flugblatt, als Ausdruck eines digital erstellten Textdokuments usw.) gar nicht selbstverständlich: Hat die Tatsache, dass wir Texte gewöhnlich in parallel verlaufenden Zeilen darstellen, sie in Absätze unterteilen, dass wir einen gewissen Randstreifen um den zentralen Textblock freilassen, dass wir Texte mit Überschriften und Zwischenüberschriften versehen, haben diese und viele andere uns selbstverständliche Layoutkonventionen *wirklich* damit zu tun, dass Text auf Papier und keinem anderen Material gedruckt/geschrieben wird? Sind hierfür Kriterien wie die übersichtliche Darstellung des Textsinns und die Erleichterung flüssiger Lektüre nicht bei Weitem ausschlaggebender?

In non-typographischen Gesellschaften bereitet es keinerlei Schwierigkeiten, Beispiele von Geschriebenem zu finden, bei denen die Korrespondenz zwischen Layout und Schriftträger unmittelbar gegeben ist. Aus zusammengeordneten schmalen Bambus- oder Holzleisten bestehende Schriftrollen, die zu den ältesten bekannten chinesischen Beschreibstoffen gehören und in der frühen Reichsadministration Verwendung fanden, wären ein solcher Fall.⁶ Die vertikale Ausrichtung der ‚Zeilen‘ – das charakteristische ‚Übereinander‘ und nicht ‚Nebeneinander‘ der Schriftzeichen – ergibt sich unmittelbar aus den Affordanzen des Beschreibstoffs, dessen schmale vertikale Leisten gerade Platz für ein Schriftzeichen bieten und somit beinahe dazu zwingen, das darauffolgende Schriftzeichen darunter (und nicht daneben) zu positionieren. Man könnte dieses Beispiel, bei dem sich die Beschaffenheit des Schriftträgers als stark präskriptiv für das Layout des Geschriebenen erweist, als paradigmatischen Fall einer Theorie von Schriftlayout anführen, die materiale Faktoren betont. Doch wird man dem sofort Gegenbeispiele an die Seite stellen können, in denen sich umgekehrt der Schriftträger in seiner Beschaffenheit existierenden Layoutkonventionen anpasst, wobei jene Konventionen vor allem den Zwecken der einfachen Lektüre dienen. So fände das auch in non-typographischen Gesellschaften über Kultur- und Epochengrenzen hinweg gängigere Hochformat gegenüber dem Querformat von beschriebenen Buchseiten seine einfachste Erklärung darin, dass auf diese Weise verhältnismäßig kurze, den Lesevorgang erleichternde Zeilen entstehen. Daran ließe sich wiederum eine Theorie des Schriftlayouts festmachen, die die Rezeption des Textsinns an erste Stelle setzt und diesem Textsinn den materialen Schriftträger unterordnet. Ob den Fällen von Anpassung des Schriftträgers an das Layout oder umgekehrt von Anpassung des Layouts an den Schriftträger der theoretische Vorrang einzuräumen sei, gleicht der Frage nach dem Vorrang von Henne oder Ei. Was die Phänomenologie

⁶ Tsien 1962, 183–184. Vertikale Ausrichtung von Zeilen ist gleichwohl auch ohne derartige materiale Erklärung möglich. Auf ägyptischen Papyri ist die älteste (und später aufgegebene) Verfahrensweise ebenfalls, in Vertikalkolumnen zu schreiben, obgleich sich Papyrus durchaus für Horizontalzeilen anbietet.

materialer Schriftkulturen auf vielfältigste Weise bestimmt und hier an wenigen Beispielen dargelegt werden soll, ist vielmehr die *gegenseitige Bedingtheit* von formalem Layout und materiellem Schriftträger – wobei in dieser gegenseitigen Bedingtheit, welche im Prinzip auch für moderne Schriftkultur gilt, in den untersuchten non-typographischen Schriftkulturen der Seite des Schriftträgers in aller Regel ein viel größeres Gewicht zukommt und diese materiale Dimension von Schriftkultur oft viel stärker in das formale Layout hineindrängt, als es modernen Intuitionen entspräche.

Eine marmorne attische Inschriftenstele aus dem späten 6. Jh. v. Chr., auf welcher der Wortlaut eines athenischen Volksbeschlusses für seine öffentliche Aufstellung im Heiligtum eingemeißelt wurde, mag letzteren Punkt verdeutlichen (Abb. 1).⁷ Obwohl das Artefakt nur dazu hergestellt wurde, diese Inschrift aufzunehmen, und eine perfekt geglättete Oberfläche sowie äußerst sauber eingemeißelte Buchstaben deren gute Sichtbarkeit und Lesbarkeit garantieren, richtet sich das Layout mit seinen langen, vertikal verlaufenden Schriftzeilen nach der hochrechteckigen Form des schrifttragenden Gegenstands, statt sich mit kurzen, horizontalen Zeilen den Bedürfnissen flüssiger Lesbarkeit anzudienen. Und statt sich durch das ‚Freistellen‘ eines Schriftblocks mittels leer bleibender Randstreifen von seinem materialen Schriftgrund zu emanzipieren, zieht sich die Inschrift beginnend in der rechten oberen Ecke eng an den Kanten der Stelenvorderseite herab und füllt diese gleichmäßig und flächendeckend mit Buchstaben. Es gibt keine Unterscheidung zwischen Textfeld und Schriftgrund – beides ist miteinander verschmolzen. Um diese Verschmelzung von Text und materiellem Träger perfekt zu realisieren, wurde ein nicht unerheblicher Planungsmehraufwand in Kauf genommen. Nachdem sich die Inschriftenstele nämlich gemäß der üblichen Form derartiger Stelen nach oben hin leicht verjüngt, mussten die vertikalen Schriftzeilen ganz leicht radial angeordnet werden: Während sich die Buchstaben der Zeilenanfänge oben beinahe berühren, bewegen sie sich nach unten hin kaum merklich auseinander.

Schrift kann sich aber natürlich auch bereits existierende, nicht (oder nicht ausschließlich) für den Zweck des Beschreibens hergestellte Artefakte als Schreibgrund zunutze machen: So können etwa plastische Bildwerke beschrieben,⁸ Inschriften auf Gebäude aufgetragen,⁹ oder schlicht verworfene Keramikscherben als Schriftträger recycelt werden.¹⁰ In derartigen Fällen stellt sich die Frage nach der gegenseitigen Bedingtheit von Layout und Schriftträger auf andere Weise. Schließlich kann sich hier rein technisch nur die Schrift an ihren bereits existierenden und (zumindest primär) zu anderen Zwecken hergestellten materialen Träger anpassen. Wie sich die Schrift (bzw. die Schreiber) den geeigneten Schriftgrund am nicht *per se* zum Beschreiben

⁷ Dietrich 2020, 177–179.

⁸ Dietrich 2017, 298–316 (griechisch); Berti/Keil/Miglus 2015, 506 (assyrisch).

⁹ Zu Monumentalinschriften allgemein: Berti et al. 2017; Bolle 2020 (Spätantike). Zum Fall Pompeii (u. a. Graffiti): Lohmann 2017; Opdenhoff 2021.

¹⁰ Zu den sog. Ostraka: Caputo/Lougovaya 2021.

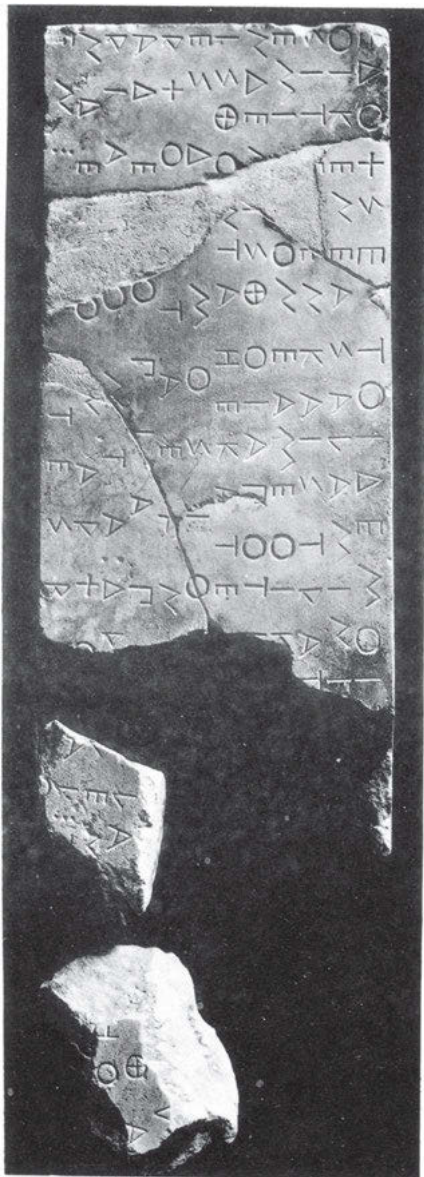


Abb. 1: Attische Inschriftenstele mit Salamis betreffendem Volksbeschluss (IG I³, 11), spätes 6. Jh. v. Chr. Athen, Epigraphisches Museum 6798, 6798a, 6825 und 12 936. Repro aus Kirchner 1935, Taf. 6.13.

vorgesehenen Artefakt ‚sucht‘, dafür sind etwa griechische Inschriften, die in die Kanneluren von Säulen eingemeißelt werden, ein Beispiel. So sehr die Inschrift in solchen Fällen die Vorgaben des als Schriftgrund verwendeten Artefakts respektiert, statt sich über diese im Gestus moderner urbaner Graffiti demonstrativ hinwegzusetzen, so bleibt hier im Verhältnis von Geschriebenem und Schreibgrund dennoch ein Element von gegenseitiger Bedingtheit. Denn das Einmeißeln der Inschrift *macht* die Kannelur auch zur Schriftzeile: Die Inschrift ‚sucht‘ sich nicht nur, sie ‚schafft‘ sich auch ihren

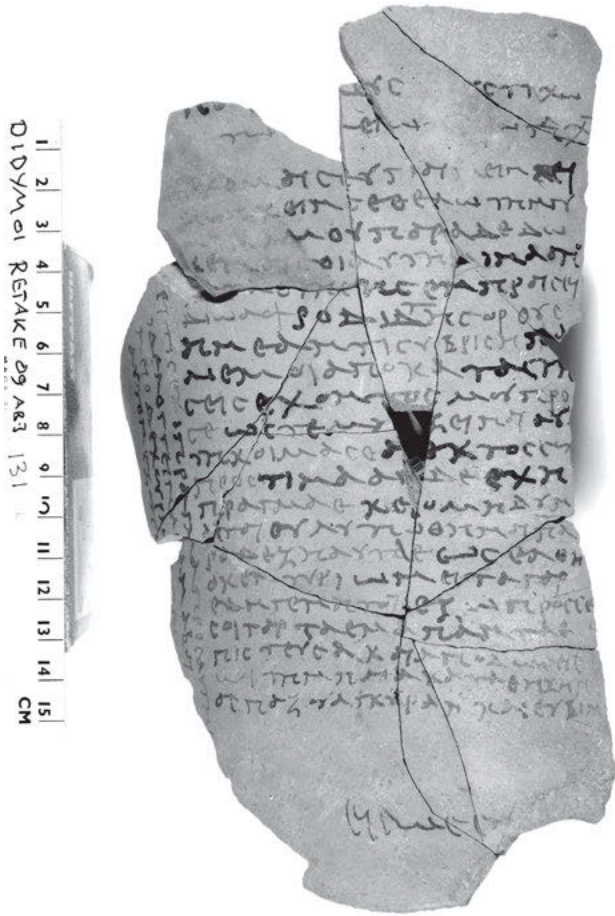


Abb. 2: Privater Brief auf Ostrakon mit *versiculus transversus* aus der östlichen Wüste Ägyptens (Didymoi-Khashm el-Menih), ca. 115–140 n. Chr. Originale Größe: 17 × 21,5 cm, aus Ton. O.Did. 406 (Inv.-Nr. D131 – CSA 131); Qift, Archaeological storeroom Did. 131; © Adam Bülow-Jacobsen.

Schriftgrund. Dieses Prinzip zeigt sich z. B. an der bekannten Votivstatue der auf einer Säule aufgestellten Nike des Kallimachos von der Athener Akropolis. Die Säule wurde nur mit zwei Kanneluren versehen – gerade so viele, wie für das Einmeißeln der Weihinschrift nötig waren – während der Rest des Säulenschafts rau belassen wurde.¹¹

Dasselbe Prinzip gegenseitiger Bedingtheit von Geschriebenem und Schriftgrund findet sich viel häufiger auf der Ebene der Alltagskultur. Die hier abgebildete Scherbe eines gebrochenen, nutzlos gewordenen Tongefäßes aus der mittleren römischen Kaiserzeit (Abb. 2) wurde erst dadurch von einem verworfenen wieder zu einem ‚aktiven‘ Artefakt menschlicher Kultur, dass sie zum Schriftträger eines Briefes wurde. Die charakteristische Porosität von gebranntem Ton, welche im früheren Dasein der Scherbe als Tongefäß noch eine diesbezüglich ungenutzte Materialaffordanz war, macht die Scherbe nun zum idealen Schreibgrund für Tinte. Schreiben mit Tinte wiederum

¹¹ Fouquet 2020, 107–108.

bringt die Verwendung anderer Buchstabenformen mit sich: griechische Kursivschrift, die sich signifikant von Majuskeln gemeißelter griechischer Inschriften unterscheidet.

Dieses maximal einfache Artefakt macht noch ein weiteres wichtiges Phänomen im Verhältnis von Layout und Schriftträger deutlich. So arbiträr die Form der Scherbe auch sei, so finden sich im Layout des darauf Geschriebenen dennoch die charakteristischen Elemente des Layouts von Briefen in dieser Zeit wieder, mit oben abgesetzter Anrede, Textblock und unten abgesetzten Schlussgrüßen – ein Layout, welches sich in analoger Weise auch bei privaten Briefen auf eigens hergestellten Schriftträgern (etwa Papyrus) fände.¹² Statt den verfügbaren Schriftraum für jede Zeile von Bruchkante zu Bruchkante maximal auszunutzen, wurde auf einen Zeilenbeginn auf selber Höhe geachtet. Der dadurch freigebliebene Bereich wurde dann zwar dennoch mit vertikal verlaufenden, zusätzlichen Zeilen (*versiculus transversus*) gefüllt, dies jedoch beschädigt letztlich das zuvor trotz widriger Umstände eingehaltene Layout eines Briefes nicht. Bei aller Bedeutung des materialen Schriftträgers für die konkrete Gestalt des Geschriebenen bleibt dem Layout, das die Textsorte hier unabhängig vom Schreibgrund erkennen lässt, eine gewisse Autonomie erhalten.

These 8

Das Layout des Geschriebenen und die Gestaltung seiner Schriftzeichen tragen immer ein Bedeutungspotential in sich.

Schreiben lässt sich konzeptionell als die Anordnung von Schriftzeichen auf der physischen Oberfläche eines Gegenstands denken. Wer schreibt, wählt Zeichen aus einem Repertoire aus, gibt ihnen eine konkrete Gestalt und setzt sie zueinander in räumliche Beziehungen.¹³ Das Bedeutungspotential einer so schrittweise eingerichteten Konfiguration von Inskriptionen erwächst wesentlich aus ihrer Zweidimensionalität und ihrer synoptischen Wahrnehmung als strukturierter Fläche.¹⁴ Denn Schrift nutzt räumliche Beziehungen, um Zusammenhänge darzustellen, die nicht *per se* räumlicher Natur sind, etwa dann – um das naheliegende, aber keineswegs einzige Beispiel zu nennen –, wenn das unmittelbare Über- oder Nebeneinander von Schriftzeichen dem zeitlichen Nacheinander sprachlicher Zeichen gesprochener Rede entspricht. In ästhetischer Perspektive hat Schrift somit weniger mit gesprochener Sprache als mit dem Bild gemein, denn wiewohl Schreiben und Lesen als basale (nicht unbedingt ausschließliche!) Produktions- bzw. Rezeptionsweisen von Geschriebenem in zeitlicher Sukzession erfolgen, unterliegt Schrift als simultan wahrnehmbare flächige Anordnung hinsichtlich ihrer Wahrnehmung Voraussetzungen, die man zumindest

¹² Sarri 2018, 112–113.

¹³ Siehe grundlegend Cancik-Kirschbaum/Mahr 2005.

¹⁴ Krämer 2005, 32; Krämer/Totzke 2012, 16–17; aus textlinguistischer Perspektive: Steinseifer 2013.

gemäß der klassischen Lessingschen Gegenüberstellung von Bild und Text dem Bild zuschreibt.¹⁵ Der Übergang vom Bild zur Schrift wäre somit nicht wesentlich, sondern situativ-funktional, d. h. eine Frage von Gebrauch und Sichtweise.¹⁶

Wird ein geschriebener Text interpretiert, so sind für die dabei zugeschriebene Bedeutung der referentielle Wert einzelner Zeichen und ihre topologisch bedeutete Relation zueinander zwar elementar, jedoch nicht allein maßgeblich.¹⁷ Derselbe Text wird anders interpretiert, wenn er in einem anderen Layout dargeboten wird, und bestimmte Informationen zu Gattung und Status des Artefakts sowie relative Hierarchien der Elemente lassen sich aus dem Layout allein feststellen. Bezüglich Gattung und Funktion eines schrifttragenden Artefakts kann dabei auch der angebliche Mangel an besonderer Gestaltung aussagekräftig sein. Die Gestaltung von Schriftzeichen und ihre Anordnung in einem bestimmten Layout sind also signifikant und besitzen genauso die Fähigkeit zur Repräsentation,¹⁸ wie es einzelne Schriftzeichen tun, wenn sie konventionell für Laute, Wörter, sprachunabhängige Begriffe oder mathematische Konzepte stehen.

Das Ganze des visuell wahrnehmbaren Textes entfaltet bei jeder Interpretation als eingerichteter und gestalteter Körper unweigerlich zusammen mit der berühr- und spürbaren Materialität des schrifttragenden Artefakts ein eigenes Bedeutungspotential: Die Physiognomie des Geschriebenen hat selbst Zeichenkraft. Dieses Bedeutungspotential ist unabhängig vom Textinhalt, steht aber in einer Spannungsbeziehung zu ihm, da es ihn unterstützen und verstärken, aber auch unterlaufen kann. Von einer wechselseitigen Dynamisierung geprägt ist überdies das Verhältnis von Schrift und Bildern sowie anderen graphischen Elementen. Ihr Zusammenspiel kann inhaltlich neue Akzente setzen, indem sich Bilder und Geschriebenes ergänzen, kontrastieren oder negieren. Auf welche Art und Weise das Layout von Geschriebenem und die Gestaltung seiner Schriftzeichen für etwas anderes stehen, d. h. wie sie als Zeichen fungieren und etwas bedeuten, lässt sich nach den Zeichenlogiken des Indexes, des Ikons und des Symbols klassifizieren.¹⁹

15 Cancik-Kirschbaum/Mahr 2005, 101, 114. Andere Aspekte der Räumlichkeit von Schrift, wie etwa der der „Zwischenräumlichkeit“ (Krämer/Totzke 2012, 17), eignen sich hingegen zur Unterscheidung zwischen Schrift und Bild: Zwischenräumlichkeit bezieht sich auf die diskrete Organisation der Zeichen eines Schriftsystems. Die so perspektivierte Unterscheidung setzt Schrift von der „kontinuierlichen ‚Dichte‘“ (ebd.) des Bildes ab. Siehe hierzu auch Grube/Kogge 2005, 14–16.

16 Zum Aspekt der Schriftbildlichkeit siehe ausführlich unten S. 82–83 sowie Kap. 1, S. 40–41.

17 Vgl. Cancik-Kirschbaum/Mahr 2005, 99–101.

18 Aleida Assmann fasst die „Fähigkeit zur Repräsentation“ als „Zeichenkraft“ (A. Assmann 2015, 53) und bestimmt diese als Definiens des Zeichens.

19 Zu dieser klassischen dreiteiligen Unterscheidung von Zeichenlogiken nach Charles S. Peirce siehe J. Assmann 2015, 54–56. Dies ist nicht der Ort, eine umfassende Semiotik der Gestaltung und des Layouts von Geschriebenem in non-typographischen Textkulturen zu entfalten. Die Ausführungen mögen lediglich skizzenhaft im Sinne der These aufzeigen, dass Layout und Gestaltung von Geschriebenem für keine Interpretation bedeutungslos sind. Zur Semiotik der Typographie in systematischer und historischer Perspektive siehe Wehde 2000.

Als Index verweist Geschriebenes zurück auf den Leib des schreibenden Menschen und die Abfolge seiner Bewegungen. Die Zeichenkraft von Layout und Gestaltung als Index beruht darin, dass beide als Wirkung oder Symptom wesentlichen Anteil an dem Prozess haben, auf den sie zurückdeuten.²⁰ Wer auf das spezifische Auf und Ab eines Schriftzugs achtet und das Nach-, Über- und Ineinander seiner Schriftzeichen als Spurenleser:in nachvollzieht, dem/der bezeichnet die konkrete Materialität des Geschriebenen eine vergangene Schreibszene und lässt Rückschlüsse auf so verschiedene Aspekte wie Schreibrichtung, Überarbeitungsschritte, verwendete Werkzeuge, textliche Vorlagen, praktisches Wissen und Fähigkeit der schreibenden Person, aber auch auf Eile oder Konzentration und somit auch auf den Zweck des Schreibens zu.²¹ Man denke hier z. B. an die augenfälligen Unterschiede zwischen einer völlig ephemeren und rasch hingeworfenen Liste eingehender Güter eines Kai-aufsehers und einem mit großer Sorgfalt als Liste ausgeführten und verwahrten Inventar eines Tempelschatzes.

Für die Semantik der räumlichen Anordnung von Geschriebenem sind die ikonischen Qualitäten von Layout und Schriftzeichengestaltung maßgeblich. Deren Zeichenkraft erwächst hier aus einer formalen oder metaphorischen Ähnlichkeit zu dem Sachverhalt, den sie ausdrücken sollen, oder zu der Sache, auf die sie verweisen. Dass aufwendig gestaltete Initialen, ein Figurengedicht oder auch die aus Buchstabenreihen gebildeten Figuren der *Masora Figurata*²² ikonische Qualität besitzen, bedarf kaum einer eingehenden Erörterung. Schon eher mag dies bei gewöhnlichen Abschnittsüberschriften der Fall sein, deren semantische Funktion auf dem metaphorischen Ähnlichkeitsverhältnis zwischen größerer Schriftgröße und übergeordneter (also größerer) Bedeutung beruht, wie man dies auch im vorliegenden Buch beobachten kann.²³ Ein übertragenes Ähnlichkeitsverhältnis lässt sich auch überall dort konstatieren, wo eine lineare räumliche Anordnung von Schriftzeichen die zeitliche Abfolge gesprochener Rede repräsentiert, wie dies bei Theatertexten wie z. B. frühneuzeitlichen ‚Dirigierrollen‘ der Fall ist. Die ikonische Positionalität von Schriftzeichen

20 Die Entscheidung, von Geschriebenem anstatt von Text oder Schrift zu sprechen, betont das indexikalische Bedeutungspotential der Materialität schrifttragender Artefakte bzw. der Gestaltung und des Layouts von Geschriebenem, vgl. Ott/Kiyanrad 2015, bes. 157–158.

21 Für eine derartige Analyse anhand der Gestalt des Geschriebenen vgl. Dietrich 2020 (Weihinschrift der frühgriechischen Statue der Nikandre auf Delos). Zum literaturwissenschaftlichen Begriff der Schreibszene vgl. Campe 1991; Stingelin 2004 sowie weitere Bände der von D. Giuriato, M. Stingelin und S. Zanetti herausgegebenen Buchreihe ‚Zur Genealogie des Schreibens‘.

22 Vgl. Attia 2015 sowie allgemein die Forschungen des Teilprojekts B04 ‚Der Masoretische Text der Hebräischen Bibel in seinen unterschiedlichen materialen Gestaltungen in Westeuropa im 12. und 13. Jahrhundert‘.

23 Analoges ließe sich beispielsweise über Fußnoten sagen, deren marginale Position auf der Seite zusammen mit der kleineren Schriftgröße die darin geführten Diskurse gegenüber dem Haupttext als sekundär kennzeichnet. Vgl. hierzu die Ausführungen bei Krämer 2005, 36–38, sowie den selbstironischen Aufsatz Rieß/Fisch/Strohschneider 1995.

codiert hier die zeitliche Dimension eines anderen medialen Ereignisses. Im Fall der Überschrift bringt sie die Qualifikation eines Verhältnisses zwischen Zeichen bzw. des durch sie repräsentierten Wissens zum Ausdruck.

Symbolische Bedeutung erlangen das Layout und die Gestaltung von Schriftzeichen vor allem in besonderen Fällen der Schriftauszeichnung wie etwa beim Einsatz von Farbcodes, der Kennzeichnung fremdsprachiger Wörter durch Kursivierung oder auch der Verwendung besonderer, z. B. archaisierender Zeichenformen. Die spezifische Semantik der Auszeichnung ausgewählter Zeichengruppen greift in all diesen Fällen nicht wie beim obigen Beispiel der größeren Überschrift auf irgendeine Ähnlichkeit zwischen der Art der Hervorhebung und der intendierten Bedeutungsunterscheidung zurück: Zwischen der Schriftart Antiqua und der lateinischen Sprache besteht weder ein metonymisches noch ein metaphorisches Verhältnis. Die Zeichenkraft beruht in solchen Fällen einzig auf einer gängigen Konvention oder einer geltenden Vorschrift, sprich einer letztlich arbiträren Zuordnung wie sie eben als Bedeutungsgrundlage für Symbole charakteristisch ist.

Nach dieser allgemeinen Herleitung der These vom Bedeutungspotential des Layouts und der Gestaltung von Schriftzeichen soll diese im Folgenden konkretisiert werden, nämlich am Beispiel der Konventionalität von Layout, des intermedialen Zusammentreffens von Schrift und Bild sowie der Schriftbildlichkeit als wesenhafter Qualität von Geschriebenem.

Bedeutungsvolle Konventionalität: In der mittelalterlichen handschriftlichen Kultur finden wir zahlreiche Beispiele von Bedeutungspotential im Layout des Geschriebenen. Bedeutung wird dabei keineswegs nur mittels außergewöhnlicher Gestaltung generiert, sondern auch mittels weitgehend unauffälliger Layouts. Derartige bedeutungsvolle Konventionalität ist bereits darin gegeben, dass Gattung und Funktion eines Artefaktes oft an dessen Layout erkannt werden können, vorausgesetzt man versteht die Konventionen des jeweiligen historischen Kontextes. Diese Konventionen werden manchmal sogar explizit in zeitgenössischen Texten dargestellt wie im Fall englischer Verwaltungsrollen, deren Gestalt von Fitz Neal im 12. Jahrhundert im Detail festgesetzt wurde.²⁴ Diese Schriftrollen haben einspaltig zu sein – im Gegensatz zu den meisten Büchern der Zeit. Fitz Neal beschreibt sogar die Eigenschaften der Linierung und des Zeilenabstandes.

Bedeutungsvolle Konventionalität findet man auch in der Gestaltung der einzelnen Layout-Elemente in mittelalterlichen Handschriften. Initialen wurden oft zum Zweck der Markierung der Anfänge eines Textteiles eingesetzt. Einführende oder zusammenfassende Sätze zu einem Textteil wurden oft in roter Farbe geschrieben. Bei sonstigen Verzierungen und Rubrizierung wurden bestimmte Elemente hervorgehoben. Besonders komplexe und aussagekräftige Layout-Konventionen weisen die im

²⁴ Clanchy 2013, 135.

Hochmittelalter häufigen glossierten Handschriften auf. Ein zweisepaltiger Haupttext nimmt die Mitte der Seite ein. Der Kommentar dazu ist in einer kleineren Schriftgröße um den Haupttext herum angeordnet. An diesem weit verbreiteten Format konnten trainierte Leser und Leserinnen sofort die Textsorte und die Hierarchien der einzelnen Elemente erkennen. Auch wer diese Konventionen nicht im Einzelnen beherrschte, wusste auf einen Blick, dass es sich um das Layout eines gelehrten Textes handelt. Diese Beispiele zeigen, dass man Textsorte und Funktion sowie die Hierarchien der Elemente erkennen kann, ohne den Textinhalt entziffern zu müssen.

Schrift und Bild: Fragen nach den Bedeutungspotentialen von Layout lassen sich auch an Artefakte herantragen, wo Schrift und Bild zusammenkommen, und damit in einen allgemeinen Bereich der Forschung einbringen, der bereits auf eine gewisse Tradition zurückblicken kann. Die Perspektivierung einer sich wechselseitig dynamisierenden Interaktion von *Textinhalt* und (figürlichen) Bildern – die berühmte Pfeife René Magrittes, die erklärtermaßen doch keine ist²⁵ – gehört inzwischen seit geraumer Zeit in den methodischen Handwerkskasten bild- wie literaturwissenschaftlicher Forschung im Bereich der *Word and Image Studies*.²⁶ So zielt denn beispielsweise der von dem Literaturwissenschaftler Peter Wagner mitbegründete Begriff des ‚Ikonotexts‘ auf den wechselseitigen Verweischarakter beider Medien ab, der sich erst durch ihr umfassendes Verständnis erschließe.²⁷ Jenseits der Analysekategorien von Text und Bild bzw. Schrift *als* Bild blieb aber häufig unbeachtet, wie die Materialität von Schrift als ein visuelles Gestaltungselement eigenen Rechts, und zwar gerade im Hinblick auf ihre graphische Disposition, Sinngenerierung im Bild ergänzen oder modifizieren kann.²⁸

Eine besonders dichte Verschränkung zeigt beispielsweise eine in das mittlere 4. Jh. v. Chr. zu datierende, fragmentarisch erhaltene Giebelstele aus dem arkadischen Tegea (Griechenland), die in ihrem Bildfeld das aus der südwestkleinasiatischen Landschaft Karien stammende Herrscherpaar Ada und Idrieus sowie in ihrer Mitte den für die Hekatomniden-Dynastie besonders bedeutsamen Gott Zeus Labraundos zeigt (Abb. 3).²⁹ An der Rollenverteilung lässt die Ikonographie keinen Zweifel: Der Adorationsgestus von Ada, der erbotene Gruß von Idrieus, vor allem aber der charakteristische Größenunterschied zwischen den Figuren führt die Hierarchisierung zwischen Gottheit und Sterblichen deutlich vor Augen. Identifiziert werden alle drei Figuren

²⁵ Vgl. Foucault 1973.

²⁶ Siehe exemplarisch Newby/Leader-Newby 2007; Squire 2009; Gihardt/Grave 2018; siehe auch die einzelnen Beiträge der altertumswissenschaftlichen Gießener Tagung ‚Ikonotexte – Duale Medien-situationen‘ (2006), <https://www.uni-giessen.de/resolveuid/a124a1d394940c883a58345e21e92e31> (Stand: 9.9.2021).

²⁷ Wagner 1995; Wagner 1996. So bereits auch Montandon 1990, 6 („une œuvre dans laquelle l’écriture et l’élément plastique se donnent comme une totalité insécable“).

²⁸ Als Gegenbeispiel siehe etwa Lorenz 2010; Gerleigner 2016; Dietrich/Fouquet/Reinhardt 2020; diverse Beiträge in Dietrich/Fouquet 2022.

²⁹ London, British Museum, Inv. 1914,0714.1; vgl. Waywell 1993; Keesling 2017, 64.



Abb. 3: Giebelstele mit Darstellungen von Zeus Stratios und dem karischen Herrscherpaar Ada und Idrieus, mittleres 4. Jh. v. Chr., Tegea (Griechenland). Breite 43,2 cm, Höhe 44,5 cm. London, British Museum, Inv. 1914,0714.1. © The Trustees of the British Museum (CC BY-NC-SA 4.0).

durch Namensbeischriften, die in das Kopfende des Stelenschaftes eingemeißelt wurden, wobei die Platzierung über der jeweiligen Figur die korrekte Zuordnung sicherstellt.³⁰ In der Horizontalen zeigt sich indes ein anderes Ordnungsprinzip: Indem die Namensbeischrift von Zeus höher angebracht wurde als die Beischriften des Herr-

³⁰ IG V,2 89: „Ἀδα. | Ζεύς. | Ἰδριεύς.“ Zu antiken Beischriften siehe etwa Feraudi-Gruénais 2017.

scherpaares, greift das Layout die Bildkomposition und die ihr zugrunde liegende Konzeption von Sakralität auf und hat an ihr teil. Über eine derartige produktions-ästhetische Perspektive hinausgehend lässt sich nicht zuletzt aber auch das Zusammenwirken des Layouts von Schrift *im* Bild im Prozess der Rezeption auf spezifische Sinnzuschreibungen befragen.³¹

Schriftbildlichkeit: Schriften und Schriftzeichen können, wie eben gesehen, im Layout mit figürlichen Bildern in einen spannungsreichen Dialog treten; jede Schrift besitzt aber auch selbst ein charakteristisches Schriftbild und ist deshalb im vollgültigen Sinne des Begriffs als ‚Bild‘ zu verstehen. Nicht nur bzgl. Schrift und Bild, auch bzgl. Schrift *als* Bild (Schriftbildlichkeit) erweist sich Layout als Mittel zur Generierung von Bedeutung. Ob die Ikonizität der Schrift nun forciert oder im Sinne eines standardisierten Schriftbildes eher zurückgenommen wird, ändert nichts an der grundlegenden Feststellung: Jede Schrift ist immer auch Bild.³²

In einigen Kulturen und Religionen wird die Schriftbildlichkeit als ästhetische Norm ausdrücklich gefordert und – etwa in der ostasiatischen oder arabischen ‚Kalligraphie‘ – praktisch gepflegt. In anderen kulturellen Kontexten kann dagegen die Schriftbildlichkeit geradezu ausgeblendet oder abgestritten werden: Letzteres gilt insbesondere für ikonoklastische Diskurse, in denen Schriftlichkeit als Argument gegen verpönte Bilder, unbotmäßigen Bildgebrauch oder Prunk im Allgemeinen mobilisiert wurde und wird.³³

Schriftgeschichtlich besonders interessant sind aber historische Konstellationen, in denen die jeweilige ideologische Position in einem Spannungsverhältnis zur konkreten Schriftpraxis stand. Dies war etwa am Hof des fränkischen Königs Karls des Großen (gest. 814) der Fall. In einer berühmten Streitschrift (den sog. *Libri Carolini*) verteidigte der Hofgelehrte Theodulf von Orléans wortreich die Überlegenheit der Schrift gegenüber den Bildern.³⁴ So hätten Moses, David, die Propheten, die Apostel – und sogar Christus selbst – nicht gemalt, sondern geschrieben.³⁵ Nur die Schrift und nicht die Bilder könnten folglich das göttliche Gesetz adäquat darstellen. Zeitgleich wurden am Hof Karls aber prunkvolle liturgische Handschriften hergestellt, die – wie etwa das frühe Godescalc-Evangelistar – mit Schriftseiten ausstaffiert wurden, die

31 Für eine rezeptionsästhetische Perspektive auf Schrift im Bild siehe etwa Gibhardt/Grave 2018; Lorenz 2010, bes. 133–135 sowie die Beiträge von K. Lorenz und J. Fouquet in Dietrich/Fouquet 2022.

32 J. Assmann 2012; Watts 2013; Bedos-Rezak/Hamburger 2016; Debiais 2017; Hamburger 2011 und 2014; Krämer/Cancik-Kirschbaum/Trotzke 2012; Mersmann 2015; Riccioni 2008; Roth 2010; Rehm/Simonis 2019; Frese/Horstmann/Wenig vsl. 2024. Vgl. auch die Arbeiten und Projekte des interdisziplinären DFG-Graduiertenkollegs ‚Schriftbildlichkeit‘ an der Freien Universität Berlin (2008–2013).

33 Strätling/Witte 2006, 8–9. Zum christlich geprägten Diskurs des westlichen Mittelalters: Feld 1990; Frese 2006.

34 *Libri Carolini*; Haendler 1958; Saurma-Jeltsch 1994; Saurma-Jeltsch 1997; Mitalaité 2007.

35 *Libri Carolini* II, 30, S. 303–322. Vgl. Haendler 1958, 81.

durch ihre reiche Farbigkeit (Gold- und Silbertinte, Purpurgrund) und ihr spezifisches Layout (Rahmung) wie prächtige Bildtafeln wirkten (Abb. 4).³⁶ In diesem Sinne war es nur folgerichtig, dass der Schreiber Godescalc in dem abschließenden Widmungsgedicht des genannten Evangelistars betonte, die goldenen Buchstaben seien auf den Purpurseiten „gemalt“ (*pinguntur*) worden.³⁷

Nun ist anzunehmen, dass sich die Differenz in der Wahrnehmung und Bewertung der Schriftbildlichkeit im frühen Mittelalter auch auf die Unterschiedlichkeit des jeweiligen Tätigkeitsfeldes bzw. Berufsstandes zurückführen lässt (Bischof, Theologe, Schreiber, Maler usw.). Die Differenz an sich hat aber im Kern mit der Spannung zwischen dem Bild- und Zeichencharakter zu tun, die grundsätzlich *jeder* Schrift zu eigen ist und die insbesondere in der Rezeption zum Tragen kommt. So könnte man zunächst einfach sagen: In ihrer Bildlichkeit werden Schriften *gesehen* oder *geschaut*, als eine Abfolge von Zeichen werden sie *gelesen*. In diesem Sinne wurde in der Forschung auch betont, dass in den Akten des Lesens und Decodierens die spezifische Materialität des Informationsträgers ausgeblendet bzw. absorbiert werde und das Zeichenhafte der Schrift prinzipiell zum ‚Über-Sehen‘ erziehe. Als funktionierendes Medium bringe sich Schrift idealerweise gleichsam zum Verschwinden und verweise auf das Unsichtbare.³⁸ Zugleich verschwinde aber die Materialität und damit die Sichtbarkeit der Schrift nicht, sondern bleibe stets präsent und „resistent gegenüber einer restlosen Einspeisung in Programme des Codierens und Decodierens“.³⁹

Diese Spannung zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit ist zweifelsohne ein wesentliches Charakteristikum von Schrift. Aus bildwissenschaftlicher und textanthropologischer Sicht ist jedoch zu betonen, dass die spezifische Bildlichkeit der Schrift nicht nur dem Textsinn gegenüber ‚resistent‘ bleibt, sondern diesen grundsätzlich auch mitbestimmen und modifizieren kann. So sind die kostbaren Farben und die ornamentale Pracht der Buchstaben im Godescalc-Evangelistar weder zu ‚über-sehen‘, noch erschöpft sich deren Wirkung in ‚reiner‘ ästhetischer Präsenz. Die spezifischen Formen und Farben suggerieren vielmehr eigene Bedeutungen, die den Textsinn des Matthäus-Evangeliums verstärken, ergänzen und soteriologisch spezifizieren (herrschaftliche Würde, Kosmologie, Transzendenz, Vitalität u. a.).⁴⁰ Layout als Mittel, die dem Geschriebenen grundsätzlich zukommende Ikonizität in bestimmten Fällen ostentativ hervorzuheben, erweist sich dadurch einmal mehr als Träger eines Bedeutungspotentials.

³⁶ Zuletzt: Embach/Moulin/Wolter-von dem Knesebeck 2019. Zum Godescalc-Evangelistar: Crivello/Denoël/Orth 2011; Reudenbach 1998; Winterer 2013, 79–85.

³⁷ *Poetae Latini aevi Carolini* 781 (Bd. 1, 94–95).

³⁸ Strätling/Witte 2006, 9; Krämer 2006, 75.

³⁹ Strätling/Witte 2006, 7. Susanne Strätling und Georg Witte sprechen hier von einer „Spannung zwischen zeichentranszendierendem Verstehen und perzeptorischer Resistenz des Materials“.

⁴⁰ Vgl. die entsprechenden Hinweise zum Kölner Hillinus-Evangeliar von Rehm/Simonis 2019, 10–11.



Abb. 4 (Doppelseite): Godescalc-Evangelistar, Lebensbrunnen und Beginn der Weihnachtsperikope nach Matthäus (Mt 1, 18–19). Paris, Bibliothèque nationale de France, Ms. nouv. acq. lat. 1203, fol. 3v–4r. Worms (?), 781–783, Pergament, 310 × 210 mm. Quelle: <http://gallica.bnf.fr>.



These 9

Layout von Geschriebenem kann maßgeblich von kommunikativen Intentionen der Produzent:innen bestimmt sein.

Bisher wurde Layout als Anordnung des Geschriebenen auf einem gegebenen Schriftträger besprochen. Damit wurde die Komplexität der Sache um ein wesentliches Element verkürzt. Schließlich ist jedes Geschriebene Ergebnis eines Schreibens, und das durch diesen Produktionsakt gegebene schrifttragende Artefakt wiederum erhält seine Präsenz und Relevanz wesentlich durch Praktiken der Rezeption. Wenn nun im Folgenden Produktion (These 9) und Rezeption (These 10) in die Erörterungen zum Layout eingebracht werden, kann man zunächst feststellen, dass das Layout von Geschriebenem Rückschlüsse auf Bedingungen seiner Produktion und auf die intendierte Rezeption erlaubt. Dass der Produktionsseite nun zuerst die Aufmerksamkeit gilt, trägt der Tatsache Rechnung, dass unter den Bedingungen non-typographischer Textkultur ohne mechanisierte Vervielfältigungstechniken jedem *einzelnen* Schriftstück ein eigener Produktionsakt zugrunde liegt, bei welchem stets auch das Layout des Geschriebenen und die Gestaltung der Schriftzeichen von Neuem bestimmt werden können und müssen.

Deutlich wird dies bei der Betrachtung mittelalterlicher Codices und der Praktik des Kopierens.⁴¹ Die Entstehung und somit das Aussehen eines Manuskripts stehen in unmittelbarer Abhängigkeit von den am Produktionsprozess beteiligten Akteur:innen, also beispielsweise Auftraggeber:innen, Schreiber:innen, Maler:innen, Rubrikator:innen oder Korrektor:innen. Vom Layout eines solchen Buches kann man Rückschlüsse auf ihre Intentionen ziehen. Besonders gut lässt sich das an unterschiedlichen Abschriften desselben Werkes nachzeichnen, wenn sich diese im Wortlaut des Geschriebenen weitestgehend gleichen, in dessen Layout untereinander dagegen stark unterscheiden. Die von den Produzent:innen für jede einzelne Abschrift getroffenen Layoutentscheidungen haben eine Lenkungswirkung für den Rezeptionsprozess, indem sie den Rezipierenden kommunizieren, *wie* und *als was* der Text gelesen werden will.

Der ‚Welsche Gast‘ beispielsweise ist heute in 24 Handschriften überliefert,⁴² die alle in unterschiedlichem Verwandtschaftsgrad auf eine, heute verlorene Handschrift zurückgehen.⁴³ Die mittelhochdeutsche Verhaltenslehre wurde 1215/16 von dem italienischen Kleriker Thomasin von Zerclaere verfasst und knapp 250 Jahre kopiert und

⁴¹ Gertz et al. 2015.

⁴² Alle erhaltenen Handschriften des ‚Welschen Gastes‘ finden sich als Digitalisate unter: <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/wgd/handschriften.html> (Stand 6.3.2023). Zum Folgenden vgl. auch die Publikationen des Teilprojekts B06 ‚Materiale Präsenz des Geschriebenen und ikonographische Rezeptionspraxis in der mittelalterlichen Lehrdichtung. Text-Bild-Edition und Kommentar zum Welschen Gast des Thomasin von Zerclaere‘ (<https://thomasin.materiale-textkulturen.de/publikationen.php>, Stand: 6.3.2023), zuletzt Schneider et al. 2022.

⁴³ Handschriften-Stemmata, die Auskunft über die Verwandtschaftsverhältnisse geben, finden sich bei Kries 1985, 154 (<https://doi.org/10.11588/diglit.52821#0168>) und Horstmann 2022, 315.

verbreitet. Bei fast gleichbleibendem Text unterscheiden sich die Kopien in Größe, Material, Layout und Gestaltung der Schriftzeichen erheblich.⁴⁴ In der ältesten und zugleich kleinsten erhaltenen Handschrift A ist der Text einspaltig in Gotischer Minuskel geschrieben worden (Abb. 5a). Die kolorierten Federzeichnungen des textbegleitenden Bilderzyklus befinden sich am Seitenrand und sind größtenteils um 90 Grad zum Text gedreht. Buchanfänge werden mit einfachen roten Überschriften und Spaltleisteninitialen gekennzeichnet. Zwar ebenfalls in Gotischer Minuskel, aber zweispaltig geschrieben, weist die 100 Jahre jüngere Handschrift E eine deutlich reichere und ambitionierte Ausstattung auf (Abb. 5b).⁴⁵ Die Miniaturen sind mit Deckfarben gemalt, mit Gold ausgeschmückt und durch Zierleisten gerahmt. Im Gegensatz zu Handschrift A sind diese in geplante Aussparungen im Textspiegel eingeschoben, so dass sie festen Textpassagen zugeordnet werden. Die Kopisten lassen dementsprechend durch die Seitengestaltung keinen Spielraum in der Text-Bild-Beziehung, wie es durch die recht lose Verbindung in Handschrift A der Fall ist. Verschiedene Arten von Initialen ergeben zusammen mit anderen Auszeichnungsbuchstaben eine hierarchisierende, deutlich stringendere visuelle Gliederung des Textes.⁴⁶ Aufgrund von Layout und Gestaltung kann die Handschrift der Werkstatt Kunos von Falkenstein zugeschrieben werden, deren Qualitäten in diesem Prachtcodex anschaulich werden.⁴⁷ Eine vollkommen andere Erscheinung bei gleichbleibendem Inhalt weist die im 15. Jahrhundert entstandene Papierhandschrift b auf (Abb. 5c). Der Text ist zweispaltig in Bastarda geschrieben, die lavierten Federzeichnungen sind ungerahmt in die Textspalte eingepasst, teilweise aus Platzgründen im Vergleich zu den anderen Handschriften um Objekte oder Figuren in den einzelnen Motiven reduziert. Den Text begleiten zwischen den Zeilen sogenannte Interlinearglossen in lateinischer und tschechischer Sprache. Die flüchtige, wahrscheinlich unvollständige Ausführung des Bilderzyklus und die Ergänzung der punktuellen Übersetzung des Textes verweisen in der Produktion auf einen intendierten Gebrauch als Lehrbuch für den Deutschunterricht.

Die Kopisten passen also das Aussehen der jeweiligen Handschrift an sich verändernde Rezipientenkreise, Stile, Werkstattkonventionen, Auftraggeberwünsche usw. an. Layout und Gestaltung können daher veränderte Gebrauchssituationen und Gestaltungsansprüche sichtbar machen.⁴⁸ Die Produzent:innen kommunizieren – so könnte man sagen – mit den Rezipierenden mittels Layout, indem sie beispielsweise ihre Fähigkeiten zum Ausdruck bringen oder auch eine bestimmte, gegenüber der Vorlage veränderte Art und Weise der Rezeption nahelegen.

⁴⁴ Ott 2002.

⁴⁵ Ott 2002, 35.

⁴⁶ Wolf 2018.

⁴⁷ Ronig 1984; Roland 1991.

⁴⁸ Horstmann 2022, 2. Die unterschiedliche Verwendung von Textgliederungselementen in den Handschriften des ‚Welschen Gastes‘, also verschiedene Initialen, Schriftgestalt, Überschriften und andere Besonderheiten im Text, die für einen visuellen Rahmen sorgen und das Auge des Lesers lenken, beschreibt Starkey 2022.



Abb. 5a: Thomasin von Zerklare, „Der Welsche Gast“. Motiv 69: „Die Laster ziehen einem Adeligen seinen Adel wie ein Kleid aus“. Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cod. Pal. germ. 389, fol. 61v. Kärnten, um 1256, Pergament, 18,1 × 11,5 cm. Text in gotischer Minuskel, eine Hand; 106 kolorierte Federzeichnungen, drei Zeichner, zwei Bildtextschreiber. Einspaltig, gegliedert durch rubrizierte Auszeichnungsbuchstaben. Miniatur am Seitenrand um 90 Grad zum Text gedreht.



Abb. 5b: Thomasin von Zerclaere, „Der Welsche Gast“. Motiv 69: „Die Laster ziehen einem Adeligen seinen Adel wie ein Kleid aus“. New York, The Morgan Library & Museum, Ms. G. 54, fol. 24v. Trier (?), Werkstatt Kunos von Falkenstein, um 1380, Pergament, ca. 35,4 × 25,6 cm. Text in gotischer Minuskel, eine Hand; 72 durch Zierborten gerahmte Miniaturen, vermutlich ein Zeichner und ein Bildtextschreiber. Zweispaltig, gegliedert durch Farbfeldinitialen (D) mit goldenem Grund, florale Binnenfeldfüllung und den Textspiegel flankierenden Rankenausläufern und Auszeichnungsbuchstaben am Seitenanfang mit Kardellen und menschlichem Profil, Miniatur in ausgespartem Platz im Textfeld, goldener Rahmen mit roter und blauer Füllung und Rankenausläufern.

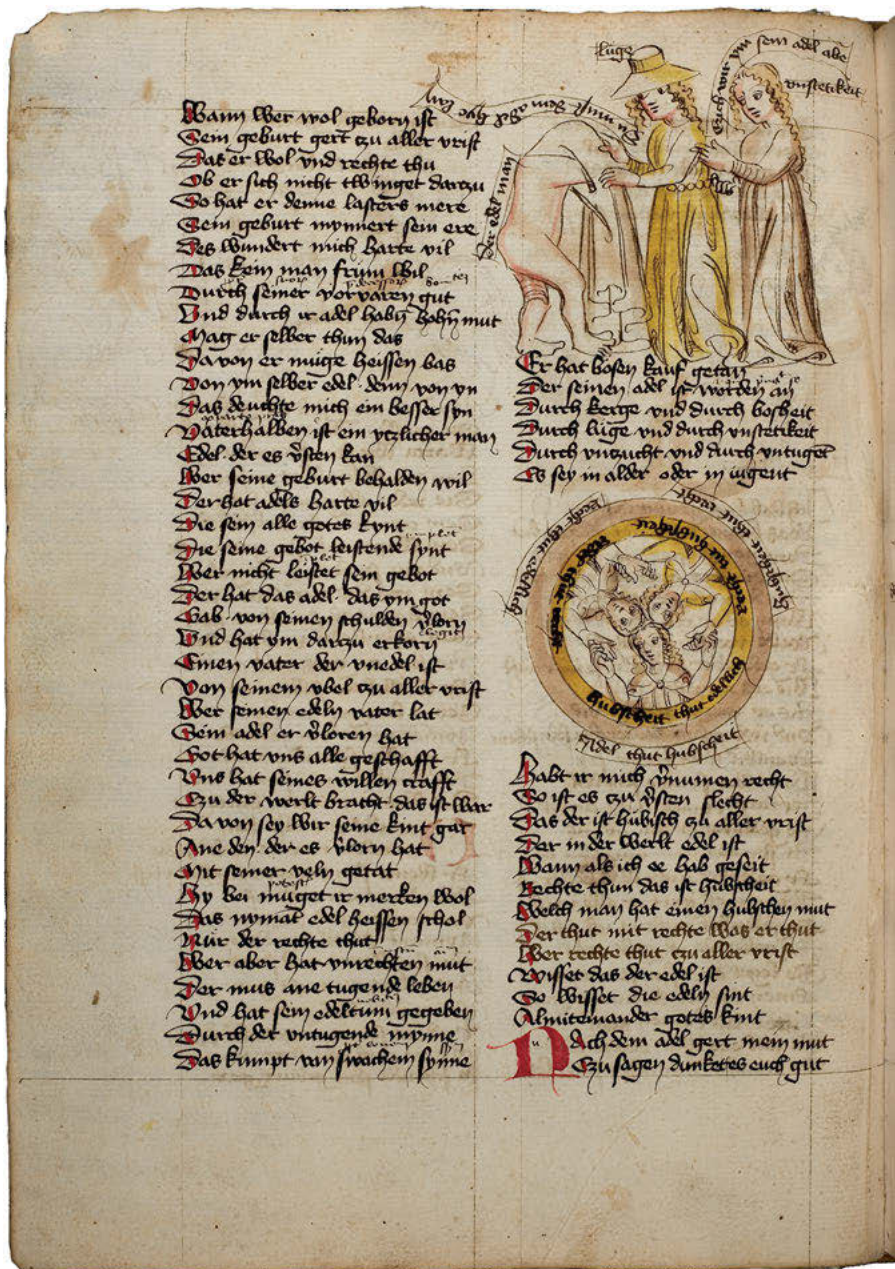


Abb. 5c: Thomasin von Zerclaere, „Der Welsche Gast“. Motiv 69: „Die Laster ziehen einem Adeligen seinen Adel wie ein Kleid aus“ und Motiv 70: „Verbundenheit von Recht, Adel und Höflichkeit“. Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cod. Pal. germ. 330, fol. 33v. Eichstätt (?), um 1420, Papier, ca. 31,2 × 21,8cm. Text in Bastarda, eine Hand, lateinische und tschechische Interlinearglossen; 113 lavierte Federzeichnungen, vermutlich eine Hand. Zweispaltig, gegliedert durch rubrizierte Auszeichnungsbuchstaben, Miniaturen ungerahmt in die Textspalte eingefügt.

In der Handschriftenproduktion lassen sich darüber hinaus innerhalb von Werkstattkreisen Prozesse der Normierung beobachten, die in der Regel der Effizienzsteigerung dienen, die aber auch dazu führen können, dass Layout und Gestaltung zum Erkennungsmerkmal einer Produktionsstätte werden. Unabhängig von den in ihnen überlieferten Texten erscheinen die Handschriften solcher Werkstätten dann im Layout recht einheitlich. Handschriften aus der Werkstatt Diebold Laubers im 15. Jahrhundert etwa weisen eine Vereinheitlichung in der Gestaltung auf, die ein repräsentatives Format, genormte Textgliederung und Ausstattung, Register der durchnummerierten Kapitel und rote Kapitelüberschriften sowie großformatige, meist ganzseitige Illustrationen umfasst. Das steigert die Wiedererkennung der verantwortlich zeichnenden Produzent:innen. Das so normierte Layout wird zum Merkmal der Werkstatt und die dort entstandenen Handschriften werden für die Rezipierenden erkennbar zum ‚Markenartikel‘.⁴⁹ Die Produzent:innen kommunizieren so über das Layout und die Gestaltung den Rezipierenden bzw. potentiellen Käufer:innen der Bücher, dass diese in einer fähigen Werkstatt entstanden sind.

Diese Überlegungen führen zu der oben aufgestellten These: Layout von Geschriebenem kann maßgeblich von kommunikativen Intentionen der Produzent:innen bestimmt sein.⁵⁰ Dies beginnt teils schon mit der im Layout angelegten Auswahl des adressierten Publikums: Die Person oder Personengruppe, die einen Text auf einem Schriftträger anbringt oder anbringen lässt, kann über das Layout den Inhalt etwa absichtlich derart verrätseln und chiffrieren, dass diejenigen Rezipierenden ausgeschlossen werden, die nicht über das entsprechende Spezialwissen verfügen. Dies gilt etwa für die spätantiken Figurengedichte (*carmina figurata*) in der Form der Gittergedichte, die über die Anordnung der Buchstaben eines Textes einen zweiten Text lesbar werden lassen (*versus intexti*, Intext).⁵¹ Auch in manchen ashkenasischen Handschriften bis zum 13. Jahrhundert finden sich derartige Verschlüsselungsversuche.⁵² Von hier ist der Übergang fließend zu einem Layout, das Ausdruck von Virtuosität ist und Betrachter:in wie Leser:in beeindrucken soll. Betont kunstvolle Layouts, wie sie die spätantiken Figurengedichte oder die *Masora Figurata*-Illustrationen der späteren ashkenasischen und sefardischen Bibelmanuskripte ab dem 14. Jahrhundert aufweisen und die sich deutlich absetzen von zeitgleichen Standardlösungen, setzen ein Nachdenken der Dichter bzw. bildenden Künstler über das Layout voraus und machen die Intention deutlich, die eigenen technischen und künstlerischen Fähigkeiten den Rezipierenden über das Layout zu kommunizieren.

Ein selbstreflexives Moment von Layout kann besonders dann zum Tragen kommen, wenn ein Schreiber oder Maler den eigenen Namen gestaltet. So führt zum Beispiel

⁴⁹ Saurma-Jeltsch 2014.

⁵⁰ Siehe für die Prämissen von Kommunikation Kapitel 1, S. 38–39.

⁵¹ Squire/Wienand 2017. Zu Figurengedichten der klassischen Antike: Pappas 2012.

⁵² Vgl. Attia 2015; Liss 2018 und 2021; Halperin 2021.

die Signatur des Jan van Eyck in seinem Bildnis eines jungen Mannes vor, dass er verschiedene Schrifttypen in verschiedenen Materialien zu imitieren bzw. selbst zu kreieren vermag (Abb. 6).⁵³ Als Schriftträger im Bild dient eine Brüstung aus Stein, und zwar einem als bestoßen und alt charakterisierten Stein. Der Maler schreibt darauf seinen Namen in weißer Farbe in einer sich als Handschrift ausgebenden Schrift, einer Kanzleischrift, wie sie typischerweise mit der Feder in Urkunden geschrieben wurde. Damit evoziert er – wie auch mit der ungewöhnlichen Formulierung „Actum [...] a [...]“ statt des in Signaturen gebräuchlichen *fecit* – einen Rechtsakt.⁵⁴ Eine weitere, französische Inschrift in Gotischer Majuskel („LEAL SOUVENIR“) ist in gemeißelten Buchstaben fingiert. Schließlich steht darüber, mittig auf der Brüstung in weißer Farbe und griechischen Großbuchstaben der Schriftzug „TYM. ΓΘΕΟC“, der als Name etwa eines antiken Musikers oder Bildhauers und damit beziehend auf den Beruf des Porträtierten gedeutet wurde, oder als lateinische Wörter in griechischen Buchstaben („TUM OTHEOS“ – ‚dann Gott‘).⁵⁵ Die Ölmalerei, Technik und Medium zugleich, und der Pinsel als Instrument werden hier in der Imitation unterschiedlicher Arten von Material und Schriftduktus ausgereizt. Die mit dem Layout einhergehenden Erwartungen werden vom Maler durch seine Virtuosität sowohl geweckt als auch enttäuscht: Die gemeißelte Inschrift ist gemalt, und gegenüber der durch die Buchstabenform und das fingierte Material vermittelten Assoziation einer Namensinschrift auf einem Monument steht ein Ausdruck, bei dem es sich um ein Motto oder eine hier spezifische Aufforderung zur ‚treuen Erinnerung‘ handeln kann. Dabei findet keine wirkliche Täuschung statt – der Betrachter wird über den Umstand, vor einem Tafelbild zu stehen, nicht im Unklaren gelassen –, sondern der Maler spielt über das Layout mit der Wahrnehmung, den Erwartungen und dem Wissen.⁵⁶ Während die einzelnen Textinhalte in ihrer Bedeutung unscharf bleiben und geradezu verrätselt erscheinen,

⁵³ London, National Gallery, Öl auf Holz, 33,3 × 18,9 cm, die Signatur lautet: „Actu(m) an(n)o d(omi)ni 1432 10 die octobris a ioh(anne) de eyck“. Die aufwendige Inszenierung der Signatur fällt hier besonders auf, da Jan van Eyck einer der ersten, wenn nicht der erste Maler in den Niederlanden war, der Tafelbilder signierte, siehe Gludovatz 2005, bes. 118. Schrift ist in diesem Porträt zusätzlich durch die Rolle (?) thematisiert, die der Porträtierte in der Hand hält: Überraschenderweise ist die – fiktive (Campbell 1998, 218), jedenfalls unleserliche – Schrift auf der Außenseite aufgetragen. Zu den Inschriften des Gemäldes bes. Fruhstorfer 1987 (mit der zutreffenden Beobachtung, dass die weißen Inschriften unabhängig von den gemalten Beschädigungen des Steins geführt sind; der zeitliche Verlauf der Anbringung wäre damit auch zu bedenken); Paviot 1995; Harbison 2012, 246–247.

⁵⁴ U. a. Wood 1978, 653.

⁵⁵ In Anspielung auf den Musiker Timotheos von Milet identifizierte u. a. Panofsky 1949 den jungen Mann als den Musiker und Komponisten Gilles Binchois, Mitglied der burgundischen Hofkapelle. Wood 1978, 650, stimmte zu, dass „Timotheus“ nicht direkt den Dargestellten benenne und argumentiert mit dem Layout: Die Schrift sei zumal gegenüber der Künstlersignatur zu unscheinbar, klein und ohne jede Ausschmückung. Für einen Überblick über die zahlreichen Identifikationsversuche siehe Campbell 1998, 220, siehe hier 222 für die Lesung als lateinische Wörter.

⁵⁶ Wie all dies mit der Person des Dargestellten zu verbinden ist, bleibt weiter umstritten, siehe u. a. Dhanes 1980, 182–184; Rehm/Simonis 2019, 12–13.



Abb. 6: Jan van Eyck, Porträt eines Mannes (sog. Timotheos). London, National Gallery, 1432. Öl auf Holz, Höhe 33,3 cm, Breite 18,9 cm. © The National Gallery, London.

kommuniziert der Maler mithilfe des Layouts und der Vielzahl der zur Schau gestellten Schriftarten, einschließlich der damit suggerierten Schreibinstrumente und des materialen Schriftträgers, den Rezipienten sehr klar sein Anspruchsniveau und seine Erwartungshaltung gegenüber einem gebildeten Publikum.

Nicht nur seitens des ausführenden Künstlers, auch von Auftraggeberseite kann ein besonderes Anspruchsniveau über das Layout manifest und an die Rezipierenden vermittelt werden, und dies sowohl unabhängig vom Inhalt des aufgezeichneten Textes als auch einhergehend mit dem Ziel, bestimmte Sinnbezüge zu forcieren. Kostbares Material, kontrastierende Farben und Unterstreichungen wurden gewählt, um nicht nur einzelne Namen hervorzuheben, sondern auch um visuell inhaltliche Bezüge herzustellen, die Prestige und nicht nur eine Interaktion der Menschen, sondern auch eine Nähe zum Göttlichen assoziieren ließen. Im Medium der antiken und spätantiken Mosaikinschrift etwa konnte dies durch mit Goldfolie versehene Glastesserae (kleine Glaswürfel oder -quader) geschehen. Sie wurden aufgrund ihrer Empfindlichkeit und kostenintensiven Herstellung nur selten für Bodenmosaiken verwendet, so dass ihr Einsatz hier umso mehr auffallen musste. In der im 4. Jahrhundert errichteten Pauluskirche im makedonischen Philippi verweist im Ostabschnitt des Naos eine Inschrift auf das Engagement des Bischofs Porphyrios, der die Kirche des hl. Paulus im Namen Christi mit Mosaiken ausgestattet habe.⁵⁷ Goldglastesserae vor einem grauen Hintergrund fanden als auffällige Hervorhebung Verwendung für die Namen Christi und Pauli sowie denjenigen des Porphyrios. Sie stellen Kosten und Aufwand vor Augen, verbinden aber auch optisch die Person des Stifters mit der Sphäre des Heiligen, vertreten durch den Apostel sowie Christus selbst. Die übrigen Wörter der Inschrift setzte man in steinernen Tesserae von blauer Farbe vor einem weißen Hintergrund, allein das Wort „ἐν“ (in) erscheint in Rot, wodurch inhaltlich wohl die Bezugnahme der Stiftung auf Christus unterstrichen werden sollte.⁵⁸

Auch die schiere Größe und Länge von Inschriften vermitteln über eine gute Sichtbarkeit und den notwendigen körperlichen Einsatz bei der Lektüre einen besonderen Anspruch von Auftraggeberseite. Die fünf Inschriften an der Kirche San Matteo und dem gegenüberliegenden Palast in Genua, die Schlachtensiege von Admirälen der Familie Doria feiern, waren offensichtlich mit einem hohen finanziellen und planerischen Aufwand verbunden:⁵⁹ Sie verlaufen auf Lagen in Carrara-Marmor je nur dreizeilig, aber in über mehr als neun Metern Länge. Es wäre in der Planung und Ausführung einfacher und wohl kostengünstiger gewesen, die Inschriften (wie auch in Genua ansonsten üblich) auf wenige, höhere Steinplatten mit kleineren Lettern zu setzen. Die

⁵⁷ Philippi, Archäologisches Museum, Δ 15.265; SEG 27, 304: „Πορ[φύ]ριος ἐπίσκο- | πος τῇ[ν κ]έντησιν τῆς βασιλικῆς | ὁ Παῦλος ἐποίησεν ἐν Χρ(ιστ)ῷ“ (Bischof Porphyrios machte das Mosaik der Basilika des Paulos in Christus). Siehe auch Pilhofer 2009, 394–396 Nr. 329/G472; Leatherbury 2020, 42, 44, 46; Dadaki 2011; Pelekanides 1975, 101.

⁵⁸ Leatherbury 2020, 42.

⁵⁹ Müller 2002, 126–133.

niedrigen, aber langen Inschriften dürften durch ihr ungewöhnliches Layout nicht nur die Blicke und die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, sondern sie sind durch ihren Verlauf über die gesamte Kirchen- bzw. Palastfassade auch von jedem Standpunkt auf der davorliegenden Piazza aus zu sehen. Der grundsätzlich mit dem Medium der Monumentalinschrift verbundene Anspruch,⁶⁰ in diesem Fall der in Genua um die Führung ringenden Adelsfamilie der Doria, wird so einem breiten Personenkreis vermittelt, während erst ein mühsames und zeitaufwendiges Ablaufen der Fassade die inhaltlichen Aussagen der Texte erfassbar macht. Die rezeptionsästhetischen Vorgaben, die hier klar durch den Auftraggeber gesteuert sind, erweitern insofern das Spektrum der Wahrnehmung und erscheinen gänzlich in den Dienst der Familie gestellt.

These 10

Durch das Layout werden unterschiedliche Rezeptionspraktiken angeboten.

Wie in der letzten These gezeigt, bestimmt der Produzent durch das Layout und die Gestaltung von Geschriebenem die Rezeption und damit auch ihre Form in entscheidendem Maße.⁶¹ Das Layout und die Gestaltung kann einen Text in seiner Leserlichkeit steigern, das Auge des Lesers lenken, Deutungsangebote machen, aber auch die Lesbarkeit verunklären und bis zur Unleserlichkeit führen.

Im Zuge der karolingischen Bildungsreform im 8. Jahrhundert beispielsweise entstehen eine Vielzahl an Codices, die ein Bestreben nach Klarheit und Eindeutigkeit in ihrer Gestaltung erkennen lassen. Neben der Einführung einer übergreifenden Schrifttype, der Karolingischen Minuskel, die die Regionalschriften der einzelnen Schreibzentren ablöste, zeugt auch die Seitengestaltung vom Streben nach Einheitlichkeit.⁶² Abgeschriebene Texte werden in ein neues Layout überführt, das den Text für den Leser visuell strukturiert und über regionale Grenzen hinweg lesbar ist. Neben der Karolingischen Minuskel als Textschrift werden antike Capitalisschriften als Auszeichnungsschriften eingesetzt. Dabei bildet sich sogar eine feste Hierarchie der Schriften heraus:⁶³ Für Buch- und Kapiteltitel, Textbeginn und Kolophone zeigt sich eine regelmäßige Rangfolge von Capitalis quadrata, Unziale und Halbunziale. Die Capitalis rustica wurde außerdem für das Incipit und Explicit und für laufende Titel verwendet. In der karolingischen *Renovatio* war das richtige Verständnis der Heiligen Schrift und anderer Texte Voraussetzung für den richtigen Glauben – wer die Worte der Schrift

⁶⁰ Hierzu grundlegend Petrucci 1986; Bartoli Langeli/Giovè Marchioli 1996.

⁶¹ Ast/Attia/Jördens/Schneider 2015.

⁶² Weiterführende Kennzeichen der neuen karolingischen Ästhetik bei der Gestaltung liefert Tino Licht am Beispiel des Lorschers Skriptoriums, vgl. Licht 2013.

⁶³ Job 2013.

nicht korrekt verstand und falsch wiedergab, der setzte sich der Gefahr der Häresie aus. Dabei beginnt das inhaltliche Verständnis des Textes bereits bei dessen Lesbarkeit.⁶⁴

Durch ein spezifisches Layout können darüber hinaus auch intendierte Abschreibeprozesse erleichtert werden.⁶⁵ Die sogenannten *pipe rolls*, die seit dem 12. Jahrhundert für die Aufzeichnungen der Rechnungsprüfung der englischen Verwaltung eingesetzt werden, sind einzelne Pergamentrotuli, die an den Köpfen zusammengebunden und aufgerollt wurden. Die horizontale Gliederung des Textes auf den Rollen folgt der Logik der Abrechnung. Dabei zeugen die großen Abstände, die der Schreiber ließ, nicht nur von einer angestrebten Übersichtlichkeit dieser Dokumente, sondern sie erleichterten durch die Unterteilung in einzelne Abschnitte auch das Abschreiben.⁶⁶

Das Layout eines Textes kann diesen aber nicht nur in seiner Leserlichkeit steigern, sondern auch bis zur Unleserlichkeit führen. Die Gestaltung kann dementsprechend eine Rezeption nahelegen, die eine eigentliche Lektüre offenbar nicht als erste und wichtigste Rezeptionsmöglichkeit sieht. Eine durch unterschiedliche gestalterische Mittel oder räumliche Anordnung restringierte Präsenz der Schrift kann die Erkennbarkeit der Schriftzeichen selbst verunklären. Beispielsweise verbirgt sich die goldene Schrift auf einer Zierseite des am Anfang des 11. Jahrhunderts entstandenen Guntbald-Evangeliars hinter ebenfalls goldenem und den Buchstabenkörpern gleichendem Rankenwerk.⁶⁷ Müheloses Lesen war in diesem Fall nicht intendiert, die Seite sollte schlichtweg zunächst angeschaut werden.⁶⁸ Auch die berühmte Chi-Rho-Seite des um 800 entstandenen Book of Kells zeigt eindrücklich,⁶⁹ dass die Gestaltung von Schrift auf der rein visuellen Dimension christliche, unsichtbare Mysterien in sichtbaren und zugleich untrennbaren Verschränkungen von Schrift, Bild und Ornament veranschaulicht, indem das Christusmonogramm fast bis zur Unkenntlichkeit virtuos ausgeschmückt wird.⁷⁰ Auf die Rezipierenden wirken solche Prachtseiten in einer Handschrift zunächst visuell eindrucksvoll, der Text kann erst bei genauer Betrachtung aus dem Bild herausgelesen werden. Das Anschauen der Seite, das Staunen, das genaue und lange Betrachten wird vor allem durch die Gestaltung des Geschriebenen provoziert.⁷¹

Eine der Rezeptionspraktiken, zu denen gelayouteter Text einladen kann, ist schließlich auch das Schreiben. Bereits bei der Festlegung des Schriftspiegels werden solche Praktiken im Layout berücksichtigt. Die oftmals erstaunlich breiten Randstreifen, welche in mittelalterlichen Codices trotz des teuren Beschreibstoffes Pergament um den

⁶⁴ Scholz 2015, 280–281.

⁶⁵ Kypta 2015 untersucht explizit von dem Layout der Rollen ausgehend die Verwendungszwecke der *pipe rolls*.

⁶⁶ Kypta 2015, 281.

⁶⁷ Dom- und Diözesanmuseum Hildesheim, Inv.-Nr. DS 33, fol. 88v; dazu: Frese 2014, 4–5. Zur ‚Enigmatic Calligraphy‘ in frühmittelalterlichen Evangeliaren siehe Reudenbach 2021.

⁶⁸ Verschiedene Rezeptionsmodi mittelalterlicher Schriftzeichen zeigt Becht-Jördens 2014 auf.

⁶⁹ Dublin, Trinity College, Ms. 58.

⁷⁰ Lewis 1980.

⁷¹ Becht-Jördens 2014.



Abb. 7: Aristoteles, *Opera varia. Metaphysica cum glossis*, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Abteilung Handschriften und Historische Drucke, Ms. lat. fol. 286, 1300, 111 Bl., fol. 37r. Public Domain Mark 1.0.

zentralen Textblock gelassen werden, kommen mit diesem Layout etwa der üblichen Praxis des schriftlichen Kommentierens entgegen.⁷² Die Einteilung von Schrift-, Bild- und Kommentarraum wird bereits bei der Blindlinierung der leeren Seite festgelegt (Abb. 7).⁷³ So nimmt der eigentliche Text lediglich einen Teil der Seite ein. Sowohl die den Text umgebend eingezeichneten Spalten als auch der vergrößerte Zeilenabstand bieten Raum für Kommentare und Interlinearglossen. Explizit dem Hinzufügen handschriftlicher Notizen gilt das Layout der frühneuzeitlichen Schreibkalender: Jahreskalender, die im Druckzeitalter mit der Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern (16. Jh.) aufkommen.⁷⁴ Sie bestehen aus einem Kalendarium für die zwölf Monate des Jahres, bei denen jeder Kalenderseite eine Schreibseite gegenübergestellt wird, in denen handschriftliche Notizen eingetragen werden können. Innerhalb des Kalendariums wird astrologisches, medizinisches, alltagsrelevantes und lebenspraktisches Wissen den einzelnen Monatstagen zugeordnet, sodass beispielsweise die besten Termine für Aderlass, Haarschnitt oder Heirat identifiziert werden können.⁷⁵ Auf der Schreibseite, die entweder über das Layout mit einem Schreibfeld ausgezeichnet ist oder aus einer einfachen Blankoseite besteht (Durchschuss⁷⁶), kann der/die Kalenderschreiber:in persönliche Erlebnisse festhalten, Termine planen oder Erlebtes reflektieren. Schreibkalender sind also durch ihr Drucklayout mit einer spezifischen Affordanz ausgestattet: Handschriftliche Vermerke werden explizit antizipiert und kalkuliert.

Vorgaben des Layouts können jedoch auch unterlaufen werden, sei es von Zeitgenoss:innen, sei es in Neu- und Umnutzungen späterer Zeit, sodass der Ansatz der Rezeptionsgeschichte fruchtbar gemacht werden kann. Diese nimmt weniger die bei der Produktion mitgedachten Rezipierenden in den Blick als das historische Publikum, die Nutzer:innen eines Artefakts und den Umgang, das Handeln mit ihm.⁷⁷ So zeigt es sich, dass intendierte Rezeptionsmodi nicht immer umgesetzt wurden. Die Nutzer:innen der Schreibkalender etwa haben teilweise einen sehr eigenwilligen Umgang mit den vorgesehenen Schreibfeldern. In manchen erhaltenen Exemplaren lässt sich beobachten, wie die ausgewiesenen Schreibfelder leer bleiben und handschriftliche Einträge nur an den unteren Seitenrand unterhalb des Textfeldes geschrieben wurden.⁷⁸ Die Beziehung zwischen Hand- und Druckschrift bzw. die Bindung der Handschrift an den vorgegebenen Druckrahmen gestaltet sich quantitativ und qualitativ unterschiedlich.

⁷² Unterschiedliche Buchtypen können für eine solche produktive Rezeption mit breiten Seitenrändern versehen sein: glossierte Bibelmanuskripte (de Hamel 1984), Rechtscodices (L'Engle/Gibbs 2001), enzyklopädische Handschriften (Meier 1997) oder Codices im Lehrgebrauch (Wimmer 2018).

⁷³ Zu Linierung und Seiteneinteilung siehe auch: Schneider 2014, 128–139.

⁷⁴ Vgl. Tersch 2008, 19–21.

⁷⁵ Vgl. Landwehr 2014, 22.

⁷⁶ Zum Thema Durchschuss vgl. Brendecke 2005, 91–105.

⁷⁷ Siehe den Überblick in „Rezeptionsgeschichte“ im *Metzler Lexikon Kunstwissenschaft* (hg. von Pfisterer 2011) sowie den Sammelband Bell et al. 2021.

⁷⁸ Zum Beispiel der Kalender mit der Signatur 4° Nw 2404 [1571] aus der Bibliothek des Germanischen Nationalmuseum, Schreibseite zum April.

Das Layout und die Gestaltung von Geschriebenem können die Lesbarkeit steigern und so in der Rezeption das Lesen, Verstehen oder Abschreiben eines Textes erleichtern. Sie können aber auch Praktiken in der Rezeption evozieren, die Lesen nicht als erste und wichtigste nahelegt: Schrifttragende Artefakte regen durch ihre Gestaltung zur sukzessiven Entschlüsselung bei intensiver Betrachtung an, bei der das Bedeutungspotential nicht nur auf der Textebene liegt und somit auf andere Art in der Rezeption erfasst wird. Darüber hinaus können das Layout und die Gestaltung die Handhabung des Artefakts beeinflussen, indem die Rezipierenden zum Erfassen des Geschriebenen einer bestimmten Vorgehensweise folgen müssen. Schließlich können schrifttragende Artefakte mit ihrem Layout auch zu zusätzlichem Be-Schreiben auffordern: als produktionsseitig intendierten oder davon unabhängigen Rezeptionsmodus, in einer dem Layout sich konformierenden oder dieses unterlaufenden Weise.

These 11

Layout und Textsorte stehen in enger und vielschichtiger Verbindung, die von verschiedener Seite aus beeinflusst werden kann.

Am Layout erkennt man oftmals unmittelbar die Textsorte, mit der man es zu tun hat: eine Quittung mit aufgelisteten Waren und Preisen; ein Gedicht mit Zeileneinteilungen; ein wissenschaftliches Buch – wie dieses – mit Inhaltsverzeichnis, Abschnittsüberschriften und Literaturverzeichnis. Tatsächlich definiert das Layout manchmal die Textsorte: Die spezifische Formatierung kann – gemeinsam mit bestimmten Paratexten – darauf hindeuten, dass es sich bei einem Text um einen Brief handelt. Doch was ist mit ‚Textsorte‘ gemeint? Während sich die Begriffe ‚Genre‘ oder ‚Gattung‘ nach traditionellem Verständnis auf eine Gruppe von Texten aus einem bestimmten kulturellen und epochalen Kontext mit bestimmten gemeinsamen Merkmalen beziehen (zum Beispiel antike griechische Grabinschriften), ist die ‚Textsorte‘ als transkultureller Begriff auf keine spezifische Zeit oder Kultur bezogen (zum Beispiel Grabinschriften von der Antike bis heute).⁷⁹ Die wissenschaftliche, textlinguistische Einteilung von Texten in Textsorten ist fließend, breiter und lässt sich durch eine Vielzahl von Kriterien fassen: Merkmale und Stile (deskriptiv, normativ, informativ, kognitiv, ästhetisch etc.); die Instanzen, die die Texte erstellen (einzelne Personen oder Institutionen); die Klassen, denen Texte aus emischer oder etischer Perspektive zugeordnet werden (Briefe, Widmungen, Listen, Verwaltungsdokumente, Gedichte usw.); oder sogar das Medium selbst.⁸⁰ Diese verschiedenen Kriterien, nach denen Textsorten klassifiziert werden, können helfen, einige der inhaltsbasierten Kategorien auszufil-

⁷⁹ Fricke 1981, 132–138; Kubina 2018, 151–152.

⁸⁰ Gansel/Jürgens 2009.

ferenzieren, die üblicherweise beim Studium historischer Texte verwendet werden: Ein ‚Brief‘ kann von einer administrativen, kommerziellen oder religiösen Institution verfasst werden; er kann als persönliche Mitteilung informativ, als Verwaltungskorrespondenz beschreibend oder als Anordnung eines Vorgesetzten normativ sein. Es kann ein gänzlich fiktiver Brief sein, der in eine Erzählung eingebettet ist, oder aber ein realer Brief, der ein Gedicht enthält. So grundsätzlich sich all diese Vertreter der Textsorte ‚Brief‘ nach inhaltlichen Kriterien unterscheiden, können sich doch alle das gleiche Grundlayout emulieren.

Der Prozess der Entwicklung eines standardisierten Layouts, das einer bestimmten Textsorte zugeordnet ist, kann schrittweise oder schnell erfolgen und kann Ergebnis institutioneller Vorgaben sein (‚top-down‘) oder als eigendynamischer Prozess vonstattengehen (‚bottom-up‘). Zu welchen standardisierten Layouts dieser Prozess führt, hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab: von der Beschaffenheit der Schriftträger, von Fragen der Benutzerfreundlichkeit oder auch vom verwendeten Schriftsystem selbst (von links nach rechts geschrieben, von oben nach unten, logographisch oder alphabetisch usw.).⁸¹ Beispielsweise sind die Texte auf Münzen, Siegeln und Edelsteinen aufgrund des begrenzten verfügbaren Platzes typischerweise kurz und/oder eng mit Bildern verbunden. Im Falle wissenschaftlicher Texte ist es die Nutzerorientierung, welche im europäischen Mittelalter zur Entwicklung von Layoutelementen wie großer Überschriften, Rubrizierung, Nummerierungen und dem Absetzen von Abschnittanfängen geführt hat. Entscheidungen über das Layout werden dabei oftmals nicht von den Autor:innen der Texte selbst getroffen, sondern können im Ermessen von Schreiber:innen, Steinmetzen, Künstler:innen, Auftraggeber:innen oder Zwischenfiguren liegen. Beispielsweise könnte die Entscheidung, in einem Manuskript größere Leerräume zu lassen, von einer Auftraggeberin oder von einem Verwalter getroffen werden, die umfangreiche Randnotizen in das Buch schreiben oder die bewusst gelassenen Lücken einer Verwaltungsrechnung (vgl. Kapitel 6 ‚Politische Herrschaft und Verwaltung‘) ausfüllen wollten, oder es könnte die Entscheidung eines Schreibers sein, der die Bedeutung des Textes durch diesen wertvollen ‚vergeudeten‘ Raum zeigen wollte. So unterschiedlich die beteiligten Akteur:innen und die treibenden Faktoren der Entwicklung sein können, an einem bestimmten Punkt entsteht ein konventionelles Layout, wenn nicht sogar eine normierte Anordnung, die von einer bestimmten Textsorte innerhalb einer kulturellen Gruppe ungeachtet aller weiteren Entwicklungen erwartet wird.

Einige Textsorten hatten gleichbleibende Layouts über weite geographische und zeitliche Räume hinweg. Postalische Ankunftsvermerke in chinesischen Verwaltungsakten, die auf der Rückseite von Bambus- oder Holzleistenrollen vom 3. Jh. v. Chr. bis zum 1. Jh. n. Chr. geschrieben wurden, hatten ein festes Layout (Abb. 8a und 8b).⁸²

⁸¹ Ast/Attia/Jördens/Schneider 2015.

⁸² Für das Bild von Juyan no. 506.9b siehe *Juyan Han jian*, 155; für Wuyi Guangchang no. 412b siehe *Changsha Wuyi Guangchang Dong Han jiandu*, 88.



Abb. 8a (links): Chinesische Holzleiste aus Juyan, mit der Inschrift: 十月壬戌卒周平以來; 即日 齋夫尊發尉前 („Am neunundzwanzigsten Tag des zehnten Monats des ersten Jahres der Yuanyan-Periode übermittelte der Soldat Zhou Ping dieses Dokument; Am selben Tag öffnete Vorarbeiter Zun dieses Dokument vor dem Kommandanten.“). 12 v. Chr., 21,9 × 2,4 cm. Juyan, Nr. 506.9B (Inv.-Nr. H11678). © Courtesy of the Institute of History and Philology, Academia Sinica, Taiwan; Academia Sinica Center for Digital Cultures (CC BY-NC-ND 3.0 TW).

Abb. 8b (rechts): Chinesische Holzleiste aus Wuyi-Platz, mit der Inschrift: 正月 日 郵人以來; 史 白開 („Am [Lücke] Tag des zehnten Monats übermittelte Zusteller dieses Dokument; Schreiber [Lücke] berichtete und öffnete dieses Dokument.“). 110 n. Chr., 23,4 × 3 cm. Wuyiguangchang, Nr. 412B (Inv.-Nr. 2010CWJ1③:201-21), © Changsha städtisches Institut für Kulturrelikte und Archäologie (Changsha Municipal Institute of Cultural Relics and Archaeology).

In späteren Exemplaren solcher Notizen wurden die Ankunftsvermerke als Lückentext vorgeschrieben oder niemals ausgefüllt. Einer der möglichen Gründe für diese Praxis könnte das Bemühen gewesen sein, das Schriftstück so als offizielles Dokument erkennbar zu machen. Signalwert hätte dieses Layout allerdings nur für das Personal, welches mit der Praxis der Ankunftsvermerke vertraut war. Diese im normierten Layout enthaltene Information wäre somit exklusiv, aber nicht personenbezogen.

In anderen Fällen waren diese außertextlichen Informationen aus dem Layout für die breite Öffentlichkeit innerhalb eines Kulturraums zugänglich. Antike römische Rechtsgesetze und Dekrete wurden häufig auf Bronzetafeln graviert öffentlich ausgestellt. Das Layout derartiger öffentlicher Abschriften war stark standardisiert, was eine zentrale Organisation des Entwurfsprozesses voraussetzt.⁸³ Ein konsequentes und geordnetes Layout suggeriert eine institutionelle Kontrolle über die Materialien und Methoden der Textproduktion und vermittelt so Autorität. Der Fall der *Res Gestae* des ersten römischen Kaisers Augustus illustriert diese Gedanken. Augustus' autobiographischer Bericht über seine Leistungen wurde in einer hauptsächlich griechischsprachigen Stadt in eine Tempelwand eingemeißelt, und dies sowohl im lateinischen Originaltext als auch in einer griechischen Übersetzung. Es stellt sich die Frage, warum man sich die Mühe gemacht hat, vor einem griechischsprachigen Publikum auch eine Abschrift des lateinischen Textes präsent zu machen. Auch wenn die Inschrift den Betrachtenden als *lorem ipsum* (unsinniger Text) erschien, vermittelte die in der Sprache der römischen Zentralmacht verfasste Inschrift dennoch Autorität durch das Vorhandensein einer Überschrift in großen Buchstaben und die Gliederung des Textes in Spalten, beides Merkmale offizieller Regierungsdokumente in dieser Zeit.⁸⁴ Einen vergleichbaren, wenngleich mit konträren Mitteln arbeitenden Signalcharakter hat häufig das Layout von magischem Geschriebenen (Flüche, Gebete, Wahrsagerei usw.) von Privatpersonen oder Ritualspezialist:innen. Hier werden traditionelle Layouts oftmals geradezu vermieden, entsprechend der Alterität der Texte und ihrer beabsichtigten Leser:innen, nämlich – nach modernem Verständnis – übernatürliche Kräfte (vgl. Kapitel 5 ‚Sakralisierung‘).⁸⁵ Magische Texte, die auf einer Vielzahl von Artefakten im antiken Mittelmeerraum gefunden wurden, nutzten etwa häufig geschwungene Zeilen, sich ändernde Schreibrichtungen und Texte in ‚Bildform‘, um mit dem Jenseits zu kommunizieren.⁸⁶

Die vielfach zu beobachtende Übereinstimmung zwischen Textsorte und Layout gilt jedoch nicht ausnahmslos. Dies ist beispielsweise bei einem demotischen Weisheitstext der Fall, der in mehreren textgleichen, im Layout aber unterschiedlichen Handschriften, unter anderem auf dem Papyrus Insinger aus dem 1. Jh. v. Chr. erhalten ist (Abb. 9). Der Text besteht aus einer Reihe von Maximen, die in nummerierte Kapitel

⁸³ Decorte 2015, 253.

⁸⁴ Roels 2018; Sitz 2019.

⁸⁵ Kiyanrad/Theis/Willer 2018.

⁸⁶ Faraone 2012.

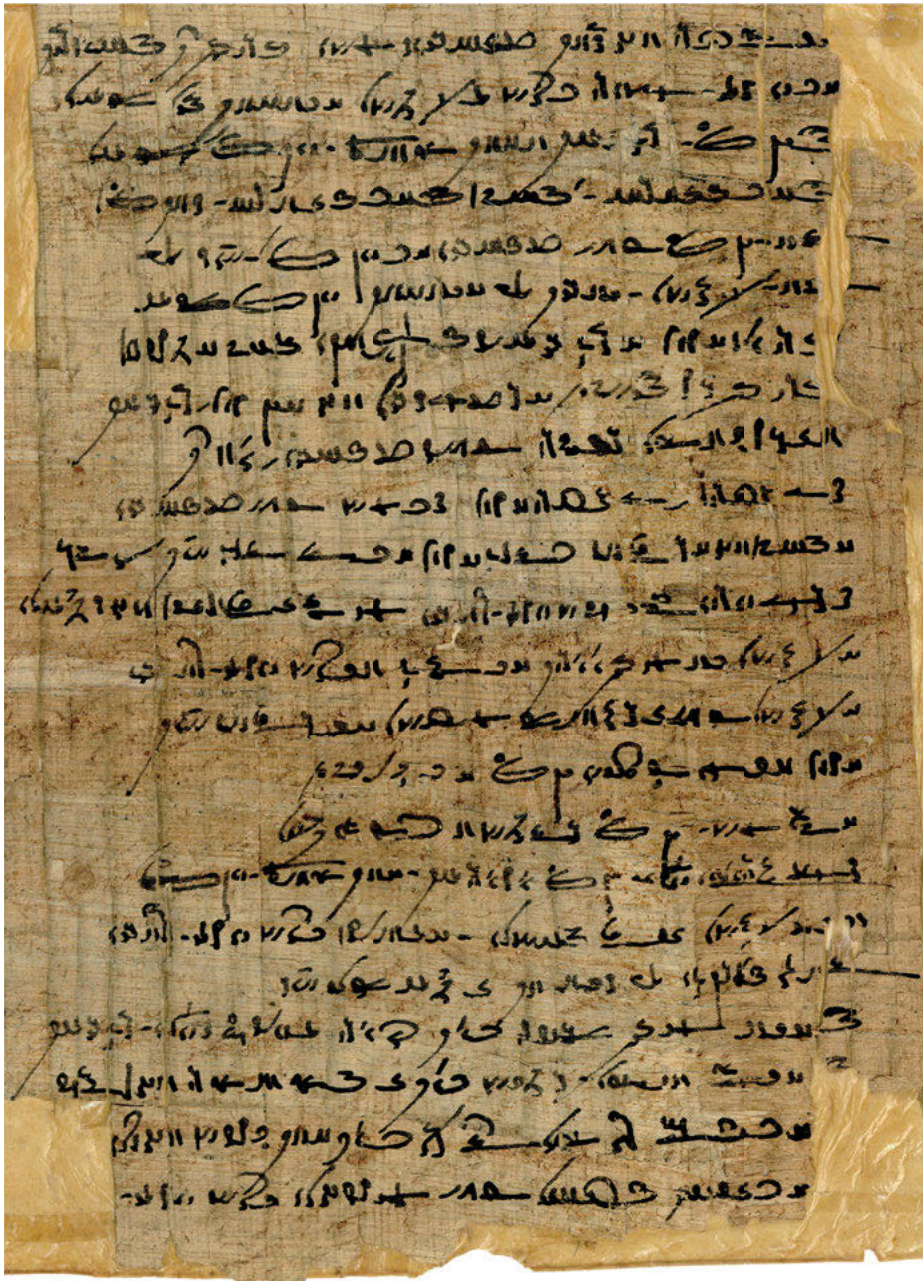


Abb. 9: Papyrus Insinger, eine Handschrift des ‚großen demotischen Weisheitsbuchs‘, recto Kol. 5; 1. Jh. v. Chr., Achmim, 18,5 × 24,9 cm (Ausschnitt). Rijksmuseum van Oudheden, Leiden, F 95/5.1 vel 2.

gruppiert sind. Diese Kapitel besitzen jeweils ein übergreifendes Thema, die einzelnen darin enthaltenen Maximen beziehen sich jedoch nur selten aufeinander. Auf dem Papyrus Insinger spiegelt sich diese inhaltliche Struktur auch im Layout wider: Jede Maxime ist in einer einzelnen Zeile geschrieben.⁸⁷ Dies ermöglicht es, schnell einzelne Maximen zu erkennen und den Lesefluss zu strukturieren. Doch nicht jede Handschrift, in der dieser Text erhalten ist, weist dieses Layout auf. So sind die einzelnen Maximen im Papyrus Carlsberg 2 zum Teil durch Spatien voneinander getrennt und erhalten nicht in jedem Fall ihre jeweils designierte Zeile. In dieser Handschrift sind dafür die Kapitelnummern durch rote Tinte hervorgehoben, was das Auffinden der Kapitelanfänge deutlich vereinfacht.⁸⁸

Von besonderem Interesse ist die fehlende Übereinstimmung von Textsorte und Layout dann, wenn man sich bewusst an das typische Layout einer *anderen* Textsorte hielt. In der Han-Zeit in China (202 v. Chr.–220 n. Chr.) nahmen etwa rituelle Texte wie der ‚Brief an die Unterwelt‘ manchmal die Form von Verwaltungsschrifttum an, indem sie deren Layout und andere materiale Merkmale nachahmten. Dies bedeutet jedoch nicht, dass diese beiden Texte auf die gleiche Weise funktionieren oder in einem ähnlichen Kontext verfasst wurden.⁸⁹ Ebenso kann bei gleicher Textsorte der Einfluss des Beschreibstoffs auf das Layout deutlich werden. Ein Beispiel sind lateinische Militärlisten, die auf Ostraka geschrieben sind (meistens Tonscherben, die als Schreibmaterial wiederverwendet wurden).⁹⁰ Obwohl im Prinzip standardisiert, zeigen solche Urkunden in verschiedenen Fällen auch die Tendenz zur Anpassung des Layouts an die Schreiboberfläche. Dies zeigt sich in den Unterschieden zwischen dem standardmäßigen Layout der auf Papyrus geschriebenen Militärliste Ch.L.A. I 7 I gegenüber dem unregelmäßigen Layout der auf einem Ostrakon geschriebenen Liste O.BuNjem 8, wo die letzten Zeilen dem halbkolumnaren Layout nicht folgen. In anderen Fällen bleibt das Layout im Grunde gleich, und der kleinere Schreibrahmen des Ostrakons beeinflusst stattdessen den Text: Das Gitterschema in O.Claud. II 308 (Ostrakon) entspricht dem von Ch.L.A. I 7 V, doch die Wörter, die in die kleinen Quadrate geschrieben sind, werden in ersterem insgesamt stärker abgekürzt als diejenigen in letzterem. In wieder anderen Fällen sind unterschiedliche Layouts bei gleicher Textsorte eher auf unterschiedliche kulturelle Prägungen als auf unterschiedliche Materialität zurückzuführen. So kann sich der paläographische Hintergrund von Schreibern im Layout ihrer Briefe spiegeln. Ein beliebiges Beispiel dafür wäre der lateinische Brief SB XXVIII 17 098, der durch ein strukturiertes Layout gekennzeichnet ist, gegen-

⁸⁷ Lichtheim 1983, 109–112.

⁸⁸ Quack 2019, 422–429; zur Verwendung roter Tinte in ägyptischen Texten siehe Ast/Jördens/Quack/Sarri 2015, 310–311; zum Einfluss der visuellen Form auf die Lesbarkeit siehe Berti et al. 2015, 641–642.

⁸⁹ Lai 2015.

⁹⁰ Bagnall 2011, 117–137; Sarri 2018, 77–79; Caputo/Lougovaya 2021.

über dem griechischen Brief O.Krok. II 203, bei dem das Layout keine Besonderheit aufweist.⁹¹

Schließlich konnte seitens der schreibenden Akteur:innen mit dem Layout bewusst gespielt werden. Eine in Rom gefundene lateinische Inschrift wirbt für die Dienste einer Steinmetzwerkstatt.⁹² Die Inschrift beginnt allerdings mit den Buchstaben DM: eine Abkürzung für *dis manibus* („den Geistern der Toten“), ein üblicher Anfang römischer Grabtexte. Diese Buchstaben ‚D‘ und ‚M‘ werden in Grabinschriften meist mit einem gewissen Abstand voneinander in einer eigenen Zeile angeordnet. In diesem Layout ergaben sie ein charakteristisches Schriftbild, das als solches ohne eigentlichen Lesevorgang unmittelbar erkannt werden konnte. Das Layout der Inschrift aus Rom entspricht genau diesem Layout und präsentiert die Inschrift also als Epitaph, und erst näheres Betrachten/Lesen spezifiziert den Inhalt als Anzeige von Bildhauern, die ihre Dienste – etwa für die Errichtung eines Grabmals – anbieten.⁹³ Dieser ‚Schriftbild-Witz‘ zeigt auf einzigartige Weise, wie bewusst sich die Steinbildhauer der Bedeutung von Textlayouts und zugehörigen Textsorten waren.

Zum Verhältnis von Layout und Textsorte lässt sich also Folgendes feststellen: Einer selben Textsorte angehörendes Geschriebenes schließt sich oftmals durch die Ähnlichkeit ihres Layouts zusammen, und dies teils über Kultur- und Epochengrenzen hinweg. Dadurch gewinnt das Layout für die Rezipierenden auch ohne eigentlichen Lesevorgang einen Signalcharakter bezüglich des zu erwartenden Inhalts und Charakters und der zu erwartenden Art des jeweiligen Textes. Die für derlei Korrespondenzen verantwortlichen Prozesse der Standardisierung sind teils Ergebnis institutionell vorgegebener Normierung (etwa bei Herrschafts- und Verwaltungsschrifttum), teils gehen sie auf Eigendynamiken im Zusammenwirken der unterschiedlichen an der Produktion von Geschriebenem beteiligten Akteur:innen zurück. Doch auch die materiale Beschaffenheit der Schriftträger – etwa deren kleines Format bei Münz- oder Gemmeninschriften – kann für Korrespondenzen zwischen Layout und Textsorte mitverantwortlich sein. Eine Übereinstimmung zwischen Layout und Textsorte gilt gleichwohl nicht ausnahmslos. Der meist nicht streng-präskriptive Charakter dieser Übereinstimmung kann von einzelnen Akteur:innen dazu genutzt werden, den genormten Charakter von Layouts bestimmter Textsorten, den dadurch gegebenen Erwartungshorizont und die eröffneten Konnotationsfelder textsortentypischer Layouts in spielerischer Weise und teils unter bewusstem Durchkreuzen der Korrespondenzen als besonderes Gestaltungsmittel zu nutzen.

⁹¹ Für Bilder der genannten Artefakte siehe Ch.L.A. I, 15–16 (für Ch.L.A. I 7 I und Ch.L.A. I 7 V); O.BuNjem, 126 (für O.BuNjem 8); O.Claud. II, Taf. 39 (für O.Claud. II 308); Bülow-Jacobsen 2003, 425, Abb. 223 (für SB XXVIII 17 098); Bülow-Jacobsen/Fournet/Redon 2019, 92 (für O.Krok. II 203).

⁹² CIL VI 9556.

⁹³ Kruschwitz 2008.

Bibliographie

Abkürzungen und Sigla

- Ch.L.A. I** *Chartae Latinae Antiquiores I*, hg. von Albert Bruckner u. Robert Marichal, Olten/Lausanne, 1954.
- CIL VI** *Corpus Inscriptionum Latinarum VI: Inscriptiones Urbis Romae Latinae*, hg. von Wilhelm Henze, Giovanni Battista de Rossi, Eugen Bormann, Christian Huelsen u. Johann Martin Bang, Berlin 1876–2000.
- IG I³,1** *Inscriptiones Graecae*, Vol. I, Ed. 3: *Inscriptiones Atticae Euclidis anno anteriores*, Fasc. 1: *Decreta et tabulae magistratuum*, hg. von David Lewis, Berlin 1981.
- IG V,2** *Inscriptiones Graecae*, Vol. V: *Inscriptiones Laconiae Messeniae Arcadiae*, Fasc. 2: *Inscriptiones Arcadiae*, hg. von Friedrich Hiller von Gaertringen, Berlin 1913.
- O.BuNjem** *Les Ostraca de Bu Njem*, hg. von Robert Marichal (*Libya Antiqua*, Suppl. VII), Tripolis 1992.
- O.Claud. II** *Mons Claudianus. Ostraca graeca et latina II*, hg. von Jean Bingen, Adam Bülow-Jacobsen, Walter E. H. Cockle, Hélène Cuvigny, François Kayser u. Wilfrid Van Rengen, Kairo 1997.
- O.Krok. II** *Ostraca de Krokodilô II: La correspondance privée et les réseaux personnels de Philoklès, Apollôs et Ischyra*, hg. von Adam Bülow-Jacobsen, Jean-Luc Fournet u. Bérangère Redon (*Fouilles de l'Ifao 81*), Kairo 2019.
- SB XXVIII** *Sammelbuch griechischer Urkunden aus Ägypten*, Bd. XXVIII, hg. von Andrea Jördens, bearb. von Rodney Ast, Wiesbaden 2013.
- SEG 27** *Supplementum Epigraphicum Graecum*, Vol. XXVII (1977), hg. von H. W. Pleket u. R. S. Stroud, Amsterdam 1980.

Quellen

- Changsha Wuyi Guangchang Dong Han jiandu* 长沙五一廣場東漢簡牘 (= Die Östlichen Han-Leisten und Tafeln von Changshas Wuyi-Platz), Bd. 2, hg. von Changsha shi wenwu kaogu yanjiusuo 长沙市文物考古研究所 (= Changsha städtisches Institut für Kulturrelikte und Archäologie) et al., Shanghai 2018.
- Juyan Han jian* 居延漢簡 (= Die Han-Leisten von Juyan), Bd. 4, hg. von Jiandu zhengli xiaozu 簡牘整理小組 (= Das Redaktionsteam von Leisten und Tafeln), Taipei 2017.
- Libri Carolini: Opus Caroli regis contra synodum (Libri Carolini)*, hg. von Ann Freeman unter Mitw. von Paul Meyvaert (*Monumenta Germaniae Historica: Concilia*, Bd. 2, Suppl. 1), Hannover 1998.
- Poetae Latini aevi Carolini*, Bd. 1, hg. von Ernst Dümmler (*Monumenta Germaniae Historica: Poetae Latini medii aevi 1*), Berlin 1881.

Forschungsliteratur

- Assmann, Aleida (2015), *Im Dickicht der Zeichen*, Berlin.
- Assmann, Jan (2012), „Schriftbildlichkeit. Etymographie und Ikonographie“, in: Sybille Krämer, Eva Cancik-Kirschbaum u. Rainer Totzke (Hgg.), *Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen* (Schriftbildlichkeit 1), Berlin, 139–145.

- Ast, Rodney/Attia, Elodie/Jördens, Andrea/Schneider, Christian (2015), „Layouten und Gestalten“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin, 597–609, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.597>.
- Ast, Rodney/Jördens, Andrea/Quack, Joachim Friedrich/Sarri, Antonia (2015), „Papyrus“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 307–321, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.307>.
- Attia, Élodie (2015), *The Masorah of Elijah ha-Naqdan. An Edition of Ashkenazic Micrographical Notes* (Materiale Textkulturen 11), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110417920>.
- Bagnall, Roger S. (2011), *Everyday Writing in the Graeco-Roman East* (Sather Classical Lectures 69), Berkeley/Los Angeles.
- Bartoli Langeli, Attilio/Giovè Marchioli, Nicoletta (1996), „Le scritte incise della Fontana Maggiore“, in: Carlo Santini (Hg.), *Il linguaggio figurativo della fontana maggiore di Perugia*, Perugia, 163–195.
- Becht-Jördens, Gereon (2014), „Schrift im Mittelalter – Zeichen des Heils“, in: Joachim Friedrich Quack u. Daniela Christina Luft (Hgg.), *Erscheinungsformen und Handhabung Heiliger Schriften* (Materiale Textkulturen 5), Berlin/München/Boston, 245–310, <https://doi.org/10.1515/9783110371277.245>.
- Becker, Julia/Licht, Tino/Schneidmüller, Bernd (2015), „Pergament“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 337–347, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.337>.
- Bedos-Rezak, Brigitte/Hamburger, Jeffrey F. (Hgg.) (2016), *Sign and Design. Script as Image in Cross-Cultural Perspective (300–1600 CE)* (Dumbarton Oaks Symposia and Colloquia), Washington D. C.
- Beinlich, Horst (1991), *Das Buch vom Fayum. Zum religiösen Eigenverständnis einer ägyptischen Landschaft* (Ägyptologische Abhandlungen 51), Wiesbaden.
- Beinlich, Horst (2013), *Der Mythos in seiner Landschaft – das ägyptische „Buch vom Fayum“*, Bd. 1: *Die hieroglyphischen Texte und Tafelband* (Studien zu den Ritualszenen altägyptischer Tempel 11,1), Dettelbach.
- Beinlich, Horst (2014), „Das Buch vom Fayum“, in: Horst Beinlich, Regine Schulz u. Alfried Wiczorek (Hgg.), *Die Entstehung der Welt. Schöpfungsmythen aus dem Alten Ägypten nach dem Buch vom Fayum*, Dettelbach, 27–77.
- Beinlich, Horst (2014), „Wiedergeburt aus dem Wasser. Kosmologische Vorstellungen der alten Ägypter nach dem „Buch vom Fayum““, in: *Antike Welt* 5, 17–25.
- Beinlich, Horst (2017), *Der Mythos in seiner Landschaft – das ägyptische „Buch vom Fayum“*, Bd. 3: *Die hieratisch-demotischen Texte* (Studien zu den Ritualszenen altägyptischer Tempel 11,3), Dettelbach.
- Bell, Peter/Fehrmann, Anje/Müller, Rebecca/Olariu, Dominic (2021), *Maraviglia. Rezeptionsgeschichte(n) von der Antike bis in die Moderne*, Wien/Köln/Weimar.
- Berti, Irene/Bolle, Katharina/Opdenhoff, Fanny/Stroth, Fabian (Hgg.) (2017), *Writing Matters. Presenting and Perceiving Monumental Inscriptions in Antiquity and the Middle Ages* (Materiale Textkulturen 14), Berlin, <https://doi.org/10.1515/9783110534597>.
- Berti, Irene/Haß, Christian D./Krüger, Kristina/Ott, Michael R. (2015), „Lesen und Entziffern“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 639–650, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.639>.

- Berti, Irene/Keil, Wilfried E./Miglus, Peter A. (2015), „Meißeln“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin, 503–518, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.503>.
- Bolle, Katharina (2020), *Materialität und Präsenz spätantiker Inschriften. Eine Studie zum Wandel der Inschriftenkultur in den italienischen Provinzen* (Materiale Textkulturen 25), Berlin, <https://doi.org/10.1515/9783110633566>.
- Brendecke, Arndt (2005), „Durchschossene Exemplare“. Über eine Schnittstelle zwischen Handschrift und Druck“, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 59, 50–64.
- Bülbow-Jacobsen, Adam (2003), „The Traffic on the Road and the Provisioning of the Stations“, in: Hélène Cuvigny (Hg.), *La route de Myos Hormos. L'armée romaine dans le désert Oriental d'Égypte. Praesidia du désert de Bérénice I* (Fouilles de l'IFAO 48), Le Caire, 399–426.
- Campbell, Lorne (1998), *The Fifteenth Century Netherlandish Schools: National Gallery Catalogues*, London.
- Campe, Rüdiger (1991), „Die Schreibszene. Schreiben“, in: Hans Ulrich Gumbrecht u. Karl Ludwig Pfeiffer (Hgg.), *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche, Situationen offener Epistemologie*, Frankfurt a. M., 759–772.
- Cancik-Kirschbaum, Eva/Mahr, Bernd (2005), „Anordnung und ästhetisches Profil. Die Herausbildung einer universellen Kulturtechnik in der Frühgeschichte der Schrift“, in: Birgit Schneider (Hg.), *Diagramme und bildtextile Ordnungen* (Bildwelten des Wissens 3,1), Berlin, 97–114.
- Caputo, Clementina/Lougovaya, Julia (Hgg.) (2021), *Using Ostraca in the Ancient World. New Discoveries and Methodologies* (Materiale Textkulturen 32), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110712902>.
- Chiarini, Sara (2018), *The So-Called Nonsense Inscriptions on Ancient Greek Vases between Paideia and Paidia*, Leiden.
- Clanchy, Michael T. (2013), *From Memory to Written Record. England 1066–1307*, Chichester.
- Crivello, Fabrizio/Denoël, Charlotte/Orth, Peter (2011), *Das Godescalc-Evangelistar. Eine Prachthandschrift für Karl den Großen*, Darmstadt.
- Dadaki, Stavroula (2011), „Part of a Mosaic Floor“, in: Anastasia Lazaridou (Hg.), *Transition to Christianity: Art of Late Antiquity, 3rd – 7th Century AD* (Katalog zur Ausstellung des Onassis Cultural Center, New York City, 7. Dezember 2011 – 14. Mai 2012), New York, 135, Kat. Nr. 96.
- Debiais, Vincent (2017), *La croisée des signes: L'écriture et les images médiévales (800–1200)*, Paris.
- Decorte, Robrecht (2015), „Publishing Laws: An Investigation of Layout and Epigraphic Conventions in Roman Statutes“, in: *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 195, 243–254.
- Degler, Adam (2017), „Aureus of Postumus with the Owner's Graffito (Gounthiou)“, in: Maria Caccamo Caltabiano (Hg.), *XV International Numismatic Congress. Taormina 2015. Proceedings, Vol. II*, Rome/Messina, 723–726.
- Dhanens, Elisabeth (1980), *Hubert und Jan van Eyck*, Königstein.
- Dietrich, Nikolaus (2017), „Framing Archaic Greek Sculpture: Figure, Ornament and Script“, in: Michael S. Squire u. Verity J. Platt (Hgg.), *The Frame in Classical Art: A Cultural History*, Cambridge, 270–316.
- Dietrich, Nikolaus (2018), *Das Attribut als Problem. Eine bildwissenschaftliche Untersuchung zur griechischen Kunst*, Berlin.
- Dietrich, Nikolaus (2020), „Überlegungen zum Layout griechischer Statueninschriften ausgehend von der Nikandre-Weihung“, in: Nikolaus Dietrich, Johannes Fouquet u. Corinna Reinhardt, *Schreiben auf statuarischen Monumenten. Aspekte materialer Textkultur in archaischer und frühklassischer Zeit* (Materiale Textkulturen 29), Berlin/Boston, 147–195, <https://doi.org/10.1515/9783110645422-004>.

- Dietrich, Nikolaus/Fouquet, Johannes (Hgg.) (2022), *Image, Text, Stone. Intermedial Perspectives on Graeco-Roman Sculpture* (Materiale Textkulturen 36), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110775761>.
- Dietrich, Nikolaus/Fouquet, Johannes/Reinhardt, Corinna (2020), *Schreiben auf statuarischen Monumenten. Aspekte materialer Textkultur in archaischer und frühklassischer Zeit* (Materiale Textkulturen 29), Berlin, <https://doi.org/10.1515/9783110645422>.
- Embach, Michael/Moulin, Claudine/Wolter-von dem Knesebeck, Harald (Hgg.) (2019), *Die Handschriften der Hofschule Kaiser Karls des Großen. Individuelle Gestalt und europäisches Kulturerbe*, Trier.
- Enderwitz, Susanne/Opdenhoff, Fanny/Schneider, Christian (2015), „Auftragen, Malen und Zeichnen“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin, 471–484, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.471>.
- Faraone, Christopher A. (2012), *Vanishing Acts on Ancient Greek Amulets: From Oral Performance to Visual Design*, London.
- Feld, Helmut (1990), *Der Ikonoklasmus des Westens* (Studies in the History of Christian Thought 41), Leiden.
- Feraudi-Gruénais, Francisca (2017), „Das syntaktive Potential von Beischriften“, in: Irene Berti, Katharina Bolle, Fanny Opdenhoff u. Fabian Stroth (Hgg.), *Writing Matters. Presenting and Perceiving Monumental Inscriptions in Antiquity and the Middle Ages* (Materiale Textkulturen 14), Berlin, 43–76, <https://doi.org/10.1515/9783110534597-004>.
- Foucault, Michel (1973), *Ceci n'est pas une pipe. Deux lettres et quatre dessins de René Magritte*, Montpellier.
- Fouquet, Johannes (2020), „Dekorative (Un)fertigkeit. Zum Prozess des Beschreibens auf einer Gruppe von spätarchaisch-frühklassischen Statuenbasen aus Athen“, in: Nikolaus Dietrich, Johannes Fouquet u. Corinna Reinhardt, *Schreiben auf statuarischen Monumenten. Aspekte materialer Textkultur in archaischer und frühklassischer Zeit* (Materiale Textkulturen 29), Berlin/Boston, 103–146, <https://doi.org/10.1515/9783110645422-003>.
- Frese, Tobias (2006), *Die Bildkritik des Bernhard von Clairvaux. Die Apologia im monastischen Diskurs*, Bamberg.
- Frese, Tobias (2014), „‚Denn der Buchstabe tötet‘ – Reflexionen zur Schriftpräsenz aus mediävischer Perspektive“, in: Tobias Frese, Wilfried E. Keil u. Kristina Krüger (Hgg.), *Verborgene, unsichtbar, unlesbar – zur Problematik restringierter Schriftpräsenz* (Materiale Textkulturen 2), Berlin/Boston 2014, 1–16, <https://doi.org/10.1515/9783110353587.1>.
- Frese, Tobias/Horstmann, Lisa/Wenig, Franziska (Hgg.) (vsl. 2024), *Sakrale Schriftbilder. Zur ikonischen Präsenz des Geschriebenen im mittelalterlichen Kirchenraum* (Materiale Textkulturen 42), Berlin/Boston.
- Frese, Tobias/Keil, Wilfried E./Krüger, Kristina (Hgg.) (2014), *Verborgene, unsichtbar, unlesbar – zur Problematik restringierter Schriftpräsenz* (Materiale Textkulturen 2), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110353587>.
- Fricke, Harald (1981), *Norm und Abweichung: Eine Philosophie der Literatur*, München.
- Fruhstorfer, Martin (1987), „Fiktionssprünge in Van Eycks Bildnis des sogenannten Timotheos“, in: *Oud Holland* 101 (4), 277–279.
- Gansel, Christina/Jürgens, Frank (2009), *Textlinguistik und Textgrammatik. Eine Einführung*, 3. Aufl., Göttingen.
- Gerleigner, Georg S. (2016), „Tracing Letters on the Eurymedon Vase. On the Importance of Placement of Vase-Inscriptions“, in: Dimitrios Yatromanolakis (Hg.), *Epigraphy of Art. Ancient Greek Vase-Inscriptions and Vase-Paintings*, Oxford, 165–184.

- Gertz, Jan Christian/Schultz, Sandra/Šimek, Jakub/Wallenwein, Kirsten (2015), „Abschreiben und Kopieren“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 585–595, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.585>.
- Gibhardt, Boris R./Grave, Johannes (Hgg.) (2018), *Schrift im Bild. Rezeptionsästhetische Perspektiven auf Text-Bild-Relationen in den Künsten* (Ästhetische Eigenzeiten 10), Hannover.
- Gludovatz, Kathrin (2005), „Der Name am Rahmen, der Maler im Bild. Künstlerselbstverständnis und Produktionskommentar in den Signaturen Jan van Eycks“, in: *Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte* 54, 115–175.
- Grube, Gernot/Kogge, Werner (2005), „Zur Einleitung: Was ist Schrift?“, in: Gernot Grube, Werner Kogge u. Sybille Krämer (Hgg.), *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*, München, 9–19.
- Haendler, Gert (1958), *Epochen karolingischer Theologie. Eine Untersuchung über die karolingischen Gutachten zum byzantinischen Bilderstreit*, Berlin.
- Halperin, Dalia-Ruth (2021), „Micrography Mounted Falconers: An Exegetic Text and Image“, in: Hanna Liss (Hg.), *Figurative Masorah in Western European Manuscripts*, Frankfurt a. M. et al., 59–101.
- Hamburger, Jeffrey F. (2011), *The Iconicity of Script. Writing as Image in the Middle Ages* (Word & Image 27.3), Abingdon et al.
- Hamburger, Jeffrey F. (2014), *Script as Image* (Corpus of Illuminated Manuscripts 21), Paris et al.
- Hamel, Christopher de (1984), *Glossed Books of the Bible and the Origins of the Paris Booktrade*, Woodbridge.
- Harbison, Craig (2012), *Jan van Eyck: The Play of Realism*, 2. Aufl., London.
- Horstmann, Lisa (2022), *Ikonographie in Bewegung. Die Überlieferungsgeschichte der Bilder des Welschen Gastes*, Heidelberg 2022, <https://doi.org/10.11588/heibooks.1004>.
- Job, Jon (2013), [Art.] „Karolingische Schriftenhierarchie“, in: *Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (WSK) Online*, https://www.degruyter.com/database/WSK/entry/wsk_id_wsk_artikel_artikel_21970/html (Stand: 10.9.2021).
- Keesling, Catherine (2017), *Early Greek Portraiture. Monuments and Histories*, Cambridge.
- Keil, Wilfried E./Kianrad, Sarah/Theis, Christoffer/Willer, Laura (Hgg.) (2018), *Zeichentragende Artefakte im sakralen Raum. Zwischen Präsenz und Unsichtbarkeit* (Materiale Textkulturen 20), Berlin, <https://doi.org/10.1515/9783110619928>.
- Kemmers, Fleur/Scholz, Markus (2017), „Ein spezifischer Wert: Ein republikanischer Denar mit Graffiti aus Groß-Rohrheim (Lkr. Bergstraße)“, in: Udo Reker (Hg.), *Iucundi acti labores. Festschrift für Egon Schallmayer anlässlich des 65. Geburtstags* (Jahrbuch für Archäologie und Paläontologie in Hessen, Sonderbd. 5), Wiesbaden, 124–128.
- Kirchner, Johannes (1935), *Imagines inscriptionum Atticarum. Ein Bilderatlas epigraphischer Denkmäler Attikas*, Berlin.
- Kianrad Sarah/Theis, Christoffer/Willer, Laura (Hgg.) (2018), *Bild und Schrift auf ‚magischen‘ Artefakten* (Materiale Textkulturen 19), Berlin/Boston/München, <https://doi.org/10.1515/9783110604337>.
- Kneißl, Peter (1969), *Die Siegestitulatur der römischen Kaiser. Untersuchungen zu den Siegerbeinamen des ersten und zweiten Jahrhunderts* (Hypomnemata 25), Göttingen.
- Krämer, Sibylle (2006), „Zur Sichtbarkeit der Schrift oder: Die Visualisierung des Unsichtbaren in der operativen Schrift. Zehn Thesen“, in: Susanne Strätling u. Georg Witte (Hgg.), *Die Sichtbarkeit der Schrift*, München, 75–84.
- Krämer, Sybille (2005), „Operationsraum Schrift“. Über einen Perspektivwechsel in der Betrachtung von Schrift“, in: Gernot Grube, Werner Kogge u. Sybille Krämer (Hgg.), *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*, München, 23–57.

- Krämer, Sybille/Cancik-Kirschbaum, Eva/Totzke, Rainer (2012), *Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen* (Schriftbildlichkeit 1), Berlin.
- Krämer, Sybille/Totzke, Rainer (2012), „Einleitung: Was bedeutet Schriftbildlichkeit?“, in: Sybille Krämer, Eva Cancik-Kirschbaum u. Rainer Totzke (Hgg.), *Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen* (Schriftbildlichkeit 1), Berlin, 13–35.
- Kries, Friedrich Wilhelm von (1985), *Thomasin von Zerclaere. Der Welsche Gast*, Bd. 4: *Die Illustrationen des Welschen Gasts: Kommentar mit Analyse der Bildinhalte und den Varianten der Schriftbandtexte. Verzeichnisse, Namenregister, Bibliographie* (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 425/IV), Göppingen, <https://doi.org/10.11588/diglit.52818>.
- Kruschwitz, Peter (2008), „Patterns of Text Layout in Pompeian Verse Inscriptions“, in: *Studia Philologica Valentina* 11 (8), 225–264.
- Kubina, Krystina (2018), „Manuel Philes – A Begging Poet?“, in: Andreas Rhoby u. Nikos Zagklas (Hgg.), *Middle and Late Byzantine Poetry: Texts and Contexts*, Turnhout, 147–181.
- Kypta, Ulla (2015), „Selbstreproduzierende Abrechnungen. Was das Layout der englischen Pipe Rolls des 12. Jahrhunderts über ihren Zweck verrät“, in: Gudrun Gleba u. Niels Petersen (Hgg.), *Wirtschafts- und Rechnungsbücher des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Formen und Methoden der Rechnungslegung: Städte, Klöster, Kaufleute*, Göttingen, 273–293.
- L'Engle, Susan/Gibbs, Robert (2001), *Illuminating the Law. Legal Manuscripts in Cambridge Collections* (Ausstellungskatalog), London/Turnout.
- Lai, Guolong (2015), *Excavating the Afterlife: The Archaeology of Early Chinese Religion*, Seattle.
- Landwehr, Achim (2014), *Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert*, Frankfurt a. M.
- Leatherbury, Sean V. (2020), *Inscribing Faith in Late Antiquity. Between Reading and Seeing*, New York.
- Lewis, Susanne (1980), „Sacred Calligraphy: The Chi Rho Page in the Book of Kells“, *Traditio* 36, 139–158.
- Licht, Tino (2013), „Beobachtungen zum Lorscher Skriptorium in karolingischer Zeit“, in: Julia Becker, Tino Licht u. Stefan Weinfurter (Hgg.), *Karolingische Klöster. Wissenstransfer und kulturelle Innovation* (Materiale Textkulturen 4), Berlin/München/Boston 2014, 145–162, <https://doi.org/10.1515/9783110371222.145>.
- Lichtheim, Miriam (1983), *Late Egyptian Wisdom Literature in the International Context*, Freiburg/Göttingen.
- Liss, Hanna (2018), „Aschkenasische Bibelcodices als Träger exegetischer und theologischer Geheimnisse“, in: Ursula Schattner-Rieser u. Josef M. Oesch (Hgg.), *700 Jahre jüdische Präsenz in Tirol. Geschichte der Fragmente, Fragmente der Geschichte*, Innsbruck, 203–223.
- Liss, Hanna (2021), „Negation oder Transformation? Illustrative Auflösung masoretischer Listen in einem mittelalterlichen hebräischen Manuskript“, in: Şirin Dadaş u. Christian Vogel (Hgg.), *(Nicht)Wissen – Dynamiken der Negation in vormodernen Kulturen*, Wiesbaden, 313–330.
- Lohmann, Polly (2017), *Graffiti als Interaktionsform. Geritzte Inschriften in den Wohnhäusern Pompejis* (Materiale Textkulturen 16), Berlin, <https://doi.org/10.1515/9783110574289>.
- Lorenz, Katharina (2010), „Dialectics at a Standstill: Archaic Kouroi-cum-Epigram as I-Box“, in: Manuel Baumbach, Andrej Petrovic u. Ivana Petrovic (Hgg.), *Archaic and Classical Greek Epigram*, Cambridge, 131–148.
- Meier, Christel (1997), „Illustration und Textcorpus. Zu kommunikations- und ordnungsfunktionalen Aspekten der Bilder in den mittelalterlichen Enzyklopädiehandschriften“, in: *Frühmittelalterliche Studien* 31, 1–31.
- Meier, Thomas/Ott, Michael/Sauer, Rebecca (Hgg.) (2015), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin, <https://doi.org/10.1515/9783110371291>.

- Mersmann, Birgit (2015), *Schriftikonik. Bildphänomen der Schrift in kultur- und medienkomparativer Perspektive*, Paderborn.
- Mitalaité, Kristina (2007), *Philosophie et théologie de l'image dans les Libri Carolini* (Collection des études augustinienes: Série Moyen Âge et temps modernes 43), Paris.
- Montandon, Alain (Hg.) (1990), *Iconotextes, Colloque international à l'Université Blaise Pascal du 17 au 19 mars 1988*, Paris.
- Müller, Rebecca (2002), *Sic hostes lanua frangit. Spolien und Trophäen im mittelalterlichen Genua*, Marburg 2002.
- Newby, Zahra/Leader-Newby, Ruth (Hgg.) (2007), *Art and Inscriptions in the Ancient World*, Cambridge.
- Opdenhoff, Fanny (2021), *Die Stadt als beschriebener Raum. Die Beispiele Pompeji und Herculaneum* (Materiale Textkulturen 33), Berlin, <https://doi.org/10.1515/9783110722758>.
- Ott, Michael R./Kiyanrad, Sarah (2015), „Geschriebenes“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin, 157–168, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.157>.
- Ott, Norbert H. (2002), „Mise en page. Zur ikonischen Struktur der Illustrationen von Thomasins ‚Welschem Gast‘“, in: Horst Wenzel u. Christina Lechtermann (Hgg.), *Beweglichkeit der Bilder. Text und Imagination in den illustrierten Handschriften des ‚Welschen Gastes‘ von Thomasin von Zerclaere* (Pictura et poesis 15), Köln, 33–64.
- Panofsky, Erwin (1949), „Who is Jan Van Eyck's ‚Tymotheos‘?“, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 12, 80–82.
- Pappas, Alexandra (2012), „The Treachery of Verbal Images: Viewing the Greek Technopaegnia“, in: Jan Kwapisz, David Petrain u. Mikolaj Szymanski (Hgg.), *The Muse at Play: Riddles and Word-play in Greek and Latin Poetry*, Berlin, 199–224.
- Paviot, Jacques (1995), „The Sitter for Jan van Eyck's ‚Leal Sovvenir‘“, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 58, 210–215.
- Pelekianides, Stylianos M. (1975), „Ανασκαφή Φιλίππων“, in: *Πρακτικά της εν Αθήναις Αρχαιολογικής Εταιρείας* 130, 91–102.
- Petrucchi, Armando (1986), *La scrittura: Ideologia e rappresentazione*, Turin.
- Pfisterer, Ulrich (Hg.) (2011), *Metzler Lexikon Kunstwissenschaft*, 2. Aufl., Stuttgart.
- Pilhofer, Peter (2009), *Philippi*, Bd. II: *Katalog der Inschriften von Philippi* (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament 119), 2. Aufl., Tübingen.
- Quack, Joachim Friedrich (2019), „Neue Fragmente des großen demotischen Weisheitsbuches mit einer Kollation der bereits Publizierten Fragmente“, in: Joachim Friedrich Quack u. Kim Ryholt (Hgg.), *Demotic Literary Texts From Tebtunis and Beyond* (The Carlsberg Papyri 11), Copenhagen, 421–469.
- Rehm, Ulrich/Simonis, Linda (2019), „Formen und Wirkungsweisen der Inschrift in epochen- und fächerübergreifender Perspektive. Umrisse eines Forschungsprogramms“, in: Ulrich Rehm u. Linda Simonis (Hgg.), *Poetik der Inschrift*, Heidelberg, 7–23.
- Reudenbach, Bruno (1998), *Das Godescalc-Evangelistar: Ein Buch für die Reformpolitik Karls des Großen*, Frankfurt a. M.
- Reudenbach, Bruno (2021), „Enigmatic Calligraphy: Lettering as Visualized Hermeneutic of Sacred Scripture“, in: Jörg B. Quenzer (Hg.), *Exploring Written Artefacts. Objects, Methods, and Concepts*, Bd. 2 (Studies in Manuscript Cultures, Bd. 25), Berlin/Boston, 773–794.
- Riccioni, Stefano (2008), „Épiconographie de l'art roman en France et en Italie (Bourgogne/Latium). L'art médiéval en tant que discours visuel et la naissance d'un nouveau langage“, in: *Bulletin du Centre d'études médiévales d'Auxerre* 12, 1–12.
- Rieß, Peter/Fisch, Stefan/Strohschneider, Peter (1995), *Prolegomena zu einer Theorie der Fußnote*, Münster.

- Roels, Evelien (2018), „The Queen of Inscriptions Contextualized. The Presence of Civic Inscriptions in the Pronaos of Ancient Temples in Hellenistic and Roman Asia Minor (4th cent. BCE – 2nd cent. CE)“, in: Emilie van Opstall (Hg.), *Sacred Thresholds. The Door to the Sanctuary in Late Antiquity*, Leiden, 221–253.
- Roland, Martin (1991), *Illustrierte Weltchroniken bis in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts*, Wien.
- Ronig, Franz (1984), „Die Buchmalerei-Schule des Trierer Erzbischofs Kuno von Falkenstein. Ein Forschungsbericht“, in: Michael Berens, Claudia Maas u. Franz Ronig (Hgg.), *Florilegium artis. Beiträge zur Kunstwissenschaft und Denkmalpflege, Festschrift für Wolfgang Götz*, Saarbrücken, 111–115.
- Roth, Michael (Hg.) (2010), *Schrift als Bild* (Ausstellungskatalog Kupferstichkabinett Staatliche Museen zu Berlin 29.10.2010 – 23.1.2011), Petersberg.
- Sarri, Antonia (2018), *Material Aspects of Letter Writing in the Graeco-Roman World*, (Materiale Textkulturen 12), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110426953>.
- Saurma-Jeltsch, Lieselotte (1994), „Karolingische Bildtheologie. Zur karolingischen Haltung gegenüber dem Bilderstreit“, in: Johannes Fried, Rainer Koch, Lieselotte E. Saurma-Jeltsch u. Andreas Thiel (Hgg.), 794 – *Karl der Große in Frankfurt am Main. Ein König bei der Arbeit* (Ausstellungskatalog zum 1200-Jahre Jubiläum der Stadt Frankfurt am Main im Historischen Museum Frankfurt am Main, 18.5. – 28.8.1994), Sigmaringen, 69–72.
- Saurma-Jeltsch, Lieselotte (1997), „Das Bild in der Worttheologie Karl des Großen. Zur Christologie in karolingischen Miniaturen“, in: Rainer Berndt SJ (Hg.), *Das Frankfurter Konzil 794. Kristallisationspunkt karolingischer Kultur*, Bd. 2: *Kultur und Theologie* (Quellen und Abhandlungen zur mittelhochdeutschen Kirchengeschichte 80/2), Mainz, 635–675 u. 1069–1079.
- Saurma-Jeltsch, Lieselotte (2014), „Der Einzelne im Verbund. Kooperationsmodelle in der spätmittelalterlichen Buchherstellung“, in: Armand Tif (Hg.), *Wege zum illuminierten Buch. Herstellungsbedingungen für Buchmalerei in Mittelalter und früher Neuzeit*, Böhlau, 177–201.
- Schneider, Christian/Schmidt, Peter/Šimek, Jakub/Horstmann, Lisa (Hgg.) (2022), *Der ‚Welsche Gast‘ des Thomasin von Zerklare. Neue Perspektiven auf eine alte Verhaltenslehre in Text und Bild* (Kulturelles Erbe: Materialität – Text – Edition 2), Heidelberg, <https://doi.org/10.17885/heup.545>.
- Schneider, Karin (2014), *Paläographie und Handschriftenkunde für Germanisten. Eine Einführung*, 3. Aufl., Berlin/Boston.
- Scholz, Sebastian (2015), „Bemerkungen zur Bildungsentwicklung im Frühen Mittelalter. Zusammenfassung“, in: Julia Becker, Tino Licht u. Stefan Weinfurter (Hgg.), *Karolingische Köster. Wissenstransfer und kulturelle Innovation* (Materiale Textkulturen 4), Berlin/München/Boston 2014, 275–289, <https://doi.org/10.1515/9783110371222.275>.
- Sitz, Anna M. (2019), „Beyond Spolia: A New Approach to Old Inscriptions in Late Antique Anatolia“, in: *American Journal of Archaeology* 123 (4), 643–674.
- Squire, Michael J. (2009), *Image and Text in Graeco-Roman Antiquity*, Cambridge.
- Squire, Michael/Wienand, Johannes (Hgg.) (2017), *‚Morphogrammata‘ / The Lettered Art of Optatian. Figuring Cultural Transformations in the Age of Constantine* (Morphomata 33), Paderborn.
- Starkey, Kathryn (2022), „Die Entstehung eines Nachschlagewerks?“, in: Christian Schneider, Peter Schmidt, Jakub Šimek u. Lisa Horstmann (Hgg.), *Der ‚Welsche Gast‘ des Thomasin von Zerklare. Neue Perspektiven auf eine alte Verhaltenslehre in Text und Bild* (Kulturelles Erbe: Materialität – Text – Edition 2), Heidelberg, 151–177, <https://doi.org/10.17885/heup.545>. c13908.
- Steinseifer, Martin (2013), „Texte sehen – Diagrammatologische Impulse für die Textlinguistik“, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 41 (1), 8–39.
- Stingelin, Martin (Hg.) (2004), *„Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum.“ Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte* (Zur Genealogie des Schreibens 1), München.

- Strätling, Susanne/Witte, Georg (2006), „Die Sichtbarkeit der Schrift zwischen Evidenz, Phänomenalität und Ikonizität. Zur Einführung in diesen Band“, in: Susanne Strätling u. Georg Witte (Hgg.), *Sichtbarkeit der Schrift*, München, 7–20.
- Tersch, Harald (2008), *Schreibkalender und Schreibkultur. Zur Rezeptionsgeschichte eines frühen Massenmediums*, Wien.
- Tsien, Tuen-Hsui (1962), *Written on Bamboo and Silk. The Beginnings of Chinese Books and Inscriptions*, Chicago.
- Wagner, Peter (1995), *Reading Iconotexts: From Swift to the French Revolution*, London.
- Wagner, Peter (1996), „Introduction: Ekphrasis, Iconotexts, and Intermediality – the State(s) of the Art(s)“, in: Peter Wagner (Hg.), *Icons – Texts – Iconotext. Essays on Ekphrasis and Intermediality* (European Cultures 6), Berlin, 1–40.
- Watts, James (Hg.) (2013), *Iconic Books and Texts*, Sheffield.
- Waywell, Geoffrey, B. (1993), „The Ada, Zeus and Idrieus Relief from Tegea in the British Museum“, in: Olga Palagia u. William D. Coulson (Hgg.), *Sculpture from Arcadia and Laconia. Proceedings of an International Conference Held at the American School of Classical Studies at Athens, April 10–14, 1992* (Oxbow Monograph 30), Oxford, 79–86.
- Wehde, Susanne (2000), *Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 69), Tübingen.
- Werz, Ulrich (2004), *Gegenstempel auf Reichs- und Provinzialprägungen der römischen Kaiserzeit. Katalog der Sammlung Dr. Konrad Bech, Mainz* (Schriftenreihe der Numismatischen Gesellschaft Speyer 45), Speyer.
- Wimmer, Hanna (2018), *Illustrierte Aristotelescodices. Die medialen Konsequenzen universitärer Lehr- und Lernpraxis in Oxford und Paris* (Sensus. Studien zur mittelalterlichen Kunst 7), Wien/Köln/Weimar.
- Winterer, Christoph (2013), „„Das Wort Gottes in ruhmvollem Glanz blinkend“. Kunst im Umkreis Karls des Großen“, in: Michael Imhof u. Christoph Winterer: *Karl der Große. Leben und Wirkung, Kunst und Architektur*, 2. aktual. Aufl., Petersberg, 76–117.
- Wolf, Jana (2018), *Das Überführen des Welschen Gastes in ein französisches Layout-System. Die New Yorker Handschrift E*, <https://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/5861/> (Stand: 19.7.2022).
- Wood, Wendy (1978), „A New Identification of the Sitter in Jan van Eyck's ‚Timotheus' Portrait“, in: *The Art Bulletin* 60 (4), 650–654.
- Woytek, Bernhard (2010), *Die Reichsprägung des Kaisers Traianus (98–117)*, Bd. 1 (Moneta Imperii Romani 14), Wien.

Kapitel 3

Gedächtnis und Archiv

Nikolas Jaspert, Kirsten Wallenwein, Barbara Frenk, Matthias Kuhn, Solvejg Langer, Tino Licht, Joachim Friedrich Quack, Lorelei Vanderheyden, Franziska Wenig, Wolf Zöller

Kapitel 3

Gedächtnis und Archiv

Nikolas Jaspert, Kirsten Wallenwein, Barbara Frenk, Matthias Kuhn, Solvejg Langer, Tino Licht, Joachim Friedrich Quack, Lorelei Vanderheyden, Franziska Wenig, Wolf Zöller

Die im digitalen Zeitalter vollzogene Enträumlichung und Entmaterialisierung großer Wissensbestände schärft den Blick dafür, dass im Gegensatz zur Gegenwart Geschriebenes in früheren Epochen regelmäßig an dafür bestimmten, lokalisierbaren Orten zusammengetragen wurde. Hierfür waren und sind Institutionen, Korporationen, Gruppen oder Einzelpersonen verantwortlich, die durch bestimmte Praktiken Informationsträger für eine eventuelle Nutzung aufbewahrten und dauerhaft sicherten.

Vor diesem Hintergrund sollen im Folgenden non-typographische Gesellschaften und deren Umgang mit Wissensbeständen analysiert werden. Einleitend sind zwei wesentliche Formen dieser Aufbewahrung – Gedächtnis und Archiv – in ihrem Verhältnis zueinander zu untersuchen, bevor in einem zweiten Schritt auf die Impulse eingegangen wird, welche die einschlägige Forschung aus den jüngeren Kulturwissenschaften bezogen hat. Da die dieser Publikation zugrunde liegende Perspektive des SFB 933 ‚Materiale Textkulturen‘ im besonderen Maße die physischen Träger von Geschriebenem fokussiert, soll in einem dritten Schritt der spezifische Erkenntniswert einer materialsensiblen Analyse von Gedächtnis und Archiv reflektiert werden. Schließlich erweitern wir unseren Analyserahmen um den Faktor ‚Schrift‘ und die damit verbundenen Implikationen. Dieser Hinführung liegen sieben Thesen zugrunde, die anschließend vorgestellt, diskutiert und exemplifiziert werden.

Sowohl das Archiv als auch das Gedächtnis lassen sich als Speicher bezeichnen, also als Ablage- und Abrufsysteme, an denen nach einem Auswahlprozess etwas für eine eventuelle Nutzung deponiert wird. Das dort Hinterlegte erlangt als Ergebnis von Filterungspraktiken¹ darin Aufnahme (vgl. These 16) und ist auf diese Weise selbst eine Spur vorangegangener Selektionsprozesse. Es ist zwischen kurzfristig, in ihrer Dauer unbestimmten sowie langfristig projektierten Speichern (vergleichbar mit Kurzzeitgedächtnis- und Langzeitgedächtnissystemen) zu unterscheiden, wobei eine langfristig intendierte Nutzung bestimmte Organisationsformen und einen besonders differenzierten Umgang mit dem Speichergut erforderlich macht. Ebenso kann eine kurzfristig projektierte Speicherung sich durch äußere Umstände in eine langfristige oder gar dauerhafte verwandeln – etwa dann, wenn Erinnerungen oder Archive durch äußere

¹ Zu Praktiken des Speicherns vgl. Ast et al. 2015.

Einflüsse verschüttet und lediglich nach langer Zeit wieder genutzt werden.² Bei diesen von außen einwirkenden Faktoren kann es sich im Falle von Archiven um Kriegsfolgen oder Verluste durch Naturkatastrophen, im Falle der Erinnerung um Überlagerung infolge traumatischer Erlebnisse handeln. Das individuelle Gedächtnis soll hier als ein durch Filterungsprozesse entstandenes, jedoch dynamisches und wandelbares System begriffen werden, auf dessen Grundlage Menschen kognitiv die Vergangenheit präsent machen.³ Bei den vollzogenen Prozessen handelt es sich um eine stets aktuelle Kognitionsleistung, die wir als Erinnern bezeichnen: Erlebtes wird im Gedächtnis aufgenommen und gespeichert, dabei zugleich weiterverarbeitet, um im Akt des Erinnerns aktuell und anwendungsbezogen aufs Neue modelliert zu werden.⁴ Wie in These 12 ausgeführt, ist diese Dynamik und Wandelbarkeit ein gemeinsames Merkmal sowohl des Gedächtnisses als auch des Archivs. Diese dynamische Variabilität muss betont werden, weil Vorstellungen vom Gedächtnis stark von Metaphern der statischen Aufbewahrung geprägt sind. Vom individuellen Gedächtnis zu unterscheiden ist das soziale Gedächtnis (‚kollektives Gedächtnis‘, ‚kulturelles Gedächtnis‘), welches als dasjenige gemeinsame ‚Wissen‘ von der Vergangenheit verstanden werden kann, das aufgrund kollektiver Kommunikationsprozesse Bekanntheit und Gültigkeit erlangt.⁵

Als eine Sonderform des Speichers fungiert das Archiv (von gr. ἀρχεῖον bzw. lat. *archium/archivum*), dessen Begrifflichkeit in jüngerer Zeit verschiedene semantische Erweiterungen erfahren hat. Es bezeichnet in seinem antiken Wortsinn ein Amtsgebäude, in dem bestimmte Dokumente für eine prospektive Nutzung aufbewahrt werden, im erweiterten Sinn Institutionen bzw. Behörden (z. B. ein Staatsarchiv), die Artefakte nach einem Selektions- und Ordnungsprozess aufnehmen.⁶ In beiden Fällen erfüllt das Archiv vorwiegend herrschaftlich-politische und administrative Funktionen.⁷ Archive ähneln Sammlungen, insofern beide gleichermaßen Objektensembles bilden, also Dinge an einem Ort zusammenführen oder ‚vergesellschaften‘.⁸ Bibliotheken und Schatzkammern sind typische Beispiele für Sammlungen in früheren

² Vgl. Markowitsch 2009; Pritzel/Markowitsch 2017. Über die Vergänglichkeit und den vollständigen Verlust von Archiven siehe Filippov/Sabaté 2017.

³ Zum Begriff ‚Gedächtnis‘ sowie zu dessen Materialisierung in ‚Gedächtnismedien‘ vgl. mit weiteren Literaturangaben Allgaier et al. 2019, 185–186 sowie unten die Angaben in den Anm. 46 und 47.

⁴ Vgl. Markowitsch 2009.

⁵ Vgl. A. Assmann 1999; J. Assmann 2018; Ernst 2000; Donk 2009; Erll/Nünning/Young 2010; Erll 2017.

⁶ Zur Geschichte v. a. des europäischen Archivwesens vgl. die Vorlesungsnachschriften von Brenneke 1953, 107 ff., in dessen Nachlass sich ein „Archivartikel“ zu einem „Sachwörterbuch für die Deutsche Geschichte, 1943–1946“ befand (aus dem Nachlass hg. von Dietmar Schenk: Brenneke 2018, 7–142); zur lateinischen Benennung des Archivs in Antike und Mittelalter: ebd., 9. Einen Fokus auf die Frühe Neuzeit legen Corens/Peters/Walsham 2016, die mit der herausgegebenen Aufsatzsammlung eine sozialgeschichtliche Darstellung des Archivwesens vorlegten. Einen anthropologischen Ansatz verfolgen Jungen/Raymond 2012. Zur Kulturgeschichte des Archivs vgl. Vismann 2011, hier v. a. 91–100.

⁷ Vgl. Horstmann/Kopp 2010; vgl. auch Kapitel 6 ‚Politische Herrschaft und Verwaltung‘.

⁸ Zur Praxis des Sammelns vgl. Wilde 2015; Schmidt 2016. Zur Vergesellschaftung vgl. Ehmig 2019.

Epochen,⁹ für die Moderne ist das Museum als repräsentativer Fall anzusehen.¹⁰ Für die vormoderne Epoche ist eine trennscharfe Unterscheidung zwischen Archiv und Sammlung nicht immer möglich.¹¹ Dies gilt für Europa, aber auch weit darüber hinaus: Das päpstliche *scrinium* etwa war Archiv und Bibliothek zugleich, die Archivalien des französischen Königs wurden im hohen Mittelalter zusammen mit dem Königsschatz aufbewahrt.¹² Aus Mesopotamien sind beispielsweise Funde aus neubabylonischer Zeit überliefert, die Archivgut und literarische Texte im Verbund dokumentieren.¹³ Schwierig gestaltet sich eine klare Grenzziehung auch im Han-zeitlichen China, wo herrschaftliches und administratives Schriftgut gemeinsam mit anderen Objekten aufbewahrt und präsentiert wurde.¹⁴ In Japan gilt das zu Beginn des 8. Jahrhunderts eingerichtete *zushoryō* als die erste staatliche Bibliothek, die gleichzeitig als Skriptorium und Archiv diente.¹⁵ Grundsätzlich lassen sich beide Arten, Objekte zu vergesellschaften, analytisch trennen: Sammlungen bestehen in aller Regel aus Dingen, die aus unterschiedlichen Orten an einem Platz zusammengetragen werden. Diese Ensembles können durchaus darauf ausgerichtet sein, zu einem späteren Zeitpunkt verwendet oder konsultiert zu werden; in nicht wenigen Fällen dienten sie aber vorrangig der Zurschau-stellung und Repräsentation. Das Archiv hingegen bestand im non-typographischen Zeitalter weniger aus Dingen, die gesucht, gefunden und zusammengetragen, als aus solchen, die mit dem Zweck einer späteren Verwendung oder Konsultation abgegeben, übernommen und abgelegt wurden. Sie sind also weniger das Ergebnis einer dezidierten Suche und eines Einholens als die Folge einer Aufbewahrung mit dem prospektiven Ziel späterer Nutzung.¹⁶ Die archivalisch vergesellschafteten Artefakte sind generell vorwiegend administrativ-politischer oder administrativ-wirtschaftlicher und weniger kultureller oder repräsentativer Natur. Archive wurden folglich selten auratisch aufgeladen, wie dies gelegentlich bei berühmten Sammlungen zu beobachten ist. Allerdings

9 Mittelalterliche Sammlungen aus museal-antiquarischem Interesse sind für Münzen bekannt: Petrarca schenkte Karl IV. aus dem Bestand seiner Münzliebhaberei (*quas in deliciis habebam*) Gold- und Silbermünzen mit Porträts antiker Kaiser: *Petrarcas Briefwechsel mit deutschen Zeitgenossen*, 185. Berühmt ist der Fall des Kulmer Bischofs Stephan Matthias von Neidenburg (1480–1495), der in der Preußischen Chronik als manischer Sammler und Münznarr geschildert wird: Waschinski 1968.

10 Dass solche Sammlungen ihrerseits eigene administrative Archivalien generieren können, sei lediglich der Vollständigkeit halber in Erinnerung gerufen: Bödeker/Saada 2007.

11 Vgl. J. Assmann 2001; Ast et al. 2015; Friedrich 2016; Ryholt/Barjamovic 2019. Einen sorgfältigen Versuch, die Anlage von Archiven zwischen Spätantike und europäischem Frühmittelalter aufzudecken, liefert Krah 2016.

12 Vgl. Barret 2013, 305.

13 Vgl. J. Assmann 2001; Brenneke 1953, 107; Pedersén 2005.

14 Vgl. Fölster 2018.

15 Vgl. Kornicki 1998, 365; Sommet 2011, 14.

16 Vgl. Wellmann 2012, 392. Sammlungen bilden Wissen ab, während Archive durch ihre Ordnung und Anlage zukünftige Nutzung mitbedenken und dadurch die Realität steuern, der sie vorausgehen: vgl. Ebeling 2016, 129. Zur Unterscheidung von Politik und Archiv siehe die Beiträge in Bausi et al. 2018; darin programmatisch: Fölster 2018, 201–230.

konnte die Lage an einem herausragenden Ort – etwa in einer Herrscherresidenz oder in einem durch besondere Heiligkeit gekennzeichneten Kultort, Tempel oder Kloster – sowie die direkte Verknüpfung von Archiven mit politischer Macht diesen gesteigerte Geltung und eine repräsentative Funktion geben.

Da sowohl Sammlungen als auch Archive benutzt werden sollen, sind sie grundsätzlich zugänglich, selbst wenn der Zugang nur einigen Wenigen vorbehalten ist. Diese prinzipielle Zugänglichkeit unterscheidet sie vom Depositum, dessen Inhalt den Menschen innerweltlich entweder vollständig (Geniza, Grabdeposita etc.) oder auf unbestimmte Zeit entzogen wird (Kornspeicher, vergrabene Horte). Allerdings war der Zugang in früheren Zeiten in der Regel stark eingeschränkt. In der Moderne wurden Sammlungen und Archive zu festen Institutionen, die häufiger als zuvor der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden.¹⁷

Zwei erweiterten Auffassungen, die im Zusammenhang mit dem Archivbegriff diskutiert werden müssen, begegnet man vorrangig in den Altertumswissenschaften: Dort werden zum einen typologisch verwandte Funde, die aus einem gesicherten Fundkontext stammen, zu ‚Dossiers‘ oder ‚Corpora‘ zusammengefasst.¹⁸ Diese werden in der Fachliteratur gelegentlich ebenfalls als Archive bezeichnet, selbst wenn sich die dort versammelten Artefakte ursprünglich nicht gemeinsam an einem Ort befanden, was zu Missverständnissen führen kann. Hier wird die Wissenschaft gewissermaßen nachträglich zur Archivgründerin, die Grabungsfunde nach anerkannten Kriterien für eine spätere Auswertung zusammenstellt.¹⁹ Zum anderen gelten auch Artefaktensembles als Archive, die zwar gemeinsam an einem Ort deponiert und dort archäologisch erschlossen wurden, aber ursprünglich keineswegs im oben erwähnten Sinne intentional dort zum Zwecke einer möglichen Nutzung abgelegt wurden.²⁰ Die wesentliche Gemeinsamkeit dieser unterschiedlichen Auffassungen des Archivbegriffs und des Terminus der Sammlung ist die – ursprüngliche oder nachträgliche – ‚Vergesellschaftung‘ von Artefakten an einem Ort.²¹

17 Zur Institutionalisierung des europäischen Archivs in der Frühen Neuzeit siehe Friedrich 2013.

18 Der Begriff des Dossiers ist schillernd und wird gerne auch für Sammlungen (etwa von Papyri) verwendet, die moderne Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus verstreutem Fundmaterial zusammenstellen. Zur Unterscheidung zwischen ‚Archiven‘ und ‚Dossiers‘ vgl. Martin 1994; Jördens 2001; Vanderpe 2009, 218–219. Ulrike Ehmig und Adrian Heinrich schlagen vor, den Begriff des Dossiers durch die Umschreibung „kontextbedingte Vergesellschaftung von Geschriebenem“ zu ersetzen (Ehmig/Heinrich 2019, 1). Einführend zu Archiven und Archivgut in den Altertumswissenschaften: Boussac/Invernizzi 1996; Brosius 2003; Kehoe 2013.

19 Gelegentlich macht sich eine erweiterte, metaphorische Benutzung des Archivbegriffs bemerkbar, die auf der Vorstellung aufbaut, Wissenschaftler könnten aus diesem Fundzusammenhang wie aus einem Dokumentenarchiv Informationen gewinnen (Bsp. Umweltarchiv, Ozeane, Erdschichten) – „alles ist Archiv“ (Wellmann 2012, 391).

20 Vgl. Martin 1994, 570. Hinzu kommt bei Ausgrabungen die Schwierigkeit, die Zusammenstellung von Artefaktarrangements einwandfrei nachzuvollziehen, wodurch deren eventuelle Zugehörigkeit zu einem Archiv erschwert wird.

21 Ehmig 2019.

Der kulturwissenschaftliche Archivbegriff

Der Archivbegriff weist ein breites semantisches Spektrum auf, das durch kulturwissenschaftliche Impulse erweitert worden ist. Materialitätsorientierte geisteswissenschaftliche Forschung, wie sie am SFB 933 ‚Materiale Textkulturen‘ betrieben worden ist, bedingt einerseits notwendigerweise eine Distanzierung von jüngeren, kulturwissenschaftlichen Verwendungen des Begriffs Archiv im Sinne Michel Foucaults. Jener verstand das Archiv als „das Gesetz dessen, was gesagt werden kann“ und damit als ein Aussagesystem.²² Diese weite, metaphorische Auslegung des Begriffs ist schwer operationalisierbar, wenn man der Materialität des Archivs oder des Archivguts hohe Bedeutung zumisst.²³ Andererseits hat die kulturwissenschaftliche Analyse des Archivs der geisteswissenschaftlichen Materialitätsforschung auch wertvolle Anregungen geliefert.²⁴ Dies gilt vor allem für Jacques Derridas Aufruf, das Archiv nicht als statische Speicherinstitution zu verstehen, sondern dessen Wandelbarkeit und die darin eingebundenen Diskurse und Praktiken zu erforschen.²⁵ Zu diesen Praktiken zählen nicht nur das selektive Ablegen, sondern auch die stete archivbedingte Anpassung und Bearbeitung der dort gelagerten Artefaktarrangements. Das Bewusstsein für diese praxeologische Dimension des Archivierens lässt nach dessen Akteuren und den gesellschaftlichen (machtpolitischen, kulturellen, diskursiven) Implikationen ihres Handelns fragen. Derrida betonte die Bedeutung dieser Akteure, die er als ‚Archonten‘ bezeichnete, und stellte ihre Diskurshoheit, d. h. die Macht, die Archive zu interpretieren, heraus.²⁶

Der Begriff des ‚Archonten‘ birgt indes gewisse Gefahren. Er verweist sprachlich auf die griechische Antike, in der als *archon* (bzw. Plural *archontes*) allgemein ein Amtsträger bezeichnet wurde. Er ist daher nicht quellensprachlich, sondern eine an einen altgriechischen Terminus angelehnte Neuschöpfung Jacques Derridas. Mit ihr benannte der französische Philosoph in Abwandlung der griechischen Begrifflichkeit (*archonte* statt *archon*) diejenigen, die Diskurse über das im Archiv Verwahrte und dessen Ordnung prägen. Es kann sich bei den ‚Archonten‘ um die erwähnten Hüter des Archivs, also um Dienstleute oder Beamte vergleichbar mit dem modernen Archivar handeln. Dies ist allerdings nur ein Teil der Bedeutung des Begriffs. Denn zu den ‚Archonten‘ im Sinne Derridas zählen außerdem ebenso alle diejenigen, welche die mit Archiven und Archivalien verbundenen Diskurse bestimmen – etwa die Archivherren bzw. Archivgebieter (also diejenigen, die ein Archiv gründen oder besitzen). Auch sie haben unmittelbaren Einfluss auf Gestalt, Nutzung und Interpretation des Archivguts. In manchen Fällen, etwa beim Privatarchiv, fallen diese Personen zusammen, in anderen, wie größeren, herrschaftlichen Archiven, stellen unterschiedliche

²² Foucault 1969, 170 (dt. 1981, 187); Gehring 2004, 54–75; Stingelin 2016, 23–24.

²³ Zur diesbezüglichen Kritik vgl. A. Assmann 2001, 270.

²⁴ Siehe als Überblick: Ebeling/Günzel 2009.

²⁵ Derrida 1995, dt. 1997.

²⁶ Derrida 1995, 13 (dt. 1997, 11); vgl. auch Wirth 2005, 22–24.

Personen oder Personengruppen den Archivgebieter und Archivar. Da ein wesentliches Merkmal des Archivs dessen Dynamik und Veränderbarkeit ist, bietet sich der umfassende Sammelbegriff des ‚Archonten‘ im besonderen Maße zur Bezeichnung all derjenigen an, die diese Wandelbarkeit bedingen. ‚Archont‘ ist daher ein Schlüsselterminus für ein breites, kulturwissenschaftliches Verständnis des Archivs und soll als solcher im vorliegenden Text Verwendung finden.

Nicht zuletzt die Vermehrung und Verbreitung von Wissen, aber auch Rationalisierungsprozesse bedingen die Modifizierung von Archiven sowie generell von Wissensspeichern. Archive operieren nicht nur mit Speichermedien, sondern weisen selbst Merkmale eines wandelbaren Speichermediums auf.²⁷ Damit geht auch eine Veränderung der kulturellen Praktiken einher, die an und mit den Artefaktarrangements vollzogen werden.²⁸ Sie reichen von der Herstellung der Artefakte bis zu deren Nutzung und Rezeption, von der archivbedingten Selektion und Ordnung bis zu ihrer Zerstörung. Daher wird in diesem Kapitel u. a. nach den kulturellen Praktiken gefragt, die unterschiedliche Personenkreise aufgrund wechselnder, von den ‚Archonten‘ geformter Diskurse am Archiv vollziehen.

Materialität als Analysekategorie

Auch für die materialitätsorientierte Beschäftigung mit dem individuellen und sozialen Gedächtnis erweist sich ein kulturwissenschaftlicher Zugriff als hilfreich. Denn hier lässt sich ebenfalls eine dem Archiv vergleichbare Wandelbarkeit beobachten, insbesondere beim Umgang mit materialen ‚Gedächtnismedien‘²⁹ (vgl. These 13). Diese verstehen wir als Artefakte, die individuelle Erinnerungsleistungen abrufen bzw. kollektive Kommunikation über die Vergangenheit anregen. Wie bei anderen Objekten auch ist ihre physische Vergänglichkeit nicht nur von kontingenten Faktoren, sondern auch von ihrer eigenen Materialität abhängig.³⁰ Sie können ganz unterschiedlichen Gedächtnisformen dienen: dem ‚pragmatischen‘, auf kurzfristige und kurzzeitige Erinnerung angelegten Gedächtnis, dem auf das regelmäßige Gedenken ausgerichteten ‚kommemorativen‘ Gedächtnis und der Sonderform des sozialen Gedächtnisses, die in Anlehnung an Aleida und Jan Assmann als ‚kulturelles Gedächtnis‘ bezeichnet wird.³¹ Diejenigen Gedächtnismedien, die explizit für eine Archivierung ausgewählt werden, verleihen dem Archiv die Funktion einer ‚Gedächtnisagentur‘,³² denn

²⁷ Vgl. Reininghaus 2008; Friedrich 2013, 125–126.

²⁸ Grundsätzlich über die Beziehung zwischen Artefaktarrangements und den mit ihnen verbundenen Praktiken: Schatzki 2016, 79–81.

²⁹ Erll/Nünning 2004; Vedder 2012; Allgaier et al. 2019, 182–187.

³⁰ Vgl. Wimmer 2016; Ebeling 2016, 126–127.

³¹ Vgl. A. Assmann 2001; J. Assmann 2018; Allgaier et al. 2019, 185–187.

³² Vgl. Wellmann 2012, 388–390, Zitat auf S. 388.

sie geben vor, was von wem und zu welchem Zeitpunkt erinnert werden kann, und organisieren dadurch das Erinnern, aber auch das Vergessen: Während sie eine Aufnahme im Archiv erfuhren, wurden andere potentielle Gedächtnismedien verworfen. Das Archivieren von materialen Gedächtnismedien erweist sich damit erinnerungstheoretisch gesprochen als ein „Fakten produzierender Akt“.³³

Dies wirft die Frage nach möglichen Zusammenhängen zwischen der Materialität von Artefakten und ihrer prospektiven Nutzung auf. Mediendifferenzen reflektieren auch Bedeutungsdifferenzen: Oft deuten das Trägermaterial und andere äußere Merkmale auf den Inhalt hin.³⁴ Das lässt die Vermutung zu, dass ein direkter Zusammenhang zwischen der Materialität und den Zielgruppen von Artefakten dann besteht, wenn diese mit der Absicht geschaffen wurden, für eine bestimmte Rezipientengruppe Erinnerung zu stiften (vgl. These 17).

Eine materialitätssensible Perspektive hat auch Auswirkungen auf das Verständnis des Archivbegriffs. Wir möchten daher unter Rückgriff auf die oben dargelegten kulturwissenschaftlichen Impulse – aber mit dezidiertem Fokus auf Materialität – das ‚Archiv‘ als einen insbesondere im administrativen Bereich intentional und auf Dauer angelegten Artefaktspeicher definieren, der durch die Selektion, Aufbewahrung und Ordnung von Gedächtnismedien veränderbare Arrangements bildet, die ihrerseits in wechselnde Diskurse eingebunden sind.

Die ‚Archonten‘ dieser Diskurse entscheiden darüber, ob die materiale Gestaltung, die räumliche Anordnung oder die Nutzung der vergesellschafteten Artefakte dynamisiert, eingeschränkt oder gar zum Stillstand gebracht werden, was mitunter beachtliche Folgen für historische Prozesse und ihre nachträgliche Deutung hat. Lässt die Analyse der wandelbaren, materialen Beschaffenheit der Artefakte und ihrer Speicher Rückschlüsse auf deren Hüter zu (vgl. These 15)? Auf jeden Fall gibt die Analyse des Archivguts Aufschluss über dessen materiale Gestaltung, Anordnung und Nutzung.

Die physische Dimension, die dem Gedächtnis und dem Archiv damit inhärent ist, regt Fragen nach dem Verhältnis von Raum und Zugänglichkeit sowie nach der topologischen Dimension des Gespeicherten an – wie wurde es organisiert, geordnet und an einem Ort für die spätere Nutzung und zur Aufbewahrung von Wissensbeständen gesammelt (vgl. These 14)?

Beschriftetes als Untersuchungsgegenstand

Der Fokus des diesem Band und diesem Kapitel zugrunde liegenden SFB 933 liegt nicht allgemein auf Artefakten, sondern auf solchen, die beschriftet sind. Nach Aleida Assmann bildet ‚Schrift‘ in non-typographischen Gesellschaften die Voraussetzung

³³ Vismann 2011, 89. Vgl. Auer 2000; Barnert/Herzberg/Hikel 2010; Ebeling 2016, 125.

³⁴ Vgl. Erll 2004, 14–16; Ebeling 2016, 126–127; vgl. auch Kapitel 2 ‚Layout, Gestaltung, Text-Bild‘.

für Archive.³⁵ Aus materialitätsorientierter, erinnerungs- und archivtheoretischer Sicht stellt sich die Frage, welche Funktionen Schrift auf Artefakten erfüllt.

Eine grundsätzliche Herausforderung bei der Herstellung von Artefakten, die von Beginn an als Gedächtnismedien konzipiert sind, besteht darin, deren spätere Nutzung im Sinne ihrer Produzenten sicherzustellen. Die Zeit zwischen Produktion und Rezeption kann mitunter lang und das Medium verschiedenen Einflüssen ausgesetzt sein.³⁶ Die Wandelbarkeit des Archivs oder die Veränderung der dort gepflegten kulturellen Praktiken können bisweilen in einem Spannungsverhältnis zwischen ursprünglicher, also produktionsseitiger Intention und tatsächlicher Rezeption der Artefakte münden.³⁷ Welche Rolle kommt produktionsseitig der Schrift zu, um dieses Spannungsverhältnis wenn nicht aufzulösen, so doch im Sinne des Produzenten zu steuern (vgl. These 18)?

Nicht nur bei der Herstellung eines Artefakts, sondern auch nachträglich lässt sich Material mit Schrift versehen: Bereits Beschriftetes kann ergänzt werden. In anderen Fällen verlieren Gedächtnismedien ihre ursprünglichen, materialen Schriftträger und werden auf ihren Textgehalt reduziert – liegen aber erneut als Geschriebenes, also material vor, sofern sie Teil eines Artefaktarchivs sind. Vor allem im Archiv unterliegen vergesellschaftete Artefakte oftmals derartigen Bearbeitungen. Die Hoheit über solche Praktiken obliegt den ‚Archonten‘, die damit eine Zwischenstufe zwischen dem Produzenten und Rezipienten einnehmen. Es stellt sich die Frage, welche Folgen diese Arbeit am Objekt für das Verhältnis zwischen dem ursprünglichen Artefakt und seinen späteren Rezipienten hat (vgl. These 15). Die Rezeption von Gedächtnismedien hängt nicht zuletzt von deren – durch Akteure, Institutionen oder Praktiken – zugeschriebener oder empfundener ‚Aura‘ oder ‚Präsenz‘ ab. So können manche Gegenstände aufgrund ihres Materials, ihrer Authentizität, Kunstfertigkeit oder Kontextualisierung mit Bedeutung aufgeladen sein. Auch – besonders exotische, luxuriöse oder auf andere Weise ungewöhnliche – Schrift vermag diesen Effekt auszulösen. Sie kann bereits produktionsseitig zu diesem Zwecke auf einem Artefakt angebracht sein oder erst im zeitlichen Abstand durch Rezipienten als auratisch empfunden werden. Diese Aura trägt dazu bei, Artefakten eine die zeitliche Ferne zu ihrer Entstehungszeit überbrückende Unmittelbarkeit zu verleihen.³⁸

Was hier nur einleitend skizziert werden konnte, wird im Folgenden thesenhaft zugespitzt, ausführlich erläutert und exemplifiziert. Dadurch soll aufgezeigt werden, welches Erkenntnispotential zentrale Untersuchungsgegenstände geisteswissenschaftlicher Forschung wie das Gedächtnis und das Archiv bereitstellen können, wenn sie vor dem Hintergrund unseres digitalen Zeitalters aus der Perspektive ‚materialer Textkulturen‘ betrachtet werden.

³⁵ Vgl. A. Assmann 2001, 279. Hierzu und zum Folgenden: Allgaier et al. 2019, 197–200.

³⁶ Vgl. Allgaier et al. 2019, 187–188.

³⁷ Vgl. Erll 2017, 145–146.

³⁸ Zu Aura ursprünglich Benjamin 1974, 479–480; siehe auch Allgaier et al. 2019, 194–197.

These 12

Gedächtnis und Archiv sind dynamisch und nicht abgeschlossen.

Im außerwissenschaftlichen Bereich trifft man mitunter auf die irrtümliche Vorstellung, das in einem Archiv Abgelegte würde dauerhaft dem Zugriff durch Gesellschaften, Gruppen oder Einzelpersonen entzogen und seiner Handlungsmacht beraubt, indem es aus seinen üblichen Bedeutungszusammenhängen entfernt, abgelegt und dadurch gewissermaßen ‚eingefroren‘ oder ‚fossilisiert‘ werde. Nach dieser Ansicht wird das Depositat gewissermaßen in einem ‚Schriftfriedhof‘ abgelegt oder es verfällt bestenfalls in eine Art Schlafzustand, aus dem es erst aufwacht, wenn es dem Archiv wieder entnommen wird.³⁹ In der Tat lässt sich ein derartiger Verlust an Dynamik und Handlungsoptionen beobachten. Ein Familienarchiv kann als solches enden, wenn die Familie ausstirbt, vertrieben wird oder Ähnliches. Es können im Vorfeld sicher deponierte Dokumente dauerhaft verborgen bleiben, wenn sie beispielsweise unter die Erde kommen. Diese Situation ist in manchen Fällen plausibel, z. B. enden im Alten Ägypten einige Sammlungen von Familiendokumenten zum Zeitraum der Niederschlagung einer einheimischen Revolte gegen die Perserherrschaft.⁴⁰

Allerdings wusste schon die klassische Archivwissenschaft (Archivologie),⁴¹ dass diese Entrückung keineswegs regelhaft eintritt. Mit der Auswahl des Materials und seiner Ablage als Archivgut muss dessen Bearbeitung nicht enden. Gerade dies macht sogar den Unterschied zwischen einem Depositum im oben beschriebenen Sinne und einem Archiv aus: Bei ersterem steht die Ablage, Sicherung und Sperrung von Gegenständen im Vordergrund, bei letzterem ist die Veränderung des Deponierten systemisch angelegt. Denn Archivgut kann durch Inventarisierung, Registrierung, Kompilierung und andere administrative Eingriffe Veränderungen erfahren oder mitunter sogar durch Abschrift seinen materialen Träger verlieren und auf seinen Textgehalt reduziert werden. Im europäischen Mittelalter z. B. wurden Urkunden kopiert oder ihr Textgehalt in eine andere Urkunde aufgenommen. Auch ganze Handschriften mit kopierten Urkunden – Chartulare bzw. Kopialbücher – wurden in non-typographischen Gesellschaften häufig erstellt (Abb. 1a und 1b).⁴² Bei diesen Prozessen kann auch ein anderer Schriftträger gewählt werden und damit ein materialer Wandel erfolgen (z. B. von Papyrus zu Pergament, von Pergament zu Papier). In anderen Fällen blieben Artefakte zwar physisch erhalten, veränderten aber ihre Gestalt – z. B. dadurch, dass

³⁹ Einen Wandel konstatiert in dieser Hinsicht Ebeling 2016, 125: „Archive gelten heute nicht mehr als passive Orte und verstaubte Schriftfriedhöfe“.

⁴⁰ So bei Vleeming 1991 und Pestman 1994.

⁴¹ Ebeling/Günzel 2009.

⁴² Vgl. Kosto/Winroth 2002. Ein eindruckliches Beispiel für diese Form archivalischer Differenzierung untersucht McCrank 1993.



Abb. 1a: Kopialüberlieferte Urkunden und Nachzeichnungen von Monogrammen im *Liber Privilegiorum S. Mauritii Magdeburgensis*. Magdeburg, Landesarchiv Sachsen-Anhalt, Cop. Kopiare und andere Amtsbücher, Nr. 1a, fol. 16v–17r.

sie durch Beschriftung oder andere Zusätze ergänzt, durch Zuschnitt o. Ä. in ihren Ausmaßen reduziert, ausgesondert oder gar vernichtet (Kassation) sowie durch Aufaltung, Glättung, Entrollung, Knickung o. Ä. in ihrer physischen Präsenz abgewandelt wurden (Abb. 2).

Schließlich kann Archivgut auch eine Veränderung erfahren, indem sich der räumliche Kontext seiner Aufbewahrung verschiebt – etwa dann, wenn ein Archiv neu strukturiert wird, wenn neue Dokumentenserien eröffnet und somit Artefaktarrangements auf andere Weise zusammengestellt werden. Neben dieser unmittelbaren physischen Rekontextualisierung an einem Ort lassen sich auch mittelbare Veränderungen der räumlichen Rahmenbedingungen beobachten – wenn Archive beispielsweise aufgeteilt werden oder ihren Standort wechseln.⁴³ Die durch Napoleon 1810 veranlasste Überführung päpstlicher Archive von Rom nach Paris sowie

⁴³ Solche Veränderungen sind u. a. Gegenstand eigener ‚Archivgeschichten‘, vgl. oben Anm. 27.

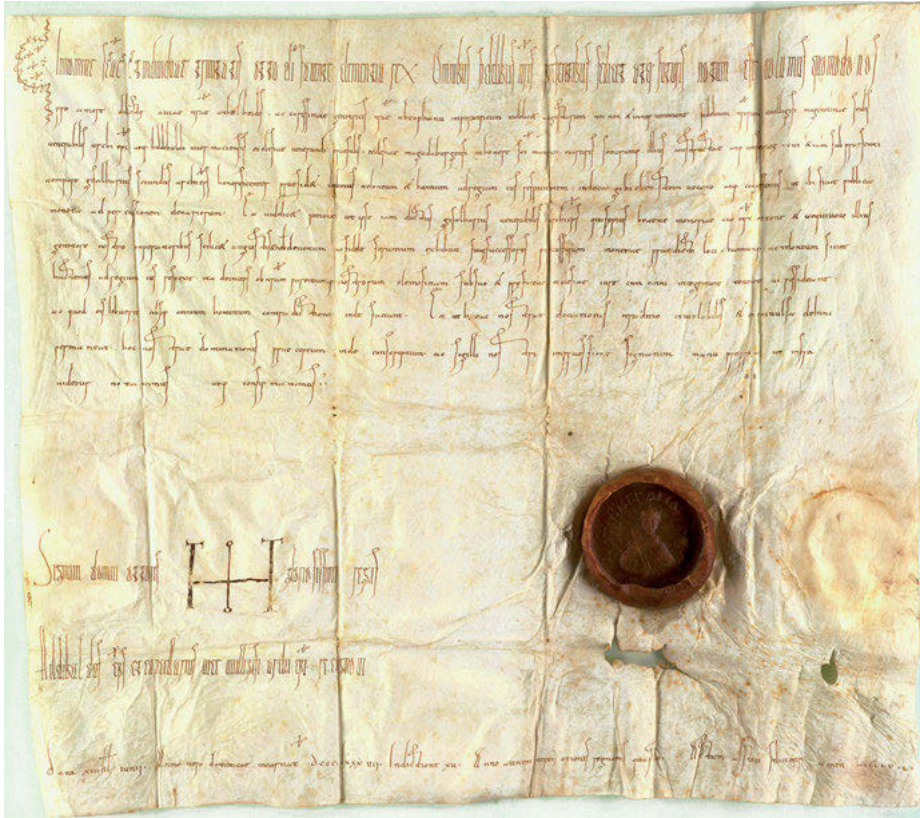


Abb. 1b: Originalurkunde Ottos III. vom 20. Mai 987. Magdeburg, Landesarchiv Sachsen-Anhalt, U 1 Erzstift Magdeburg, I Nr. 52.

deren Rückführung 1815–1817 ist ein eindruckliches Beispiel für die Dislozierung und Wandelbarkeit eines Archivs. Bei diesem Prozess gingen viele Schriftstücke verloren, andere wurden verändert, indem beispielsweise Einbände entfernt oder ausgetauscht wurden. In den hier skizzierten Neuarrangements verändert sich die Topologie der Artefakte, was wiederum Auswirkungen auf ihre Nutzung und damit auf ihre praxeologischen Dimension haben kann.

Auch ohne jede Translozierung ist die physische Rahmung des Archivs gewöhnlich dynamisch: Ein Archiv wird angelegt und wächst zunächst einmal an, indem es mehr Texte der intendierten Art aufnimmt, also die Absichten der Initiatoren weiterführt. Dies gilt z. B. für ein herrschaftliches Archiv, das als wichtig erachtete Dokumente über Jahrzehnte oder sogar Jahrhunderte aufnimmt, oder für ein Privatarchiv, das über einige Generationen wichtige Rechtstitel der Familie ansammelt. Ein Beispiel dafür sind die im antiken Aphrodito (heute Kūm Işqāw) entdeckten dreiteiligen Familienarchive, die drei aufeinanderfolgende Generationen dokumentieren: die Archive des gleichnamigen Dioskoros, aber auch die seines Vaters und seiner Kinder. Sie wur-



Abb. 2: Archivarische Verarbeitung von Geschriebenem: Neubindung von Pergamenturkunden zu Codices. Arxiu i Biblioteca Episcopal de Vic (Foto: Nikolas Jaspert).

den wahrscheinlich von seiner Frau Sophia gesammelt und arrangiert. Das Archiv dieser Familie endet kurz nach dem Tod des Namensgebers Dioskoros.⁴⁴ Vergleichbare Familienarchive lassen sich im europäischen Spätmittelalter in großer Zahl identifizieren.⁴⁵ Schließlich kann sich ein Archiv auch insofern wandeln, als es von einem aktiv wachsenden Speicher der Verwaltung selbst zu einem abgeschlossenen Sammlungsgut von Quellen für historische Forschung wird. Diese dynamischen Prozesse werfen die Frage nach deren Akteuren auf, wobei zwischen den verschiedenen Funktionen der ‚Archonten‘ unterschieden wird (vgl. These 15).

Vergleichbare Dynamiken weist auch das Gedächtnis und sein Umgang mit Gedächtnismedien auf. Die Neurowissenschaften haben längst erwiesen, dass Erlebtes nicht unverändert in das menschliche Gedächtnis ‚eingebrennt‘ wird, vielmehr besteht eine prinzipielle Differenz zwischen Erleben und Erinnern, das weniger als das Abrufen von Informationen denn als ad hoc vollzogene kognitive Konstruktions-

⁴⁴ Vgl. Fournet 2008.

⁴⁵ Beispielhaft: Gifre/Matas/Soler 2002; Czaja 2009; Piñol 2014; Head/Rosa 2015.

leistung zu verstehen ist.⁴⁶ Erlebtes wird im Vorgang des Erinnerns stets aktuell kognitiv modelliert und erfährt dabei Abwandlungen und Anpassungen. Hierfür können äußere Einflüsse wie neue Erlebnisse, aber ebenso Bilder, Erzählungen etc. verantwortlich sein, welche Erinnerungen an vermeintlich Geschehenes in das menschliche Gedächtnis implantieren, Erinnerungslücken schließen und die kognitiven Modellierungen des Erlebten verwandeln. Auch das Sprechen über vergangene Ereignisse, Erlebnisse oder Handlungen verändert unsere kognitive Konstruktion der Vergangenheit.⁴⁷ Wer oder was die Akteure dieser Veränderungsprozesse sind, ist eine in den Kognitions- und Neurowissenschaften intensiv erforschte und kontrovers diskutierte Frage.

Nicht nur das individuelle Gedächtnis, sondern auch die kollektive Kommunikation über die Vergangenheit, also das soziale Gedächtnis, ist anpassungsfähig und wandelbar; ihr ist Dynamik sogar besonders inhärent.⁴⁸ Denn diejenigen, die jeweils die diskursive Deutungshoheit über die Vergangenheit besitzen – die ‚Archonten des sozialen Gedächtnisses‘ gewissermaßen – können ihren Einfluss darauf verwenden, das Erinnern zu aktualisieren, zu steuern bzw. zu funktionalisieren: durch *damnatio memoriae*,⁴⁹ Geschichtserzählungen, Legendenbildung und Andere mehr. Je nach historischem und kulturellem Kontext können vorrangig Herrschaftsapparate, religiöse oder kulturelle Autoritäten, öffentliche Medien oder andere meinungsbildende Kräfte diese Funktion erfüllen.

Diese Deutungshoheit kann sich auch auf dingliche Gedächtnismedien ausweiten, deren Wirkung auf das soziale Gedächtnis beträchtlich ist. In ihnen verdichten und materialisieren sich Geschichtserzählungen, sie lösen individuelle Erinnerungen aus und erleichtern die kollektive Kommunikation über die Vergangenheit.⁵⁰ Auch diese Zuschreibungen sind regelmäßigen Veränderungsprozessen unterworfen. Dabei kommt der Beschriftung von Artefakten große Bedeutung zu. Sie kann vorrangig zwei Zwecken dienen. Zum Zeitpunkt der Produktion angebracht, stellt sie einen Versuch dar, die Nutzung eines Artefakts im Sinne seines Erstellers zu sichern und damit zukünftige Dynamiken des Schriftträgers zu steuern oder zu minimieren. Nachträglich angebracht, trägt Schrift auf Artefakten wiederum zu genau jener Dynamisierung im Sinne ihrer jeweiligen Bearbeiter wesentlich bei: Die Beschriftung wird in diesem Fall zu einem bedeutenden Einschnitt einer Artefaktbiographie, welche deren Rezeption in völlig neue Bahnen lenken kann.⁵¹

⁴⁶ Zum Folgenden vgl. Markowitsch/Welzer 2005; Markowitsch 2009; Zierold 2006, 27–58; Donk 2009, 18–21; Welzer 2017, 19–25.

⁴⁷ Vgl. Schacter 2001; Fried 2004.

⁴⁸ Vgl. Donk 2009, 20–25; Welzer 2017, 70–110.

⁴⁹ Zur *damnatio memoriae* siehe einschlägig Varner 2004; Scholz/Schwedler/Sprenger 2014; Schwedler 2021.

⁵⁰ Vgl. Ebeling 2016, 126–127.

⁵¹ Vgl. Allgaier et al. 2019, 197–200.

These 13

Artefakte durchlaufen ‚Gedächtnisbiographien‘.
Diese sind durch produktions- und rezeptionsseitige
Funktionalisierungen geprägt.

Artefakte können gezielt als Gedächtnisträger geschaffen werden oder – mitunter nach Phasen völligen Vergessens – erst im Nachhinein zu solchen avancieren. Während die Produktion von Gedächtnismedien oft mit konkreten Absichten verbunden und auf einen ganz speziellen Umgang mit ihnen ausgerichtet ist, lässt sich demgegenüber nur bedingt sicherstellen, dass sie ihre intendierte Wirkung auch tatsächlich erreichen. Ihre Fertigung bzw. die Einspeicherung zu erinnernder Inhalte kann scheitern, was vor allem auf unvorhersehbare, gewandelte Rezeptionsbedingungen oder auf die Diskrepanz zwischen produktionsseitigen und rezeptionsseitigen Motivlagen zurückzuführen ist.⁵²

In dem angedeuteten Spannungsfeld aus divergierenden Attribuierungen, Umschreibungen und Funktionswechseln können Artefakte regelrechte Karrieren, ja Gedächtnisbiographien durchlaufen. Auch die Konservierung, Archivierung, Restaurierung sowie die Änderung der Materialität der Artefakte sind als Teil eines solchen ‚Lebenswegs‘ zu verstehen und zu behandeln. Das Konzept der Gedächtnisbiographie lässt sich für die (diachronisch) beschreibbaren, kreativen, intentionalen, physischen und rezeptiven Prozesse applizieren, die ein schrifttragendes Artefakt schaffen, stabilisieren, verändern, abnutzen und zerstören können. Die Kongruenz zwischen Intention und Rezeption ist dabei eine verbreitete Erfahrung auch in non-typographischen Gesellschaften. Dass eine Grabplatte mit Memorialinformationen beschriftet wird und das Gedächtnis an eine verstorbene Person steuert und stabilisiert, darf als Normalfall gelten, dessen Erfahrung aktuell und historisch geteilt wird. Von Rezeptionssteuerung ist hier allerdings nur mit Zurückhaltung zu reden, denn im Kern entspricht ein solcher Normalfall dem Vollzug bzw. der Wiederholung eines überindividuellen, kollektiv vereinbarten und etablierten Produktions- und Aufnahmeprozesses. Ein Handlungsmuster zur Artefaktbeschriftung, das nach Invention und Etablierung unzählige Male und ohne Innovationsbedarf wiederholt wurde, ist z. B. die Beschriftung für eine im Altar deponierte und dadurch nicht sichtbare Reliquie. Demgegenüber sind besondere Gestaltung, hochwertige Materialien, prominente Anbringung, intensivisierte Reproduktion oder geschützte Lagerung als Versuche der Steuerung von Rezeption durch den Produzenten zu verstehen, die an den Artefakten und ihrer Applikation abzulesen sind.⁵³

Denn Rezeption ist ein komplexer, nicht vollends steuerbarer Prozess, der sich nicht auf einen deckungsgleichen Vollzug eines ‚ursprünglichen Wollens‘ festlegen

⁵² Zum Gedächtnisbegriff und zur Gedächtnisforschung, insbesondere aus Perspektive des SFB 933 und mit Blick auf schrifttragende Artefakte siehe Allgaier et al. 2019; zum Spannungsfeld Produktion–Rezeption ebd., 187–188.

⁵³ Zu den Reliquienauthentiken des Frühmittelalters siehe Licht 2017 und Wallenwein/Licht 2021.

lässt. Jenseits von Normalfällen gibt es daher vielfältige Erfahrungen einer Spannung zwischen Intention und Rezeption. Wertlose Konzepte können als Autographen aufbewahrt werden und Gegenstand öffentlicher Verehrung sein. Ein solcher Fall ist für Werknotizen des Thomas von Aquin bekannt, die in einem Nonnenkonvent von Saragossa als Reliquien verehrt wurden.⁵⁴ Bisweilen bleiben Entwürfe liegen und gelten für den Autor als unpublizierbar, werden aus dem Nachlass veröffentlicht, in Artefakten vervielfältigt und feiern eine breite Rezeption. Der spätantike Dichter Sedulius hat mit seinem *Opus paschale* einen solchen ungewollten Publikumserfolg erzielt.⁵⁵ Die Wiederverwendung antiken Materials als Spolien in mittelalterlichen Gebäuden ist lediglich eine weitere Erscheinungsform dieses verbreiteten Phänomens.⁵⁶ Solche oder ähnliche spannungsreiche Vorgänge können eine erhebliche Komplexität erreichen. Im Durchlaufen von Transformationsprozessen werden Archive oder Auszüge daraus in Artefakte übertragen, die eine eigenständige, abwechslungsreiche Artefaktbiographie durchlaufen, die zu gesellschaftlichen Veränderungen führen können.

Ein solcher Weg aus dem Archiv ins Artefakt und von dort zu umfassender Wirksamkeit ist prominent am Codex Florentinus der Digesten nachzuverfolgen. Es handelt sich um die einzige auf stabilem Beschreibstoff erhaltene Sammlung der Musterfälle des römischen Rechts, die unter Justinian in Konstantinopel angefertigt wurde. Durch politische Veränderungen blieb diese Kodifikation aus den römischen Rechtsarchiven zunächst ohne Breitenwirkung. Der Codex verbrachte im süditalienischen Raum (Amalfi?) eine rezeptionsarme Phase, wurde Anfang des 12. Jahrhunderts (als Kriegsbeute?) nach Pisa gebracht, war ab dieser Zeit Objekt der in Italien und vor allem Bologna aufstrebenden Studien des Zivilrechts und wurde endlich 1406 als Trophäe an den heutigen Aufbewahrungsort Florenz gebracht.⁵⁷ Er wirkte als Referenztext für das Zivilrecht bis in die bürgerliche Gesetzgebung der Neuzeit.

Das Beispiel lenkt den Blick darauf, dass Kondensate in Einzelartefakten ein Hauptphänomen der historischen Archivüberlieferung sind. Da institutionelle Kontinuität oft fehlt oder markant unterbrochen wurde, sind Spuren historischer Archive oftmals lediglich in Deposita (Qumran, Archiv des Theophanes von Hermupolis, Villa dei Papiri, Geniza) oder in Form von Kodifikationen (Chartulare, Briefsammlungen) erhalten. Vor diesem Hintergrund kann ein erweiterter Archivbegriff analoge juristische (Sachsenspiegel), commemorative (Reichenauer Verbrüderungsbuch), administrative (Konzilsakten), liturgische Kodifikationen (Sakramentar) als Spiegelungen und Spuren archivalischer Zusammenhänge erkennen, an denen Transformationsprozesse neu ansetzen und welche die Keimzelle neuer Archive bilden können.

⁵⁴ Gils 1970.

⁵⁵ Zu diesem durch Subscriptio über mehrere Handschriften bezeugten Vorgang vgl. Wallenwein 2017, 29–32, 255–260; zu Vermerken von Korrektoren im Allgemeinen ebd., 5–8.

⁵⁶ Esch 1969; Wiegartz 2004; Altekamp/Marcks-Jacobs/Seiler 2013/2017; Bolle/von der Höh/Jaspart 2019; sowie die Angabe unten in Anm. 129.

⁵⁷ Dazu mit weiterführender Literatur: Licht 2018, 81–88.

These 14

In Standort und Zugangsbedingungen von Archiven manifestieren sich die Intentionen der ‚Archonten‘.

Heute müssen öffentliche Archive gemäß den geltenden Gesetzen für alle zugänglich gemacht werden.⁵⁸ Für Antike und Mittelalter war sicher ein ganz anderes Ideal verbindlich als das des offenen Archivs. In ihnen waren ‚öffentliche‘ Archive nicht so sehr Archive für die Öffentlichkeit, sondern für die herrschaftliche oder wirtschaftliche Verwaltung. Das *aerarium populi Romani* der Römischen Republik, dem oftmals die Funktion eines Archivs zugesprochen wird, erfüllte die Funktion einer öffentlichen Einrichtung nur unzureichend bzw. überhaupt nicht. Zwar wurden im Saturntempel auf dem Forum Romanum Beschlüsse des Senats und des Volkes sowie Richter- und Geschworenenlisten als Schriftartefakte aufbewahrt, doch war deren Nutzung praktisch unmöglich, da weder die breite Masse der Römer Zugang zum Archiv hatte noch zugangsberechtigte Amtsträger das *aerarium* effektiv nutzen konnten. Dies zeigen die Versuche Ciceros und Catos, gezielt nach Texten im Tempel des Saturns zu suchen. In diesem Sinne war das *aerarium* eher ein nichtöffentliches Archiv für die staatliche Verwaltung.⁵⁹

Allerdings ist zu differenzieren: Einerseits gab es Archive, in denen Dokumente aufbewahrt wurden, die der Staat zur Demonstration eigener Ansprüche (bzw. ihrer Erfüllung) brauchte, wie Steuerlisten oder Unterlagen zur Arbeitspflicht. Für solche Unterlagen war es wichtig, sie dem ungehinderten Zugriff der Öffentlichkeit (und damit dem Risiko der Verfälschung oder gar Vernichtung) zu entziehen. Andererseits gab es Kopien von privaten Rechtsdokumenten, auf die bei Rechtsstreitigkeiten zurückgegriffen werden konnte. Eine sehr bekannte hieroglyphische Inschrift aus dem ramessidischen Ägypten (13. Jh. v. Chr.)⁶⁰ berichtet, wie bei einem großen Streit um Eigentumsrechte an Land ein staatliches Archiv konsultiert wird. Die römische Verwaltung in Ägypten ließ Kopien privater Dokumente in zwei verschiedenen öffentlichen Archiven aufbewahren, um ihre Verfügbarkeit abzusichern.⁶¹

Im Gegensatz zu späteren Perioden, in denen sie in der Mehrheit sind, sind öffentliche Archive in der papyrologischen Dokumentation sehr selten vertreten, wo es eine Mehrheit der oben beschriebenen ‚privaten‘ Archive gibt,⁶² die eine Einzelperson,⁶³

⁵⁸ Zur Rolle des Archivars in älteren Gesellschaften vgl. These 15. Die Funktionen des modernen Archivars sind detailliert beschrieben in den *Grundsätzen des Zugangs zu Archiven* des International Council on Archives (ICA) 2014.

⁵⁹ Vgl. Culham 1989, 113–115.

⁶⁰ Gardiner 1905.

⁶¹ Vgl. Anagnostou-Canas 2009 sowie die Bibliographie ebd., 169, Anm. 1; Jördens 2010.

⁶² Vgl. Jördens 2001.

⁶³ Siehe z. B. die zufällige Entdeckung des Zenonarchivs aus der Zeit zwischen 270 und 240 v. Chr. bei Clarysse/Vandorpe 1995, 10–35.

eine Familie⁶⁴ oder einen großen Nachlass⁶⁵ betreffen. Eine Familie oder ein Steuerzahler hatte ein Interesse daran, seine ‚Papiere‘ an einem sicheren Ort aufzubewahren, damit sie im Falle einer Anfechtung vorgelegt werden konnten. Der einfache Akt, seine Dokumente beispielsweise in einer Wandnische zu deponieren,⁶⁶ ist bereits ein erster Schritt, um sie für die spätere Verwendung zu archivieren. Zugang durch andere Personen als die Familienmitglieder selbst wäre problematisch gewesen und hätte allenfalls das Risiko mit sich gebracht, dass Urkunden verfälscht worden wären; z. B. gibt es einen Papyrus aus einem Familienarchiv der Perserzeit in Ägypten, bei dem Teilbereiche sekundär ausgewischt sind, möglicherweise im Zuge einer Rivalität zwischen zwei Zweigen einer Familie.⁶⁷

Die Voraussetzung für den Zugang zu einem Archiv ist Schriftkompetenz. In den antiken und mittelalterlichen Gesellschaften z. B. war diese eingeschränkt; lese- und schreibkundige Personen schrieben vornehmlich für sich selbst oder ihresgleichen. Die Frage des Aufbewahrungsortes ist somit fundamental mit der Frage des Zugangs verbunden.⁶⁸ Es kann unterschieden werden zwischen Orten für die Konsultation von Dokumenten, die nicht frei zugänglich sind und die Anwesenheit eines Archivars erfordern, und solchen, die frei zugänglich sind, wie z. B. heute die kostenlose Konsultation öffentlicher Dokumente über das Internet. Der Zugang zum (eigenen) Archiv konnte für konkurrierende ‚Archonten‘-Gruppen restriktiv geführt werden, wie beispielsweise im Streitfall um Archivalien zwischen Bischof und Domkapitel. In derartigen Situationen mussten fest bestellte Archivare für die Einhaltung der Zugangsbeschränkungen sorgen, die in ihrem Amtsgebäude galten. Ein weiteres Beispiel stellen gemeinschaftlich genutzte Archive dar. So teilten sich im europäischen Spätmittelalter mitunter mehrere Zweige eines Geschlechts ein Archiv, regulierten die Nutzung und demonstrierten beides symbolisch durch mehrere Schlösser an Truhen, Briefgewölben, weiteren Gegenständen oder Orten, die zur Aufbewahrung des archivierten Schriftgutes dienten. Zur Nutzung des Archivs war dementsprechend die Zustimmung aller Nutzer sowie deren Schlüssel zu den jeweiligen Schlössern der Familienzweige erforderlich.⁶⁹

⁶⁴ Das Archiv einer Familie aus Theben, das in den Zeitraum zwischen 317 und 217 v. Chr. datiert wird, wurde beispielsweise in zwei Tonkrügen gefunden. El-Amir 1959, 21–41 beschreibt die allgemeinen Fundumstände und erwähnt, dass die Dokumente des Familienoberhaupts und seiner Besitzungen – wenn auch vielleicht zufällig („though possibly a coincidence“) – im ersten Krug aufbewahrt wurden, während sich die von seiner Familie und weiteren Angehörigen im zweiten Krug befanden (ebd., 40–41).

⁶⁵ Zum Apionenarchiv vgl. u. a. Mazza 2001.

⁶⁶ Aus Dura Europos (3. Jh. n. Chr., Mittlerer Euphrat) ist ein „Haus der Archive“ bekannt, in dem ein mit Graffiti versehener Kellerraum als Büro für einen gewissen Nebuchelos diente, der seine Dokumente wahrscheinlich in einer Art Einbauschrank aufbewahrte, vgl. Rostovtzeff/Welles 1931, bes. 169–170 (Abb.) und 184.

⁶⁷ Vgl. Korte 2019, 251–257.

⁶⁸ Zur restringierten Schriftpräsenz vgl. Frese/Keil/Krüger 2014.

⁶⁹ Vgl. Morsel 1998, 294.

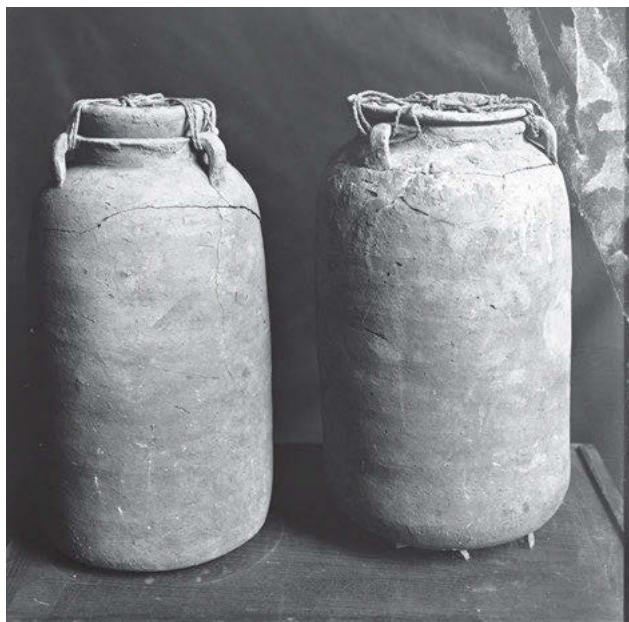


Abb. 3: Zwei Tonkrüge, in denen die Papyrusrollen des 1905 entdeckten Totoesarchivs aufbewahrt wurden. Turin, Museo Egizio, C01790.

Heutzutage gehen sowohl öffentliche (Regierungs- und Gemeindearchive) als auch private Archive immer mehr dazu über, Dokumente zusätzlich digital aufzubewahren, da dies sicherer ist als die alleinige physische Aufbewahrung von Originalen. Unsere Vorfahren hüteten ihre wertvollsten Aufzeichnungen so gut sie konnten. Daher ist über die Zeiten hinweg die Wahl des Aufbewahrungsortes für Archivgut eine zentrale Frage und wird durch verschiedene Faktoren bedingt.

Der Standort des Archivs wurde von denjenigen Menschen als ‚sicher‘ angesehen, die ihn als Aufbewahrungsort auswählen konnten. Es kann sich um ein als ungefährdet betrachtetes Gelände handeln, das von meteorologischen Schwankungen nicht betroffen und vor Katastrophen wie Feuersbrunst oder Erdbeben geschützt war. Möglich ist einerseits ein abgeschirmter natürlicher Ort (z. B. eine Felsgrotte), in dem allerdings Archive eher als Depositum versteckt wurden, wie die in einer ‚Briefgrotte‘ versteckten Archive in der jüdischen Wüste, in der Flüchtlinge der Bar Kokhba-Revolte 132 n. Chr. Zuflucht fanden.⁷⁰ Andererseits, und eher auch mit der Absicht einer Nutzung als konsultierbares Archiv, kommt ein menschengemachter Behälter (wie ein Krug oder eine Kiste) in Frage. Man denke z. B. an das demotische Archiv des Totoes,⁷¹ das in Deir el Medina in zwei versiegelten Krügen entdeckt wurde (Abb. 3), oder an drei Mönchsverträge des 5.–6. Jhs. n. Chr. von Labla, die absichtlich in Stoffe gewickelt und dann in einem großen Krug verstaut wurden.⁷²

⁷⁰ Vgl. Yadin 1962; Cuvigny 2009, 49–50 sowie 51–52 die Abb. 2.6–2.7.

⁷¹ Vgl. Botti 1967.

⁷² Vgl. McGing 1990, 67.

Es kann sich aber auch um einen bewusst für optimale Erhaltung errichteten Bau handeln. Dieser Aspekt wird bei spätmittelalterlichen Archiven weltlicher Fürsten sichtbar, die häufig in beherrschender Lage auf Höhenburgen untergebracht waren. Schutz ganz anderer Art wurde in den Fällen geboten, in denen mittelalterliche Herrschaftsträger ihre Archive einem Kloster anvertrauten: Hier sollten nicht nur schreibkundige Experten, sondern auch die besondere Heiligkeit des Ortes für Sicherheit sorgen.⁷³ Auch in der Antike und in nachfolgenden Epochen gab es Archive in Gotteshäusern, die einen starken symbolischen Schutzwert hatten.⁷⁴ Im ptolemäischen und römischen Ägypten gab es bereits öffentliche Archive, in denen privatrechtliche Urkunden aufbewahrt wurden; die zugehörigen Verträge waren vor örtlichen Notaren abgeschlossen worden. Zu nennen ist hier u. a. der Nanaion (Tempel der Isis Nanaia), der bereits im 1. Jahrhundert als Archiv diente.⁷⁵ Ein anderes Beispiel sind die fünf Archive von Nessana in Palästina (6.–7. Jh. n. Chr.), die in zwei angrenzenden Räumen der Kirchen St. Maria und St. Sergius und Bacchus gefunden wurden.⁷⁶ Die Fundumstände des heute als Petra-Papyri bekannten Archiv des Theodoros, Sohn des Obodianos, waren ähnlich: Eine Vielzahl an verkohlten Papyrusrollen wurde dort in den Ruinen der Hauptkirche entdeckt.⁷⁷

In seinem Werk *De magistratibus populi Romani* berichtet Johannes Lydos (III 19) von einem Archiv mit Gerichtsakten, das sich in den Substruktionen des Hippodroms in Konstantinopel befand. Die Räumlichkeiten erstreckten sich von dem Bereich unter der Kaiserloge bis zu dem als Sphendone bekannten halbrunden Baukörper und könnten, so der Autor, von jedem, der danach fragt, eingesehen werden. 1927 wurden in der Südosthälfte des Hippodroms, also dem von Johannes Lydos beschriebenen Abschnitt, in der Tat fünf kleine rechteckige Räume gefunden, die sich zu einem gemeinsamen Korridor hin öffneten. Neben der großen Nähe zum direkt nordöstlich anschließenden Großen Palast, boten die Substruktionen unter den Zuschauerrängen des Hippodroms viel Platz, eine beständige kühle Temperatur und Schutz vor äußeren Einflüssen und Beschädigungen (z. B. durch Feuer).⁷⁸

Ist das Archivgut in einem Behälter untergebracht, der seinem Umfang entspricht, oder in einem speziellen Raum, der Möglichkeiten zur Aufnahme weiterer Dokumente bietet? Ist das Behältnis mobil und kann somit von seinem Besitzer auf Reisen mitgenommen werden oder ist es an einen festen Platz gebunden? Im europäischen Mittelalter etwa zogen über viele Jahrhunderte hinweg die Könige von einem Ort zum

⁷³ Als eines unter vielen Beispielen möge das Archiv der aragonesischen Könige im Johanniterinnenkloster von Sigüenza dienen: López Rodríguez 2007, bes. 426–434.

⁷⁴ Das Militärarchiv und die Basis der Hilfstruppen von Dura Europos (3. Jh. n. Chr., Mittlerer Euphrat) wurden in einem Artemistempel entdeckt, vgl. Rostovtzeff 1933, 310–315, bes. 312.

⁷⁵ Vgl. Jördens 2010.

⁷⁶ Vgl. Sijpesteijn 2013; Gascou 2009, 480–481; Stroumsa 2008, 4.

⁷⁷ Vgl. Gascou 2009, 480; Jördens 2021.

⁷⁸ Vgl. Haensch 2013, 334–335; Grünbart 2018, 322–323; Kelly 1994.

anderen (Reisekönigtum). Ihre Archive oder Teile von diesen zogen, oftmals in Truhen verwahrt, mit ihnen und mussten daher mobil sein.⁷⁹ Es gibt Hinweise darauf, dass zur Verwaltung von Lehensabgaben in England bewusst Rollen (*pipe rolls*) eingesetzt wurden, da sie im Verhältnis zu Codices leichter zu transportieren waren. Auf der Reise zwischen den Lehensgütern wurden die Abgaben auf Rollen geschrieben, die Erträge wiederum auf andere Rollen im zentralen Herrschaftsort übertragen und archiviert.⁸⁰

Im Falle von öffentlichen Archiven lag der Ort der Archivierung in der Nähe eines Verwaltungs- oder Herrschaftszentrums. Während der Römerzeit in Ägypten waren die Zentralarchive für die Hinterlegung öffentlicher Dokumente bekanntlich in ‚Bibliotheken‘ untergebracht (z. B. in der Bibliothek des Patrika-Viertels in Alexandria). Später entstand auch das Archiv des Rates von Hermupolis, das wertvolle Daten über die Stadt zwischen 266 und 268 n. Chr. enthielt.⁸¹ Die Liste ließe sich beliebig verlängern.⁸² So bedingten im spätmittelalterlichen Europa die Herausbildung fester Residenzen die Entstehung von Archiven im oder am Herrscherpalast bzw. die Errichtung städtischer Rathäuser die Anlage eines kommunalen Archivs – ein Entwicklungsschritt, den bereits zuvor weniger mobile Herrschaftsträger wie etwa Bischöfe vollzogen hatten. Lage und Zugang sind also wesentlich für Archive.

These 15

Die materiale Beschaffenheit und die Ordnung von Archivalien ermöglichen Rückschlüsse auf die ‚Archonten‘.

Das ‚Archiv‘ sollte weder ohne seine Hüter noch ohne seine Archivgebiete gedacht werden, die hier mit dem Oberbegriff ‚Archonten‘ bezeichnet werden. Diese kontrollieren das Archiv herrschaftlich sowie administrativ und erfüllen die Aufgabe, das Archivgut nicht nur gegen den physischen Verfall seiner materialen Gestalt zu sichern, sondern auch neuen Bedürfnissen, aktuellen Diskursen und vermuteten zukünftigen Nutzungen anzupassen.⁸³ Innerhalb der Gruppe der ‚Archonten‘ lässt sich hinsichtlich der Zuständigkeiten und Rechte zwischen verschiedenen Typen differenzieren. So

⁷⁹ Ab dem 12. Jh. lässt sich jedoch auf Reisen vermehrt der Einsatz von Registern als Ersatz für Archive nachweisen. Register bilden den eigentlichen Beginn der tragbaren, mobilen Wissenspeicher in Anlehnung an Archive. Dazu Vismann 2011, 134–135.

⁸⁰ Vgl. Zanke 2017; Holz/Peltzer/Shirota 2019; Holz 2022, 193.

⁸¹ Vgl. Drew-Bear 2009.

⁸² Ebenso war das oben bereits erwähnte *aerarium* als Aufbewahrungsort wichtiger Dokumente des römischen Staates nicht nur im Tempel des Saturn untergebracht, sondern in unmittelbarer Nähe zur Herzkammer der Römischen Republik: Es befand sich zwischen Kapitol und Forum Romanum, vgl. dazu Culham 1989, 102.

⁸³ Derrida 1995 (dt. 1997); vgl. Wellmann 2012, 386; Wirth 2005, 22–23.

sind Autoritäten wie Könige, Fürsten, Bischöfe, Äbte etc. als herrschaftliche ‚Archonten‘ im Sinne von Archivgebietsräten zu begreifen, die durch die Anlage eines Archivs oder spätere Eingriffe wesentlich dessen Geschicke prägten. Von ihnen zu unterscheiden sind die administrativen ‚Archonten‘, die für die Verwaltung des Archivs zuständig sind und ebenfalls über eine beträchtliche Handlungsmacht („agency“) verfügen konnten. Solch ein ‚Archont‘ im Sinne eines Archivars als Hüter des Amtsgebäudes war zunächst einmal für die physische Sicherheit des Archivs sowie für die Lagerung und Konservierung von dessen Bestand zuständig; nicht selten verantwortete er auch als Schreiber die Anfertigung von Dokumenten.⁸⁴

Diese ‚Archonten‘ und die archivierten schrifttragenden Artefakte treten durch bestimmte Praktiken in Beziehung zueinander: Den ‚Archonten‘ kommt machtpolitische Kompetenz zu.⁸⁵ Als Bestandsbildende entscheiden sie – sei es als Einzelperson, sei es als Gruppe, Korporation oder Institution – darüber, wer Zugang zum Archiv hat, was aufgenommen und damit überliefert und was kassiert und damit in Vergessenheit geraten soll.⁸⁶ Solche Filterungsprozesse können neben der erwähnten politischen Dimension auch religiöse, finanzielle, ideologische und ästhetische Interessen widerspiegeln (vgl. These 16) und sind sogar für die ursprüngliche Anlage eines Archivs verantwortlich. Sichtbares Ergebnis dieser Machtausübung seitens der Archonten sind sowohl das Archiv als Gebäude als auch die darin enthaltenen Artefakte. Im *Codex Theodosianus* (XV 14,8) findet sich ein Erlass zur Entfernung von Dokumenten aus einem Archiv. So sollen die Urteile der *iudices*, die von Magnus Maximus berufen wurden, ihre Gültigkeit verlieren und aus den *scrinia* (deren ursprünglichem Aufbewahrungsort) entfernt werden. Die betreffende Stelle ist mit dem Sieg von Theodosios I. über den Usurpator Magnus Maximus 388 n. Chr. verbunden.⁸⁷

Der ‚Archont‘ ist in seiner Funktion als Bestandsbildender auch für die Erweiterung und Aktualisierung des Archivs verantwortlich. Hierzu gehört vor allem das Sammeln und Selektieren von schrifttragenden Artefakten, was ihn in die Nähe zu Hütern von Sammlungen (Bibliotheken, Museen etc.) rückt.⁸⁸ Andere wichtige Tätigkeiten wie das Ordnen, Bereitstellen, Erschließen und Analysieren von Archivgut weisen über das bloße Sammeln hinaus.⁸⁹ Er muss zudem auf technische und materiale Umwälzungen reagieren, die fortlaufende Sicherung von Archivgut garantieren und für dessen zukünftige Lesbarkeit Sorge tragen. Spätere ‚Archonten‘ folgten bei der materialen Nachbearbeitung erhaltenen Schriftguts ihren jeweiligen zeitgenössischen Praktiken. So enthalten mittelalterliche Handschriften mitunter Marginalien wie Lesevermerke, Ordnungsangaben oder Zeichnungen, welche Rückschlüsse auf die

⁸⁴ Vgl. hierzu für das europäische Mittelalter: Hermand/Nieus/Renard 2019.

⁸⁵ Vgl. Wirth 2005, 22–23.

⁸⁶ Vgl. Wellmann 2012, 388–389; Esch 1985; Auer 2000.

⁸⁷ Vgl. Haensch 2013, 336.

⁸⁸ Vgl. Wellmann 2012, 385.

⁸⁹ Vgl. oben Anm. 8.

‚Archonten‘ erlauben.⁹⁰ Archive als Artefaktarrangements zeigen häufig eine inhaltliche, materiale und kulturelle Vielfalt, auf die der jeweilige ‚Archont‘ reagieren muss. Ein Hindernis bei der Kategorisierung kann die Entkontextualisierung der gesammelten Dinge darstellen, die der ‚Archont‘ zunächst produktionsseitig und dann innerhalb des Archivs verorten und schließlich für künftige Nutzung aufbereiten muss. Es ist seine Aufgabe, den Artefakten strukturellen Sinn (durch Registrierung etc.) sowie kulturelle Bedeutung zuzuweisen und plausible Rezeptionspraktiken zu konstruieren. Darüber hinaus muss er die Zugänglichkeit und Nutzung garantieren. Dadurch nimmt der ‚Archont‘ die oben erwähnte Zwischenstufe zwischen Produzenten und Archivnutzern bzw. Rezipienten des Archivgutes ein (vgl. These 13).

Nachdem die Artefakte an einem Ort zusammengetragen wurden und nach spezifischen Kriterien entschieden wurde, ob diese gesammelt oder kassiert werden sollen, unterliegen sie einem weiteren Ordnungsprozess (vgl. These 16). Hier ist jedoch Vorsicht geboten, da die Wirkmächtigkeit moderner Bürokratie und Systematik den Blick für die Archive non-typographischer Gesellschaften trüben kann. So lassen sich für das europäische Mittelalter verschiedene Zentralarchive nachweisen. Am bedeutendsten dürften in dieser Hinsicht die päpstlichen Archive gewesen sein. Weiterhin existierte auch eine Vielzahl hochentwickelter Archivspeicher wie im Herzogtum Savoyen im 15. Jahrhundert das Schatzgewölbe in der Burg Chambéry, welches sich durch umfangreiche Ordnungs- und Inventarisierungsmaßnahmen auszeichnete. Zugleich sind aber in demselben ‚Gewölbe‘ zahlreiche Säcke mit Archivalien belegt, die unregistriert blieben und lediglich mit einer Aufschrift (*nullius in valoris*) etikettiert wurden.⁹¹ In seltenen Fällen – wie das Beispiel des ältesten Archivverzeichnisses der österreichischen Herzöge aus Baden aus dem ausgehenden 14. Jahrhundert beweist – haben sich Archivordnungen mit Kollokationsvermerken überliefert. Das Verzeichnis bildet Ansätze einer systematischen Ordnung der Bestände ab, die nach Sachgebieten und Herrschaften gegliedert und in 28 speziell durch Buchstaben und Bildsignaturen gekennzeichneten Laden untergebracht waren.⁹²

Ein Ordnungsprozess kann nach inhaltlichen, nutzungsbedingten, räumlichen, materialen und weiteren Kriterien (z. B. nach Rechtsinhalt, Dokumententyp) ablaufen. Die so archivierten Artefakte erlauben Rückschlüsse auf die Motivationen des ‚Archonten‘ und dessen Priorisierungen. Durch materiale Bearbeitung wie die Anbringung von Siegeln, Stempeln und anderen autorisierenden Zeichen kann das Material verändert werden und an Bedeutung gewinnen, diese aber auch verlieren. Daneben

⁹⁰ Vgl. hierzu Traube 1910, 6: „Schon die Abschreibung irgend eines Schriftstellertextes ist eine kleine historische Tatsache, all das, was dieser und jeder folgende Schreiber von Eigenem absichtlich oder unbewußt hinzutut, seine Fehler und Verbesserungen, seine Randbemerkungen bis herab zum einfachsten Avis au lecteur, dem Zeichen für *nota* und *require* oder derweisenden Hand – all diese kurzen, fast stummen Winke und Zeichen können als geschichtliche Zeugnisse gedeutet werden.“

⁹¹ Vgl. Widder 2016, 107–108; Rück 1971, 49–67; zum Umgang mit Papier vgl. Meyer-Schlenkerich 2018.

⁹² Vgl. Lackner 2002, 261–262.



Abb. 4: Materiale und formale Vereinheitlichung eines historisch gewachsenen Archivs aus dem europäischen Mittelalter. Arxiu i Biblioteca Episcopal de Vic (Foto: Nikolas Jaspert).

können Änderungen im Format, Layout oder Vereinheitlichungen z. B. anhand von gleichen Bucheinbänden erfolgen, um die versammelten Artefakte als Eigentum einer Institution auszuweisen (Abb. 4). Auch die Transformation des Textdokumentes selbst ist möglich. So banden ‚Archonten‘ Einzelseiten aus konservatorischen Gründen in Bänden zusammen (Abb. 2) oder zerschnitten Rotuli in Abschnitte, um sie besser lagern und in die Systematik des Archivs einfügen zu können.⁹³ Sie wirkten damit auf die Artefakte und die Art ihrer Vergesellschaftung. Zugleich gab aber auch das Artefakt selbst im Sinne der Affordanz vor, wie es zu lagern und nachhaltig zu konservieren war.⁹⁴ Mittelalterliche Rollen etwa wurden in der königlichen Verwaltung Englands anders aufbewahrt als Codices.⁹⁵ Tontäfelchen hatten andere Lagerbedingungen als Papyri. In gewissem Maße bedingte das Material die Überlieferungschance der Artefakte.⁹⁶ Neben dem Beschreibstoff gaben auch die Form und die Anzahl der

⁹³ Dies geschah beispielsweise bei der Salisbury Roll, einer genealogischen Rolle der Earls of Salisbury, die zu einem späteren Zeitpunkt, mutmaßlich im 18. Jh., zerschnitten und in einen Codex gebunden wurde: Payne 1987, 189. Vgl. auch unten, Anm. 111. Als weitere Beispiele für archivarisches Bearbeiten und die Transformation von im Archiv aufgenommenen Textdokumenten können die *tomoi synkollesimoi* genannt werden, siehe hierzu u. a. Clarysse 2003.

⁹⁴ Zur Praxis des Ordners vgl. Ast et al. 2015, 698–699.

⁹⁵ Denn während die königliche Verwaltung Rollen in Beuteln und Säcken aufbewahrte, war das für Codices nicht der Fall. Für die langfristige Archivierung wiederum wurden sowohl Rollen als auch Codices in Truhen gelagert: Holz 2019, 186.

⁹⁶ Vgl. Esch 1985, *passim*.

Artefakte die topologische Anordnung vor. Kleine, seltene und damit kostbare Elfenbeintafeln, Urkunden mit wichtigem Rechtsinhalt etc. ließen sich beispielsweise in Holztruhen, Schreinen etc. ablegen, Briefe auf Papyrus in einem Bündel zusammenfassen,⁹⁷ wohingegen Akten oder generell große Mengen an Archivalien in speziellen Magazinen oder auch unregistriert in Säcken verpackt untergebracht wurden. Ein spannendes Beispiel für die Verwahrung von als besonders kostbar erachteten Archivalien bzw. solchen, die einen bedeutsamen Inhalt wiedergeben, findet man im Inventar des Stifts Herzogenburg in Niederösterreich aus dem Jahr 1781. Es wird darin berichtet, dass man im Zuge einer Verzeichnung der archivierten Urkunden auf den bis dahin verschollenen Stiftungsbrief von 1112 stieß. Nach seiner überraschenden Wiederentdeckung wurde das Dokument 1779 in eine speziell für diesen Zweck gefertigte Metallkassette mit goldenem Dekor untergebracht und so, wie der Text weiter berichtet, im Archiv auf besondere Weise gelagert.⁹⁸

Zudem bestimmt die Häufigkeit der Nutzung des Artefakts darüber, wie dasselbe verwahrt wurde und ob es leicht zugänglich war (vgl. These 14). Der ‚Archont‘ musste für ein artefaktgerechtes Verwahren und Präsentieren und vor allem für einen prospektiven Gebrauch Sorge tragen. Wurde ein Artefakt gemäß seiner materialen Beschaffenheit gelagert, ermöglicht dies Aufschluss über die Praktiken und Motive des ‚Archonten‘. Ein Schlaglicht auf diesen Prozess der Organisation von Archivgut werfen Listen, die im Mittelmeerraum zu Beginn des 14. Jahrhunderts im Auftrag örtlicher Herrscher angelegt wurden. Das Inventar der königlichen Kapelle von Palermo aus dem Jahr 1309⁹⁹ ist z. B. noch ganz einer traditionellen Gleichsetzung von Königsarchiv und Königsschatz verpflichtet und verzeichnet Kunstgegenstände, Gewänder, Urkunden und Bücher gemeinsam.¹⁰⁰ Innerhalb dieser Zusammenstellung werden die Urkunden separiert aufgeführt, nach ihrer lokalen Zugehörigkeit (Pertinenzprinzip) geordnet und innerhalb der Pertinenz hierarchisiert: *privilegia* (teils in Purpur), *instrumenta*, *rescripta*. Lagerort ist eine große, mit Elfenbein verzierte Truhe, in der der Großteil der aufgeführten Dokumente gemeinsam aufbewahrt wird (*cassia una magna eburnea depicta, in qua est maior pars dictorum privilegiorum et literarum*),¹⁰¹ woraus sich ergibt, dass die aufgeführte Ordnung nach Pertinenz und Hierarchie eine von den ‚Archonten‘ in die Sammlung projizierte Systematisierung darstellt. Drei Jahre zuvor hatten bereits in der Krone Aragon Kanzleibeamte ein Inventar aller Pergamenturkunden erstellt, welche über den Patrimonialbesitz des Königs Auskunft gaben und offenbar aus diesem Grund gemeinsam in einem eigenen Behälter, einer großen Truhe, aufbewahrt wurden.¹⁰² Im Jahre 1345 wiederum wurde eine Zusammenstellung aller

⁹⁷ Vgl. Fournet 2007, 688; Vanderheyden 2014, 168.

⁹⁸ Stiftsarchiv Herzogenburg, H. 4.2-F.1001/2; Penz 2004, 20.

⁹⁹ *Tabularium regiae*, 98–103.

¹⁰⁰ Zur Identität von Schatz und Archiv vgl. Bresslau 1912, 162.

¹⁰¹ *Tabularium regiae*, 100.

¹⁰² Vgl. *Catálogo de memoriales e inventarios*, 24.

Dokumente des im Königspalast zu Barcelona beheimateten Kronarchivs erstellt, das zu jener Zeit als selbständige Einrichtung angesehen wurde (*memoriale instrumentorum patrimonii regii reconditorum in armariis archivi palatii Barcinone*). Aus diesem Inventar wird nicht nur die Ordnung des Archivmaterials ersichtlich, sondern auch dessen materialabhängige Aufbewahrung in Schränken oder Säcken.¹⁰³ Solche Hinweise auf die materiale Beschaffenheit und Ordnung von Archivalien vermitteln damit Rückschlüsse auf die jeweiligen ‚Archonten‘.

These 16

In Archiven werden schrifttragende Artefakte gefiltert, codiert und transformiert.

Archivgüter erfahren immer wieder Prozesse archivarischer Bearbeitung. Bevor schrifttragende Artefakte Eingang ins Archiv finden, durchlaufen sie den notwendigen Prozess des Filterns. Das Filtern ermöglicht dabei eine zielgerichtete Nutzung der Texte. Erst durch diese bewusste Auswahl wird eine kontingente Ansammlung von Geschriebenem zum Archiv. Dem nachgelagert sind Bearbeitungsschritte, die dazu dienen, Archivgüter für eine prospektive Nutzung zu bearbeiten und so deren Nutzbarkeit zu erleichtern bzw. zu erhalten.

Nach einer ersten Selektion und Sammlung erfolgen weitere Bearbeitungsprozesse: das Selektieren (Aussortieren, Kassation), das Ordnen (etwa nach Format oder Erhaltungstand), das Rationalisieren (Inventare und Indices Erarbeiten) und das Katalogisieren (Signaturen, Dorsualvermerke, einheitliche Einbände) und schließlich das Konservieren für künftige Rezipienten. Darüber hinaus sind noch Filterungsprozesse anzuführen, die durch Sinnstiftung und -deutung, den Erhaltungszustand von Schriftgut, Raumkapazitäten und Translationsprozesse bedingt sind.

Aufgrund der begrenzten Kapazitäten haben ‚Archonten‘ in der Regel ein Interesse daran, Doubletten auszusortieren. In typographischen Gesellschaften sind Doubletten aus Kapazitätsgründen bisweilen kaum wert, bewahrt zu werden. Solche Schriften werden beim Eingang ins Archiv herausgefiltert. Verschiedene Versionen eines Textes können jedoch in das Archiv gelangen oder im Bestand verbleiben, wenn sie zusätzliche Informationen enthalten. In non-typographischen Gesellschaften trifft dies vor allem für Abschriften zu. Häufig sind diese nicht nur reine Kopien, sondern weisen Text- und Layoutvarianten auf, die auf Nutzungskontexte schließen lassen.¹⁰⁴

¹⁰³ Vgl. *Catálogo de memoriales e inventarios*, 32.

¹⁰⁴ Vgl. hierzu Traube 1910, 7: „Selbst solche Handschriften, die jeden Wert einzubüßen scheinen, da ihre unmittelbaren Vorlagen noch erhalten sind und aufgefunden wurden, können bei historischer Betrachtung ihren Wert zurückgewinnen.“

Deutlich wird dies im byzantinischen Archiv von Aphrodito, das mehrere Dokumente und Gedichte in Entwürfen und aufeinanderfolgenden Versionen enthält. Zum Beispiel geben zwei Papyri zwei Versionen desselben Dokumentes wieder: Eine Version stammt von einem Ägypter und die andere von einem Konstantinopolitaner. Das zweite Exemplar liefert uns eine einzigartige Gelegenheit, durch Schriften, Lexik und Ausdrucksformen zwei verschiedene Kulturen zu vergleichen, da man am Ufer des Nils anders schrieb als in der Hauptstadt des byzantinischen Reiches.¹⁰⁵

„Archonten“ beabsichtigen, jene Schriften durch Filterung auszusuchen und aufzubewahren, die den Archivzweck erfüllen und sich in die Struktur des Archivs einfügen. Diese Auswahl folgt einer inhärenten Logik; zugleich wirkt sie dadurch sinnstiftend, dass durch „Filterung“ Texte neu kontextualisiert werden. Jeder Nutzer eines Archivs ist daher abhängig von den Selektions- und Deutungsfertigkeiten des „Archonten“. Erkennt dieser für die Nachwelt relevante Deutungshorizonte eines schrifttragenden Artefaktes nicht oder nur unzureichend und betrachtet dieses als nicht bewahrenswert, sortiert er es aus. Anders formuliert: In Archiven wird die Gegenwart auf eine spezifische Art und Weise neu zusammengestellt, gewissermaßen „codiert“ und damit die Zukunft vorweggenommen.¹⁰⁶

Die Beurteilung der Relevanz schrifttragender Artefakte ändert sich in historischer Perspektive. Ephemere Alltagszeugnisse, die von ihren Zeitgenossen nicht als archivwürdig angesehen wurden, können in dem Maße, wie der zeitliche Abstand zu ihrer Produktion wächst und sie somit seltene Zeugnisse vergangener Praktiken werden, einen ganz neuen Wert erlangen. Wenn heutzutage zufällig erhaltene Alltagsschriften aus lange vergangener Zeit gefunden werden, sind sie für das Archiv oft wertvolle und seltene Kulturgüter. In früheren Epochen hingegen waren im Archiv in der Regel nur solche schrifttragende Artefakte zu finden, die sich in die Struktur des Archivs einfügten. In Klosterarchiven wurden vor allem Textzeugen von Rechtsakten und theologisch-kirchlichen Schriften gesammelt, nicht jedoch Alltagsschriften der Klosterbewohner (Notizen, Rezepte, Skizzen, Anweisungen). Falls diese dennoch Eingang ins Archiv fanden, taten sie dies oftmals nur durch einen Überlieferungszufall.¹⁰⁷ So sind beispielsweise Übungstexte, die im Skriptorium eines Klosters von Novizen angefertigt wurden, nur in geringer Zahl und oft in anderen gebundenen Schriften verborgen überliefert. Ein Beispiel hierfür ist das Reichenauer Schulheft, in dem sich u. a. eine griechisch-lateinische Vokabelliste zusammen mit anderen (Lern-)Inhalten befindet.¹⁰⁸ Es ist somit zu trennen zwischen intentional angelegtem (selektiertem) Archivgut und Zufallsüberlieferung.

In letzter Konsequenz bedeutet dies: Auch in der Welt der Archive ist Vergessen die Regel, das Erinnern die Ausnahme. Häufig entscheidet der textliche Gehalt über die Aufnahme in das Archiv. Einen Sonderfall bilden demgegenüber Artefakte, die

¹⁰⁵ Vgl. Fournet 2018.

¹⁰⁶ Vgl. Ebeling 2016, 129.

¹⁰⁷ Vgl. Esch 1985, passim.

¹⁰⁸ St. Paul im Lavanttal, Stiftsbibliothek, Cod. 86b/1.

trotz ihres mangelnden Textsinns bewahrt werden. Wenn Bedeutung über Materialität zugeschrieben wird oder ein Kuriosum schon Zweck genug ist, das Objekt zu archivieren, kann es durchaus Eingang ins Archiv finden.

Dem Filtern nachgelagerte Bearbeitungsprozesse sind für die Pflege des Archivs unerlässlich, können allerdings schrifttragende Artefakte nachhaltig modifizieren und damit den direkten Zugang des Rezipienten zum Original erschweren. Die eingangs beschriebenen Veränderungen der Textträger können aus verschiedenen Gründen sinnvoll sein. Durch Praktiken wie das Neubinden oder die Umlagerung von Archivgut wird die materiale Beschaffenheit des Schriftgutes sowie sein ursprüngliches Artefaktarrangement geändert. Am Beispiel von mittelalterlichen Kopialbüchern oder Registern wird deutlich, dass das Geschriebene vielfach auf die Ebene des Textinhaltes reduziert wurde. In einigen Fällen wurden Siegel, Monogramme und weitere Beglaubigungszeichen von Urkunden in Kopiare übertragen und dadurch in ihrer visuellen Gestalt erhalten (Abb. 1a und b). Die äußeren Merkmale des Originals (Urkunde mit Wachssiegel, Bleibulle etc.) sind aber selbst hier nicht mehr vollständig nachvollziehbar, zumal im Nachgang oft Urkunden und Kopialbuch getrennt aufbewahrt und erstere häufig nicht im Original überliefert wurden. Bisweilen finden sich in Sammelhandschriften selbst Hinweise auf den Aufbewahrungsort der darin abgeschriebenen Urkunden, so beispielsweise der Vermerk auf dem Einband eines Lehenbuches der Grafen von Hohenlohe (um 1490): *Dise revers liegen zu Oringen im gewelbe*.¹⁰⁹ Meistens fanden sich in solchen Kopien aber keine ausdrücklichen Hinweise auf die materiale Gestalt des Originals. Wenn das Kopialbuch heute noch als archivalische Quelle vorliegt, hat man also Zugang zum Textgehalt des Artefakts, nicht jedoch zu seiner Materialität. Auch die Aura des ursprünglichen schrifttragenden Artefakts geht durch diesen Prozess der Bearbeitung verloren. Selbst eine möglichst exakte Kopie (Faksimile) ersetzt für den späteren Nutzer nicht die materiale Präsenz des Originals, da dessen Authentizität und Artefaktbiographie nicht kopierbar sind.

Als Beispiel mag das Archiv einer päpstlichen Behörde, der Pönitentiarie, dienen, das weder die Bittbriefe der Antragsteller noch die ausgestellten päpstlichen Schreiben überliefert, sondern nur die in Codices niedergelegten Kurzfassungen erfolgreich abgeschlossener Verfahren. Dies hat nicht nur zur Folge, dass lediglich ein Bruchteil der ursprünglich für das Verfahren vorhandenen Informationen vorliegt, sondern dass die eigentliche Materialität (Bittbriefe, ausgestellte Urkunden, Dispense, Absolutionen) gar nicht archiviert wurde. Die bedeutungsschwere Aura eines päpstlichen Schreibens z. B. ist somit im Archiv selbst nicht mehr zu fassen.¹¹⁰ Das Archiv kondensiert und überliefert eine Auswahl an Informationen, die nur eingeschränkte Deutungskontexte ermöglichen.

¹⁰⁹ Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, GA 120, Nr. 5, Vermerk auf dem Vorderdeckel des Einbands.

¹¹⁰ Vgl. dazu die Bände des *Repertorium poenitentiarie Germanicum*: Schmugge 1996–2018; vereinzelt sind ausgestellte Dokumente der Pönitentiarie – über diverse Archive Europas verstreut – dennoch erhalten, jedoch nicht im Archiv der Pönitentiarie selbst: Schmugge 1995, 125.

Die materialen Gegebenheiten von Schriftgut und deren Durabilität bedingen grundlegend die Filterungs- und Bearbeitungsprozesse. Das Format des Artefakts spielt bei der Bewertung der Relevanz eine nicht zu unterschätzende Rolle: Gebundene Handschriften haben eine bessere Chance, überliefert zu werden als lose Zettel oder unübliche Formate. Diese werden eher ausgesondert oder ihr Textgehalt wird in andere Medien transformiert. Schlecht erhaltene Schriftträger konnten aussortiert oder im besten Falle als Makulatur überliefert werden. Sie sind so eigentlich schon aus dem Archiv entfernt, bleiben aber zweckentfremdet der Nachwelt erhalten. Dieser zeitlich nachgeordnete Filterungsprozess verläuft unregelmäßig und oftmals situationsabhängig, ist aber dafür verantwortlich, dass viel Information auf inhaltlicher wie materialer Ebene als Folge archivarischer Bearbeitung verloren geht. In anderen Fällen werden schlecht erhaltene oder nur unzureichend für die weitere Konservierung gesicherte Schriftstücke abgeschrieben bzw. in neue Speichermedien übertragen. Ebenso geschieht es, dass relevante Informationsträger aus verschiedenen Textkörpern in neue Schriftmedien zusammengebracht werden. Häufig werden wesentliche materiale Informationen dann nicht weiter aufbewahrt. Die Informationsweitergabe wird dabei zulasten der Materialität des Textes priorisiert. Materiale Bezüge zwischen Form und Inhalt gehen dann verloren. Dies lässt sich z. B. am *Writhe's Garter Book* feststellen: Der heutige Codex versammelt in sich nicht nur eine zerschnittene Rolle, sondern in Einzellagen auch andere heraldische und genealogische Werke, die ursprünglich nicht miteinander zusammenhingen und erst in verschiedenen Bearbeitungsschritten zusammenfanden.¹¹¹

Die archivarische Bearbeitung schrifttragender Artefakte führt somit dazu, dass Texte entweder in ihrer ursprünglichen materialen Gestalt oder zumindest als Information durch die Zeiten hindurch erhalten geblieben sind. Dabei unterlaufen Archivalien einen Prozess der Transformation. Diese Prozesse sorgen dafür, dass Geschriebenes dem Nutzer prospektiv zugänglich gemacht wird. Sie können den Zugang zum Originalartefakt erleichtern (bessere Auffindbarkeit, Nutzung, Verständnis etc.) oder die Distanz zu ihm vergrößern (z. B. räumliche Entfernung vom Original durch Abschrift).

Auf einer ganz basalen Ebene erfolgt Selektion wegen der begrenzten Kapazität des (Archiv-)Raumes. Nimmt die Schriftmenge immer weiter zu, obwohl der Raum des Archivs gefüllt ist, muss ausgewählt werden, was weiter bewahrt wird und was nicht. Auch bei der Umformung, Translation oder Umwidmung eines Archivs erfolgen immer wieder Filterungsprozesse, die dafür sorgen, dass ursprünglich angelegte Archive nur noch in modifizierter Form fortbestehen. Ein nicht intendierter und nur schwer steuerbarer Filter ist dabei der Verlauf der Zeit. Material kann durch Umwelteinflüsse (Brand, Wasser, Schädlinge) vollständig verloren gehen, durch Nachlässigkeit der ‚Archonten‘ (Verlegen, Verlieren, falsches Einordnen) nicht mehr zugänglich sein oder auch durch archivarische Nutzung (Knicken, Falten, Schneiden) in Mitleidenschaft gezogen

111 *Medieval Pageant. Writhe's Garter Book*, 1.

werden. Ältere, etwa auf Pergament niedergelegte Textgehalte, die in späterer Zeit nicht mehr opportun erschienen, wurden bisweilen eradiert oder abgewaschen, das Material neu beschriftet. In besonderen Glücksfällen ist das ursprüngliche Geschriebene wiederherzustellen. So ist uns beispielsweise Ciceros *De re publica* maßgeblich nicht-intentional über ein Pergament-Palimpsest, das in der Vatikanischen Bibliothek entdeckt wurde, in Fragmenten erhalten.¹¹²

Gerade bei Überlieferungskontexten aus non-typographischen Gesellschaften, bei denen der Textverlust ohnehin schon sehr groß ist, wird so nur ein Bruchteil der ursprünglich vorhandenen Information überliefert. Die Deutung von Archivalien muss deswegen mit dem Wissen um die vorherige Selektion und Bearbeitung der Texte erfolgen.

These 17

Es besteht ein direkter Zusammenhang zwischen der Materialität von Gedächtnismedien, ihren Zielgruppen und ihren Überlieferungschancen.

Innerhalb der regen kultur- und geschichtswissenschaftlichen Gedächtnisforschung der letzten Jahrzehnte ist in Bezug auf Gedächtnismedien bzw. Gedächtnisträger beobachtet worden, dass die Analyse ihrer Materialität und konkreten physischen Gestalt Rückschlüsse auf ihre Wirkungen erlaubt.¹¹³ Dieses Postulat lässt sich im Sinne der Theorie materialer Textkulturen dahingehend erweitern, dass die materialen Eigenschaften von Gedächtnismedien überdies Hinweise auf die bei ihrer Kreation avisierten Rezipienten liefern. Hierzu ist von Fall zu Fall zu eruieren, inwiefern die dem jeweiligen Gedächtnisträger zugeordnete Bestimmung und die Wahl seiner Zielgruppe unmittelbar dessen Gestaltung beeinflussen.¹¹⁴ Gute Dienste leistet dabei die Berücksichtigung solcher Aspekte wie die Größe der mit dem Gedächtnismedium angesprochenen Rezipientenkreise und die intendierte Dauer der Gedächtnisstiftung – der ‚Zeitindex‘.¹¹⁵ Als solcher wird hier mit Jan Assmann der Faktor verstanden, der über die Gegenwart hinaus auf verschiedene Vergangenheitsschichten verweist.¹¹⁶

Ist das entsprechende Artefakt auf Langlebigkeit angelegt, scheint ein beständiger, widerstandsfähiger Trägerstoff, eine sorgfältige und aufwendige Gestaltung sowie eine prominente räumliche Situierung angezeigt, insbesondere wenn eine regelhafte,

¹¹² Rom, Biblioteca Apostolica Vaticana, Vat. lat. 5757 (CLA I 35).

¹¹³ Vgl. Erl 2004.

¹¹⁴ Vgl. Allgaier et al. 2019, 190–193; Ebeling 2016, 127–128.

¹¹⁵ Zu den Faktoren Größe der Rezipientengruppe und Dauer der Informationsspeicherung vgl. Allgaier et al. 2019, 188–190.

¹¹⁶ J. Assmann 2018, 20.

konstante oder zyklische Nutzung erreicht werden soll. Aufgrund dieser Konstellation können sich Konflikte zwischen der erwünschten Lebensdauer des Gedächtnismediums und den besonderen Qualitäten des Trägermaterials ergeben. Wird dessen stofflicher Wert, etwa aufgrund des seltenen Vorkommens, als besonders hoch eingeschätzt, ist das Artefakt von Zerstörung durch Umfertigung bedroht. Prominente Beispiele aus dem Europa des non-typographischen Zeitalters betreffen etwa den Umgang mit Pergament oder Metall. Mühsam bearbeitete Tierhäute als Beschreibstoff waren im Mittelalter kostbar und wurden deshalb oft wiederverwendet, und sei es als Makulatur aufgrund ihrer Festigkeit.¹¹⁷ Weitaus schlechter erging es Inschriften aus Bronze oder gar Gold, die wegen ihres monetären Werts oft lediglich dem Wortlaut nach überliefert wurden. In ihrer ursprünglichen materialen Gestalt haben sie kaum einmal die Zeiten überdauert, da sie gewöhnlich eingeschmolzen wurden. Die Dioskuren auf dem Quirinal, die im Mittelalter fälschlich mit Praxiteles und Phidias und diese dazu noch irrig als Philosophen – eigentlich handelte es sich um antike Bildhauer – identifiziert wurden, ließen ihre Standbilder laut den spätmittelalterlichen vernakularen Versionen der *Mirabilia urbis Romae* (Wunderwerke der Stadt Rom) absichtlich nicht in Metall ausführen, damit diese nicht der *malitia et avaritia*, der Bosheit und Gier, der Bewohner Roms zum Opfer fielen.¹¹⁸ Im epigraphischen Bereich wäre auf die *litterae aureae*, die vergoldeten Bronzelettern römisch-antiker Inschriften, zu verweisen, von deren ehemaliger Existenz heutzutage meist nur noch die Dübellöcher der einzelnen Buchstaben künden, was zur ‚Entwicklung‘ und Entzifferung eines eigenen ‚Lochalphabets‘ geführt hat.¹¹⁹ Exotische Elfenbeindiptychen oder Bergkristallarbeiten wiederum boten sich aufgrund ihrer Materialität dazu an, zu Reliquiaren umgearbeitet und (neu) beschriftet zu werden, wodurch sie zumindest in abgewandelter Form erhalten blieben.¹²⁰

Demgegenüber werden Gedächtnismedien mit kürzerem Zeitindex in der Regel aus ephemeren Materialien erzeugt. In diese Kategorie fallen etwa pragmatische Gedächtnisträger, die okkasionell verwendet oder lediglich einer singulären Bestimmung zugeführt werden, wie etwa der Notiz- oder Einkaufszettel, der als einmalige Gedächtnisstütze fungiert.¹²¹ Eine aufwendige materiale Gestaltung entfällt hier in der Regel, weil sowohl die breite Zielgruppe als auch die Perspektive eines zukünftigen Gebrauchs fehlen.

Die keineswegs absolute, sondern an kulturelle Konventionen gekoppelte Wertigkeit eines physischen Trägers weist nicht nur auf dessen Zielgruppe und die dem Artefakt zugeschriebene Bedeutung hin, sondern auch auf die soziale bzw. politische

¹¹⁷ Vgl. Becker/Licht/Schneidmüller 2015; zur Fragment- und Makulaturforschung siehe Neuheuser/Schmitz 2015.

¹¹⁸ *Codice topografico*, 131.

¹¹⁹ Vgl. Alföldy 1990 und 1995; Posamentir/Wienholz 2012; Posamentir 2017.

¹²⁰ Vgl. Gerevini 2014.

¹²¹ Vgl. Allgaier et al. 2019, 186–191.

Stellung des Auftraggebers und dessen ökonomische Ressourcen zurück. Die Materialität schlägt somit eine zusätzliche kommunikative Brücke zwischen den Produzenten und Rezipienten von Gedächtnismedien.

Eine zentrale Analysekategorie in allen hier behandelten Beispielen repräsentiert der Begriff der Affordanz, womit die jeweiligen Handlungsangebote gemeint sind, die ein Artefakt auf Basis seiner materialen Eigenschaften dem Benutzer unterbreitet.¹²² In der Materialität (beschrifteter) Gedächtnismedien ist demnach im Idealfall codiert, welche Zielgruppen bzw. Rezipienten wo, wann und wie mit einem Artefakt nach Maßgabe seiner Erschaffer umzugehen haben, in welche praxeologischen Kontexte es einzubetten und in welche topologische Umgebung es zu integrieren ist. Zusätzlich geben in einigen Fällen auch Metatexte darüber Auskunft.

These 18

Schrift auf Gedächtnismedien kann Erinnerung formen und die Diskrepanz zwischen Intention und Rezeption dauerhaft überbrücken.

Im Rahmen der in These 13 und 17 diskutierten Sachverhalte kommt der Beschriftung von Gedächtnismedien dadurch eine herausragende Rolle zu, dass mit ihrer Hilfe produktionsseitig intendierte Kommemorationsleistungen gewährleistet werden und sich Erinnerung potentiell formen lässt. Schrift soll in diesem Sinne Eindeutigkeit herstellen und den zielgerichteten Einsatz bzw. die adäquate Rezeption der Botschaft eines Gedächtnismediums bewirken. Bleiben die mit der Produktion eines unbeschrifteten Artefakts verbundenen Intentionen bisweilen ambivalent, kann Schrift die Identifikation einer artefaktischen Gedächtnisstiftung erleichtern.¹²³

Gerade, aber nicht ausschließlich, im funerären Bereich ist dieser Umstand besonders evident. Viele Kulturen markieren Grabstellen nicht nur durch reine Ikonizität, z. B. Kreuze und andere religiöse Symbole, sondern durch explizite Inschriften, welche den Namen und fallweise wichtige andere Angaben über die verstorbene Person nennen. Das kann teilweise sehr entwickelt geschehen, wie im Alten Ägypten, wo die Textsorte der Autobiographie bereits im 3. Jt. v. Chr. entstand und insbesondere die guten Eigenschaften sowie erfolgreiche Amtsführung thematisiert.¹²⁴ Ebenfalls aus dem alten Ägypten kommt die Sitte der ‚Anrufungen an die Lebenden‘, in denen die an den Gräbern künftig vorbeigehenden Personen gebeten werden, für die dort bestatteten Personen ein Gebet zu sprechen, das diesen im Jenseits nützliche Güter verschaffen soll.¹²⁵

¹²² Vgl. Fox/Panagiotopoulos/Tsouparopoulou 2015.

¹²³ Vgl. Allgaier et al. 2019, 197–200.

¹²⁴ Siehe zuletzt Stauder-Porchet/Frood/Stauder 2020.

¹²⁵ Vgl. Desclaux 2017.

Ähnlich mögen christliche Grabsteine und -platten auch ohne graphische Zeichen durch kulturelle Codierung allein aufgrund ihrer materialen Gestaltung und Verortung innerhalb des Sakralraums oder auf speziellen, eingefriedeten (Kirch-)Höfen zum Innehalten, Gedenken und womöglich zu einem Gebet anregen. Doch erst durch die Beschriftung mit Text erfolgt explizit die Steuerung des Gedächtnisses dahingehend, in welcher rituellen Form, aufgrund welcher charakterlichen Merkmale oder zu welchen Zeiten im Sinne der Beschriftenden an den Verstorbenen zu erinnern sei.¹²⁶

Inschriften auf Gedächtnismedien erhöhen insofern die Wahrscheinlichkeit, dass Artefakte als Träger der Erinnerung erkannt und ihrem eigentlichen Zweck zugeführt werden. Geschriebenes auf Gedächtnismedien ist daher potentiell geeignet, der in These 13 problematisierten Divergenz zwischen den Intentionen der Auftraggeber, Stifter, Produzenten oder Einschreibenden und den Anliegen der Rezipienten entgegenzuwirken.

(Kommemorativ) Inschriften dienen in diesem Sinne der Fixierung eines bestimmten Umgangs mit Gedächtnismedien, ohne aber zwangsläufig präventiv vor nicht-intendiertem Missbrauch zu schützen. Denn freilich hing die Befolgung der schriftlich festgehaltenen Botschaft in nicht unerheblichem Maße von historischen Rahmenbedingungen ab. Weltliche Herrscher wie geistliche Autoritäten konnten erstens aus politischen oder religiösen Gründen der Ungnade und ihre Gedächtnismedien der Praxis der *damnatio memoriae* anheimfallen.¹²⁷ Doch blieb wiederum in solchen Fällen der Erinnerungsträger in seiner materialen Gestalt nicht selten als Mahnmal bestehen, und es wurde allein der Name des zu Erinnernden getilgt. Zweitens konnten mit gewissem zeitlichen Abstand sowohl das notwendige Wissen um die Deutung der Beschriftung als auch die für das Gedächtnis unabdingbaren gesellschaftlichen Konventionen verloren gehen bzw. entfallen. Epigraphische Zeugnisse der römischen Antike waren bis weit ins Hochmittelalter hinein mehrheitlich lediglich einer gebildeten, monastisch-klerikalen Elite verständlich, wie sich an der Provenienz der Mehrzahl der epigraphischen Syllogen der Zeit bis um 1200 ablesen lässt. Aufgrund des komplizierten administrativen, onomastischen und militärischen Abkürzungssystems sind weitere Abstriche zu machen. Vor allem aber waren die epigraphischen Hinterlassenschaften des Altertums ihres einstigen sozialen und nicht selten auch materialarchitektonischen Umfelds beraubt, was Umdeutungen und Neukontextualisierungen, etwa unter dem Zeichen des Christentums, nach sich zog.¹²⁸

So vermochten auch die Inschriften nicht immer zu verhindern, dass die Gedächtnismedien in ein neues Stadium ihrer Artefaktbiographie eintraten und in anderen

¹²⁶ Zum weiten Feld der christlichen Memorialkultur aus epigraphischer Perspektive: Kajanto 1980; Handley 2003; Treffort 2007; Dresken-Weiland/Angerstorfer/Merkt 2012; Clemens/Merten/Schäfer 2015; Jong 2019.

¹²⁷ Zum gewaltsamen Umgang mit Schriftzeugnissen siehe Kühne-Wespi/Oschema/Quack 2019; zur *damnatio memoriae* siehe oben die Literatur in Anm. 49.

¹²⁸ Zur Sache: Greenhalgh 1989; Clemens 2003; Esch 2005; Greenhalgh 2009.

semantischen Zusammenhängen als Spolien wiederverwendet wurden. Epigraphische Versatzstücke, etwa Fragmente mit antiken Namen, bürgten ganz im Gegenteil für die materiale, praxeologische sowie topologische Umformung der Gedächtnismedien. Sie taugten etwa als *tituli* für Heiligengräber und wurden im christlichen Sakralraum verbaut, oder sie zierten aufgrund ihrer ästhetischen und symbolischen Kapazitäten in komplexen Verweissystemen die Fassaden mittelalterlicher Kirchen, und das selbst dann noch, wenn die beschrifteten Artefakte aus längst vergangenen Zeiten dafür auf den Kopf gedreht wurden.¹²⁹

Bibliographie

Abkürzungen und Sigla

CLA I *Codices Latini Antiquiores. A Palaeographical Guide to Latin Manuscripts Prior to the Ninth Century*, Bd. 1, hg. von Elias A. Lowe [u. Bernhard Bischoff], Oxford 1934.

Quellen

- Catálogo de memoriales e inventarios, siglos XIV–XIX. Archivo de la Corona de Aragón*, hg. von Jaume Riera i Sans, [Madrid] 1999.
- Codice topografico della città di Roma*, Bd. 3, hg. von Roberto Valentini u. Giuseppe Zucchetti (Fonti per la storia d'Italia 90), Rom 1946.
- Medieval Pageant. Writhe's Garter Book: The Ceremony of the Bath and the Earldom of Salisbury Roll*, hg. von Anthony Wagner, Nicolas Barker u. Ann Payne, London 1993.
- Petrarcas Briefwechsel mit deutschen Zeitgenossen*, hg. von Paul Piur (Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung 7), Berlin 1933.
- Tabularium regiae ac imperialis capellae collegiatae divi Petri in regio Panormitano palatio Ferdinandi II. regni utriusque Siciliae regis iussu editum ac notis illustratum*, hg. von Aloysio Garofalo, Palermo 1835.

Forschungsliteratur

- Alföldy, Géza (1990), *Der Obelisk auf dem Petersplatz in Rom. Ein historisches Monument der Antike. Festschrift für Viktor Pöschl zum 80. Geburtstag* (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 1990.2), Heidelberg.
- Alföldy, Géza (1995), „Eine Bauinschrift aus dem Colosseum“, in: *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 109, 195–226.

¹²⁹ Siehe das Beispiel des Pisaner Doms bei von der Höh 2006, 386–412; zu Phänomen und Praxis der Spolierung im Allgemeinen siehe oben die Literatur in Anm. 56.

- Allgaier, Benjamin/Bolle, Katharina/Jaspert, Nikolas/Knauber, Konrad/Lieb, Ludger/Roels, Evelien/Sauer, Rebecca/Schneidereit, Nele/Wallenwein, Kirsten (2019), „Gedächtnis – Materialität – Schrift. Ein erinnerungskulturelles Modell zur Analyse schrifttragender Artefakte“, in: *Saeculum* 69 (II), 181–244.
- Altekamp, Stefan/Marcks-Jacobs, Carmen/Seiler, Peter (Hgg.) (2013/2017), *Perspektiven der Spolienforschung* (Topoi. Berlin Studies of the Ancient World 15 und 40), 2 Bde., Berlin.
- Anagnostou-Canas, Barbara (2009), „Le préfet d'Égypte et le fonctionnement des archives publiques“, in: Patrizia Piacentini u. Christian Orsenigo (Hgg.), *Egyptian Archives. Proceedings of the First Session of the International Congress. Egyptian Archives / Egyptological Archives. Milano, September 9–10, 2008* (Quaderni di Acme 111), Mailand, 169–186.
- Assmann, Aleida (1999), *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München.
- Assmann, Aleida (2001), „Das Archiv und die neuen Medien des kulturellen Gedächtnisses“, in: Georg Stanitzek u. Wilhelm Voßkamp (Hgg.), *Schnittstelle. Medien und kulturelle Kommunikation* (Mediologie 1), Köln, 268–281.
- Assmann, Jan (2001), „Bibliotheken in der Alten Welt, insbesondere im Alten Ägypten“, in: Susanne Bieri u. Walther Fuchs (Hgg.), *Bibliotheken bauen. Tradition und Vision*, Basel/Boston/Berlin, 31–49.
- Assmann, Jan (2018), *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, 8. Aufl., München.
- Ast, Rodney/Becker, Julia/Trede, Melanie/Wilhelmi, Lisa (2015), „Sammeln, Ordnen und Archivieren“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 695–708, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.695>.
- Auer, Leopold (2000), „Zur Rolle der Archive bei der Vernichtung und (Re-)Konstruktion von Vergangenheit“, in: Moritz Csáky u. Peter Stachel (Hgg.), *Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive*, Teil 1: *Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit, Kompensation von Geschichtsverlust*, Wien, 57–66.
- Barnert, Anne/Herzberg, Julia/Hikel, Christine (Hgg.) (2010), *Archive vergessen* (WerkstattGeschichte 52), Essen.
- Barret, Sébastien (2013), „Archiv- und Registerwesen“, in: Gert Melville u. Martial Staub (Hgg.), *Enzyklopädie des Mittelalters*, Bd. 1, 2. Aufl., Darmstadt, 304–307.
- Bausi, Alessandro/Brockmann, Christian/Friedrich, Michael/Kienitz, Sabine (Hgg.) (2018), *Manuscripts and Archives. Comparative Views on Record-Keeping* (Studies in Manuscript Cultures 11), Berlin/Boston.
- Becker, Julia/Licht, Tino/Schneidmüller, Bernd (2015), „Pergament“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 337–348, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.337>.
- Benjamin, Walter (1974), *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit <Zweite Fassung>*, in: Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*, Bd. 1,2, hg. von Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a. M., 471–508.
- Bödeker, Hans Erich/Saada, Anne (Hgg.) (2007), *Bibliothek als Archiv* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 221), Göttingen.
- Bolle, Katharina/Höh, Marc von der/Jaspert, Nikolas (Hgg.) (2019), *Inschriftenkulturen im kommunalen Italien. Traditionen, Brüche, Neuanfänge* (Materiale Textkulturen 21), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110642261>.
- Botti, Giuseppe (1967), *L'Archivio demotico da Deir el-Medineh* (Catalogo del Museo Egizio di Torino 1: Monumenti e testi 1), Florenz.

- Boussac, Marie-Françoise/Invernizzi, Antonio (Hgg.) (1996), *Archives et sceaux du monde hellénistique. Torino, Villa Gualino, 13–16 gennaio 1993* (BCH supplément 29), Athen.
- Brenneke, Adolf (1953), *Archivkunde. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte des europäischen Archivwesens*, bearbeitet nach Vorlesungsnachschriften und Nachlaßpapieren und ergänzt von Wolfgang Leesch, Leipzig.
- Brenneke, Adolf (2018), *Gestalten des Archivs. Nachgelassene Schriften zur Archivwissenschaft*, hg. u. mit einem Nachw. vers. von Dietmar Schenk, Hamburg, <https://doi.org/10.15460/HUP.LASH.113.183>.
- Bresslau, Harry (1912), *Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien*, Bd. 1, 2. Aufl., Leipzig.
- Brosius, Maria (Hg.) (2003), *Ancient Archives and Archival Traditions. Concepts of Record-Keeping in the Ancient World* (Oxford Studies in Ancient Documents), Oxford.
- Clarysse, Willy (2003), „Tomoi Synkollēsimoī“, in: Brosius, Maria (Hg.), *Ancient Archives and Archival Traditions. Concepts of Record-Keeping in the Ancient World* (Oxford Studies in Ancient Documents), Oxford, 344–359.
- Clarysse, Willy/Vandorpe, Katelijn (1995), *Zénon, un homme d'affaires grec à l'ombre des pyramides* (Ancorae 14), Louvain.
- Clemens, Lukas (2003), *Tempore Romanorum constructa. Zur Nutzung und Wahrnehmung antiker Überreste nördlich der Alpen während des Mittelalters* (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 50), Stuttgart.
- Clemens, Lukas/Merten, Hiltrud/Schäfer, Christoph (Hgg.) (2015), *Frühchristliche Grabinschriften im Westen des Römischen Reiches. Beiträge zur Internationalen Konferenz „Frühchristliche Grabinschriften im Westen des Römischen Reiches“, Trier, 13.–15. Juni 2013* (Interdisziplinärer Dialog zwischen Archäologie und Geschichte 3), Trier.
- Corens, Liesbeth/Peters, Kate/Walsham, Alexandra (Hgg.) (2016), *The Social History of the Archive: Record-Keeping in Early Modern Europe* (Past & Present Supplement 11), Oxford/New York.
- Culham, Phyllis (1989), „Archives and Alternatives in Republican Rome“, in: *Classical Philology* 84 (2), 100–115.
- Cuvigny, Hélène (2009), „The Finds of Papyri: The Archaeology of Papyrology“, in: Roger S. Bagnall (Hg.), *The Oxford Handbook of Papyrology*, Oxford, 30–58.
- Czaja, Karin (2009), „Häuser, Truhen und Bücher. Familienarchive in der spätmittelalterlichen Stadt“, in: Karin Czaja u. Gabriela Signori (Hgg.), *Häuser, Namen, Identitäten. Beiträge zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtgeschichte* (Spätmittelalterstudien 1), Konstanz, 109–120.
- Derrida, Jacques (1995), *Mal d'Archive. Une impression freudienne*, Paris.
- Derrida, Jacques (1997), *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*, Berlin.
- Desclaux, Vanessa (2017), „La syntaxe des appels aux vivants“, in: *Bulletin de l'Institut Français d'Archéologie Orientale* 117, 161–202.
- Donk, André (2009), „Kommunikation über Vergangenheit – Soziales Gedächtnis in kommunikationswissenschaftlicher Perspektive“, in: Klaus Merten (Hg.), *Konstruktion von Kommunikation in der Mediengesellschaft. Festschrift für Joachim Westerbarkey*, Wiesbaden, 13–29.
- Dresken-Weiland, Jutta/Angerstorfer, Andreas/Merkt, Andreas (Hgg.) (2012), *Himmel – Paradies – Schalom. Tod und Jenseits in christlichen und jüdischen Grabinschriften der Antike* (Handbuch zur Geschichte des Todes im frühen Christentum und seiner Umwelt 1), Regensburg.
- Drew-Bear, Marie (2009), „Contenu et intérêt historique des archives du conseil municipal d'Hermoupolis sous Gallien“, in: Patrizia Piacentini u. Christian Orsenigo (Hgg.), *Egyptian Archives. Proceedings of the First Session of the International Congress. Egyptian Archives / Egyptological Archives. Milano, September 9–10, 2008* (Quaderni di Acme 111), Mailand, 187–195.

- Ebeling, Knut (2016), „Archiv und Medium“, in: Marcel Lepper u. Ulrich Raulff (Hgg.), *Handbuch Archiv. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven*, Stuttgart, 125–130.
- Ebeling, Knut/Günzel, Stephan (Hgg.) (2009), *Archivologie. Theorien des Archivs in Philosophie, Medien und Künsten* (Kaleidogramme 30), Berlin.
- Ehmig, Ulrike (Hg.) (2019), *Vergesellschaftete Schriften. Beiträge zum internationalen Workshop der Arbeitsgruppe 11 am SFB 933* (Philippika 128), Wiesbaden.
- Ehmig, Ulrike/Heinrich, Adrian C. (2019), „Vergesellschaftete Schriften: Einleitende Bemerkungen“, in: Ulrike Ehmig (Hg.), *Vergesellschaftete Schriften. Beiträge zum internationalen Workshop der Arbeitsgruppe 11 am SFB 933* (Philippika 128), Wiesbaden, 1–6.
- El-Amir, Mustafa (1959), *A Family Archive from Thebes. Demotic Papyri in the Philadelphia and Cairo Museums from the Ptolemaic Period*, Part II: *Legal and Sociological Studies*, Kairo.
- Erll, Astrid (2004), „Medium des kollektiven Gedächtnisses: Ein (erinnerungs-)kulturwissenschaftlicher Kompaktbegriff“, in: Astrid Erll u. Ansgar Nünning (Hgg.), *Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität, Historizität, Kulturspezifität* (Media and Cultural Memory / Medien und kulturelle Erinnerung 1), Berlin/New York, 3–22.
- Erll, Astrid (2017), *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, 3. Aufl., Stuttgart.
- Erll, Astrid/Nünning, Ansgar (Hgg.) (2004), *Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität, Historizität, Kulturspezifität* (Media and Cultural Memory / Medien und kulturelle Erinnerung 1), Berlin/New York.
- Erll, Astrid/Nünning, Ansgar/Young, Sara B. (Hgg.) (2010), *A Companion to Cultural Memory Studies*, Berlin/New York.
- Ernst, Wolfgang (2000), „Im Namen des Speichers. Eine Kritik der Begriffe ‚Erinnerung‘ und ‚Kollektives Gedächtnis‘“, in: Moritz Csáky u. Peter Stachel (Hgg.), *Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive*, Teil 1: *Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit, Kompensation von Geschichtsverlust*, Wien, 99–127.
- Esch, Arnold (1969), „Spolien. Zur Wiederverwendung antiker Baustücke und Skulpturen im mittelalterlichen Italien“, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 51, 1–64.
- Esch, Arnold (1985), „Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers“, in: *Historische Zeitschrift* 240, 529–570.
- Esch, Arnold (2005), *Wiederverwendung von Antike im Mittelalter. Die Sicht des Archäologen und die Sicht des Historikers* (Hans-Lietzmann-Vorlesungen 7), Berlin.
- Filippov, Igor/Sabaté, Flocel (Hgg.) (2017), *Identity and Loss of Historical Memory. The Destruction of Archives* (Identities / Identités / Identidades 7), Bern et al.
- Fölster, Max Jakob (2018), „Libraries and Archives in the Former Han Dynasty (206 BCE – 9 CE): Arguing for a Distinction“, in: Alessandro Bausi, Christian Brockmann, Michael Friedrich u. Sabine Kienitz (Hgg.), *Manuscripts and Archives. Comparative Views on Record-Keeping* (Studies in Manuscript Cultures 11), Berlin/Boston, 201–230.
- Foucault, Michel (1969), *L'archéologie du savoir* (Bibliothèque des Sciences humaines), [Paris].
- Foucault, Michel (1981), *Archäologie des Wissens* (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 356), Frankfurt a. M.
- Fournet, Jean-Luc (2007), „Deux lettres inédites de la collection de Strasbourg (P. Strasb. K. 682 et 684)“, in: Nathalie Bosson u. Anne Boud'hors (Hgg.), *Actes du Huitième Congrès international d'Études coptes. Paris, 28 juin – 3 juillet 2004*, Bd. 2 (Orientalia Lovaniensia Analecta 163 II), Louvain/Paris/Dudley, MA, 685–695.
- Fournet, Jean-Luc (2008), „Archive ou archives de Dioscore? Les dernières années des ‚archives de Dioscore‘“, in: Jean-Luc Fournet u. Caroline Magdelaine (Hgg.), *Les archives de Dioscore d'Aphrodité cent ans après leur découverte. Histoire et culture dans l'Égypte byzantine. Actes du*

- colloque de Strasbourg* (8–10 décembre 2005) (Collections de l'Université Marc Bloch – Strasbourg. Études d'archéologie et d'histoire ancienne), Paris, 17–30.
- Fournet, Jean-Luc (2018), „Les Égyptiens à la capitale ou quand la papyrologie s'invite à Constantinople. Édition comparée des P. Cair. Masp. I 67 024–67 025“, in: Cécile Morrisson u. Jean-Pierre Sodini (Hgg.), *Constantinople réelle et imaginaire. Autour de l'œuvre de Gilbert Dagron* (Travaux et mémoires 22/1), Paris, 595–633.
- Fox, Richard/Panagiotopoulos, Diamantis/Tsouparopoulou, Christina (2015), „Affordanz“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 63–70, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.63>.
- Frese, Tobias/Keil, Wilfried E./Krüger, Kristina (Hgg.) (2014), *Verborgen, unsichtbar, unlesbar – zur Problematik restringierter Schriftpräsenz* (Materiale Textkulturen 2), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110353587>.
- Fried, Johannes (2004), *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*, München.
- Friedrich, Markus (2013), *Die Geburt des Archivs. Eine Wissensgeschichte*, München.
- Friedrich, Markus (2016), „Sammlungen“, in: Marcel Lepper u. Ulrich Raulff (Hgg.), *Handbuch Archiv. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven*, Stuttgart, 152–161.
- Gardiner, Alan H. (1905), *The Inscription of Mes. A Contribution to the Study of Egyptian Judicial Procedure* (Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens IV,3), Leipzig.
- Gascou, Jean (2009), „The Papyrology of the Near East“, in: Roger S. Bagnall (Hg.), *The Oxford Handbook of Papyrology*, Oxford, 473–494.
- Gehring, Petra (2004), *Foucault – die Philosophie im Archiv*, Frankfurt a. M./New York.
- Gerevini, Stefania (2014), „Christus crystallus: Rock Crystal, Theology and Materiality in the Medieval West“, in: James Robinson, Lloyd De Beer u. Anna Harnden (Hgg.), *Matter of Faith. An Interdisciplinary Study of Relics and Relic Veneration in the Medieval Period* (British Museum Research Publication 195), London, 92–99.
- Gifre, Pere/Matas, Josep/Soler, Santi (2002), *Els arxius patrimonials*, Girona.
- Gils, Pierre-M. (1970), „Deux nouveaux fragments autographes de Thomas d'Aquin“, in: *Scriptorium* 24, 44–45 mit Tab. 9.
- Greenhalgh, Michael (1989), *The Survival of Roman Antiquities in the Middle Ages*, London.
- Greenhalgh, Michael (2009), *Marble Past, Monumental Present. Building with Antiquities in the Mediaeval Mediterranean* (The Medieval Mediterranean 80), Leiden/Boston.
- Grünbart, Michael (2018), „Securing and Preserving Written Documents in Byzantium“, in: Alessandro Bausi, Christian Brockmann, Michael Friedrich u. Sabine Kienitz (Hgg.) *Manuscripts and Archives. Comparative Views on Record-Keeping* (Studies in Manuscript Cultures 11), Berlin/Boston, 319–338.
- Haensch, Rudolf (2013), „Die Statthalterarchive der Spätantike“, in: Michele Faraguna (Hg.), *Archives and Archival Documents in Ancient Societies. Trieste 30 September – 1 October 2011* (Legal Documents in Ancient Societies 4 / Graeca Tergestina. Storia e civiltà 1), Triest, 333–349.
- Handley, Mark A. (2003), *Death, Society and Culture: Inscriptions and Epitaphs in Gaul and Spain, AD 300–750* (BAR International Series 1135), Oxford.
- Head, Randolph C./Rosa, Maria de Lurdes (Hgg.) (2015), *Rethinking the Archive in Pre-Modern Europe. Family Archives and their Inventories from the 15th to the 19th Century*, Lissabon.
- Hermant, Xavier/Nieus, Jean-François/Renard, Étienne (Hgg.) (2019), *Le scribe d'archives dans l'Occident médiéval. Formations, carrières, réseaux* (Utrecht Studies in Medieval Literacy 43), Turnhout.

- Höh, Marc von der (2006), *Erinnerungskultur und frühe Kommune. Formen und Funktionen des Umgangs mit der Vergangenheit im hochmittelalterlichen Pisa (1050–1150)* (Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit 3), Berlin.
- Holz, Stefan G. (2019), „The *Onus Scaccarii* Rolls Under Edward I (1272–1307)“, in: Stefan G. Holz, Jörg Peltzer u. Maree Shirota (Hgg.), *The Roll in England and France in the Late Middle Ages. Form and Content* (Materiale Textkulturen 28), Berlin/Boston, 167–196, <https://doi.org/10.1515/9783110645125-007>.
- Holz, Stefan G. (2022), *Rolle und Kodex. Die Schriftlichkeit der königlichen Finanzverwaltung Englands unter Eduard I. (1272–1307)* (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London 87), Berlin/Boston.
- Holz, Stefan G./Peltzer, Jörg/Shirota, Maree (Hgg.) (2019), *The Roll in England and France in the Late Middle Ages. Form and Content* (Materiale Textkulturen 28), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110645125>.
- Horstmann, Anja/Kopp, Vanina (Hgg.) (2010), *Archiv – Macht – Wissen. Organisation und Konstruktion von Wissen und Wirklichkeiten in Archiven*, Frankfurt a. M./New York.
- International Council on Archives (ICA) (2014), *Grundsätze des Zugangs zu Archiven*, erarb. vom Komitee „Best Practices“ und Standards, Arbeitsgruppe Archivzugang, übers. von Hans von Rütte, Online-Publikation: http://www.ica.org/sites/default/files/ICA_Access-principles_DE.pdf (Stand: 1.3.2023)
- Jong, Mayke de (2019), *Epitaph for an Era. Politics and Rhetoric in the Carolingian World*, Cambridge.
- Jördens, Andrea (2001), „Papyri und private Archive. Ein Diskussionsbeitrag zur papyrologischen Terminologie“, in: Eva Cantarella u. Gerhard Thür (Hgg.), *Symposium 1997. Vorträge zur griechischen und hellenistischen Rechtsgeschichte (Altafiumara, 8.–14. September 1997)*, Köln/Weimar/Wien, 253–268.
- Jördens, Andrea (2010), „Öffentliche Archive und römische Rechtspolitik“, in: Katja Lembke, Martina Minas-Nerpel u. Stefan Pfeiffer (Hgg.), *Tradition and Transformation. Egypt Under Roman Rule. Proceedings of the International Conference, Hildesheim, Roemer- und Pelizaeus-Museum, 3–6 July 2008* (Culture and History of the Ancient Near East 41), Leiden/Boston, 159–179.
- Jördens, Andrea (2021), „Rezension zu *The Petra Papyri V.* von Antti Arjava, Jaakko Frösén und Jorma Kaimio“, in: *Gnomon. Kritische Zeitschrift für die gesamte klassische Altertumswissenschaft* 93/2, 114–118.
- Jungen, Christine/Raymond, Candice (Hgg.) (2012), *Pratiques d'archives. Fabriques, modelages, manipulations* (Ateliers d'anthropologie 36), <https://doi.org/10.4000/ateliers.9004>.
- Kajanto, Iiro (1980), *Classical and Christian. Studies in the Latin Epitaphs of Medieval and Renaissance Rome* (Annales Academiae Scientiarum Fennicae B 203), Helsinki.
- Kehoe, Dennis (2013), „Archives and Archival Documents in Ancient Societies: Introduction“, in: Michele Faraguna (Hg.), *Archives and Archival Documents in Ancient Societies. Trieste 30 September – 1 October 2011* (Legal Documents in Ancient Societies 4 / Graeca Tergestina. Storia e civiltà 1), Triest, 11–20.
- Kelly, Christopher M. (1994), „Later Roman Bureaucracy: Going through the Files“, in: Alan K. Bowman u. Greg Woolf (Hgg.), *Literacy and Power in the Ancient World*, Cambridge, 161–176.
- Kornicki, Peter (1998), *The Book in Japan. A Cultural History from the Beginnings to the Nineteenth Century* (Handbuch der Orientalistik. Abt. 5, Japan 7), Leiden/Boston/Köln.
- Korte, Jannik (2019), „Zerreißen, Durchstreichen, Auswischen. Zerstörung von demotischen (und einer abnormhieratischen) Rechtsurkunden“, in: Carina Kühne-Wespi, Klaus Oschema u. Joachim Friedrich Quack (Hgg.), *Zerstörung von Geschriebenem. Historische und transkulturelle Perspektiven* (Materiale Textkulturen 22), Berlin/Boston, 229–259, <https://doi.org/10.1515/9783110629040-008>.

- Kosto, Adam J./Winroth, Anders (Hgg.) (2002), *Charters, Cartularies, and Archives. The Preservation and Transmission of Documents in the Medieval West. Proceedings of a Colloquium of the Commission Internationale de Diplomatique (Princeton and New York, 16–18 September 1999* (Papers in Mediaeval Studies 17), Toronto.
- Krah, Adelheid (2016), „Das Archiv als Schatzhaus? Zur Aufbewahrung von Verwaltungsschriftgut im frühen Mittelalter“, in: *Francia* 43, 1–19.
- Kühne-Wespi, Carina/Oschema, Klaus/Quack, Joachim Friedrich (Hgg.) (2019), *Zerstörung von Geschriebenem. Historische und transkulturelle Perspektiven* (Materiale Textkulturen 22), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110629040>.
- Lackner, Christian (2002), „Archivordnung im 14. Jahrhundert. Zur Geschichte des habsburgischen Hausarchivs in Baden im Aargau“, in: Gustav Pfeifer (Hg.), *Handschriften, Historiographie und Recht. Winfried Stelzer zum 60. Geburtstag* (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Ergänzungsband 42), Wien/München, 255–268.
- Licht, Tino (2017), „Frühe Authentiken und die Mainzer Schriftkultur im 7. und 8. Jahrhundert“, in: Tino Licht u. Winfried Wilhelmy (Hgg.), *In Gold geschrieben. Zeugnisse frühmittelalterlicher Schriftkultur in Mainz. Festgabe für Domdekan Heinz Heckwolf zum 75. Geburtstag* (Publikationen des Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseums Mainz 9), Regensburg, 16–25.
- Licht, Tino (2018), *Halbunziale. Schriftkultur im Zeitalter der ersten lateinischen Minuskel (III.–IX. Jahrhundert)* (Quellen und Untersuchungen zur Lateinischen Philologie des Mittelalters 20), Stuttgart.
- López Rodríguez, Carlos (2007), „Orígenes del archivo de la Corona de Aragón (en tiempos, Archivo Real de Barcelona)“, in: *Hispania. Revista Española de Historia* 67 (Nr. 226), 413–454.
- Markowitsch, Hans J. (2009), *Dem Gedächtnis auf der Spur. Vom Erinnern und Vergessen*, 3. Aufl., Darmstadt.
- Markowitsch, Hans J./Welzer, Harald (2005), *Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung*, Stuttgart.
- Martin, Alain (1994), „Archives privées et cachettes documentaires“, in: Adam Bülow-Jacobsen (Hg.), *Proceedings of the 20th International Congress of Papyrologists. Copenhagen 23–29 August, 1992*, Kopenhagen, 569–577.
- Mazza, Roberta (2001), *L'archivio degli Apioni. Terra, lavoro e proprietà senatoria nell'Egitto tardoantico*, Bari.
- McCrank, Lawrence (1993), „Documenting Reconquest and Reform: The Growth of Archives in the Medieval Crown of Aragon“, in: *The American Archivist* 56, 256–318.
- McGing, Brian C. (1990), „Melitian Monks at Labla“, in: *Tyche. Beiträge zur Alten Geschichte, Papyrologie und Epigraphik* 5, 67–94 mit Tab. 10–12.
- Meier, Thomas/Ott, Michael R./Sauer, Rebecca (Hgg.) (2015), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110371291>.
- Meyer-Schlenkerich, Carla (2018), *Wann beginnt die Papierzeit? Zur Wissensgeschichte eines hoch- und spätmittelalterlichen Schreibstoffs*, Heidelberg (Habil. masch., erscheint vsl. 2024 als Materiale Textkulturen 45).
- Morsel, Joseph (1998), „Geschlecht und Repräsentation. Beobachtungen zur Verwandtschaftskonstruktion im fränkischen Adel des späten Mittelalters“, in: Otto G. Oexle u. Andrea von Hülsen-Esch (Hgg.), *Die Repräsentation der Gruppen. Texte – Bilder – Objekte* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 141), Göttingen, 259–325.
- Neuheuser, Hanns P./Schmitz, Wolfgang (Hgg.) (2015), *Fragment und Makulatur. Überlieferungsstörungen und Forschungsbedarf bei Kulturgut in Archiven und Bibliotheken* (Buchwissenschaftliche Beiträge 91), Wiesbaden.

- Payne, Ann (1987), „The Salisbury Roll of Arms, c. 1463“, in: Daniel Williams (Hg.), *England in the Fifteenth Century. Proceedings of the 1986 Harlaxton Symposium*, Woodbridge, 187–198.
- Pedersén, Olof (2005), *Archive und Bibliotheken in Babylon. Die Tontafeln der Grabung Robert Koldeweys 1899–1917* (Abhandlungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 25), Saarbrücken.
- Penz, Helga (2004), *Kloster – Archiv – Geschichte. Schriftlichkeit und Überlieferung im Augustiner-Chorherrenstift Herzogenburg in Niederösterreich 1300–1800*, [Diss.] Wien.
- Pestman, Pieter W. (1994), *Les papyrus démotiques de Tsenhor (P. Tsenhor). Les archives privées d'une femme égyptienne du temps de Darius I^{er}* (Studia Demotica 4), 2 Bde., Leuven.
- Piñol, Daniel (2014), „Patrimonial Archives and Medieval History: The Necessary Dialogue“, in: *Imago temporis. Medium Aevum* 8, 357–379.
- Posamentir, Richard (2017), „Augustus und die *litterae aureae*“, in: Manuel Flecker, Stefan Krmnicek, Johannes Lipps, Richard Posamentir u. Thomas Schäfer (Hgg.), *Augustus ist tot – Lang lebe der Kaiser! Internationales Kolloquium anlässlich des 2000. Todesjahres des römischen Kaisers vom 20.–22. November 2014 in Tübingen* (Tübinger Archäologische Forschungen 24), Rahden, Westf., 451–511.
- Posamentir, Richard/Wienholz, Holger (2012), „Gebäude mit *litterae aureae* in den kleinasiatischen Provinzen, die Basilika von Berytus und der Jupitertempel von Baalbek“, in: *Istanbuler Mitteilungen* 62, 161–198.
- Pritzel, Monika/Markowitsch, Hans J. (2017), *Warum wir vergessen. Psychologische, natur- und kulturwissenschaftliche Erkenntnisse*, Berlin.
- Reininghaus, Wilfried (2008), „Archivgeschichte. Umrisse einer untergründigen Subdisziplin“, in: *Der Archivar* 61, 352–360.
- Rostovtzeff, Michel (1933), „Les archives militaires de Doura“, in: *Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* 77/2, 309–323.
- Rostovtzeff, Michel/Welles, Bradford C. (1931), „La ‚Maison des archives‘ à Doura Europos“, in: *Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* 75/2, 162–188.
- Rück, Peter (1971), „Die Ordnung der herzoglich savoyischen Archive unter Amadeus VIII. (1398–1451)“, in: *Archivalische Zeitschrift* 67, 11–101.
- Ryholt, Kim/Barjamovic, Gojko (Hgg.) (2019), *Libraries before Alexandria. Ancient Near Eastern Traditions*, Oxford.
- Schacter, Daniel L. (2001), *The Seven Sins of Memory. How the Mind Forgets and Remembers*, Boston/New York.
- Schatzki, Theodore (2016), „Materialität und soziales Leben“, in: Herbert Kalthoff, Torsten Cress u. Tobias Röhl (Hgg.), *Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*, Paderborn, 63–88.
- Schmidt, Sarah (Hg.) (2016), *Sprachen des Sammelns. Literatur als Medium und Reflexionsform des Sammelns*, Paderborn.
- Schmugge, Ludwig (1995), *Kirche, Kinder, Karrieren. Päpstliche Dispense von der unehelichen Geburt im Spätmittelalter*, Zürich.
- Schmugge, Ludwig (Hg.) (1996–2018), *Repertorium poenitentiarie Germanicum. Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches*, 11 Bde., Tübingen/Berlin/Boston.
- Scholz, Sebastian/Schwedler, Gerald/Sprenger, Kai-Michael (Hgg.) (2014), *Damnatio in memoria. Deformation und Gegenkonstruktionen in der Geschichte* (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft NF 4), Wien/Köln/Weimar.
- Schwedler, Gerald (2021), *Vergessen, Verändern, Verschweigen. Damnatio memoriae im frühen Mittelalter* (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft NF 9), Wien/Köln/Weimar.

- Sijpesteijn, Petra M. (2013), „Nessana“, in: Roger S. Bagnall, Kai Brodersen, Craig B. Champion, Andrew Erskine u. Sabine R. Huebner (Hgg.), *The Encyclopedia of Ancient History*, Bd. 9, Chichester, 4755–4757.
- Sommet, Moritz (2011), *Bibliothek und Moderne in Japan. Das wissenschaftliche Bibliothekswesen zwischen System und Kultur* (Kölner Arbeitspapiere zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft 58), Köln.
- Stauder-Porchet, Julie/Frood, Elizabeth/Stauder, Andréas (Hgg.) (2020), *Ancient Egyptian Biographies. Contexts, Forms, Functions* (Wilbour Studies in Egyptology and Assyriology 6), Atlanta.
- Stingelin, Martin (2016), „Archivmetapher“, in: Marcel Lepper u. Ulrich Raulff (Hgg.), *Handbuch Archiv. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven*, Stuttgart, 21–27.
- Stroumsa, Rachel (2008), *People and Identities in Nessana*, [Diss.] Duke University, <https://hdl.handle.net/10161/619> (Stand: 1.3.2023).
- Traube, Ludwig (1910), *Textgeschichte der Regula S. Benedicti* (Abhandlungen der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Philologische und Historische Klasse 25.2), 2. Aufl., München.
- Treffort, Cécile (2007), *Mémoires carolingiennes. L'épitaphe entre célébration mémorielle, genre littéraire et manifeste politique (milieu VIII^e – début XI^e siècle)*, Rennes.
- Vanderheyden, Lorelei (2014), „Lettre copte du dossier de Phoibadia“, in: Anne Boud'hors, Alain Delattre, Catherine Louis u. Tonio S. Richter (Hgg.), *Coptica Argentoratensia. Textes et documents de la troisième université d'été de papyrologie copte (Strasbourg, 18–25 juillet 2010) (P. Stras. Copt.)* (Collections de l'Université de Strasbourg. Études d'archéologie et d'histoire ancienne. Cahiers de la Bibliothèque copte 19), Paris, 167–173.
- Vandorpe, Katelijn (2009), „Archives and Dossiers“, in: Roger S. Bagnall (Hg.), *The Oxford Handbook of Papyrology*, Oxford, 216–255.
- Varner, Eric R. (2004), *Mutilation and Transformation. Damnatio Memoriae and Roman Imperial Portraiture* (Monumenta Graeca et Romana 10), Leiden/Boston.
- Vedder, Ulrike (2012), „Weitergeben, verlorengeben: Dinge als Gedächtnismedien“, in: *Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin. Bulletin Texte* 38, 17–28.
- Vismann, Cornelia (2011), *Akten. Medientechnik und Recht*, 3. Aufl., Frankfurt a. M.
- Vleeming, Sven P. (1991), *The Gooseherds of Hou (Pap. Hou). A Dossier Relating to Various Agricultural Affairs from Provincial Egypt of the Early Fifth Century B. C.* (Studia Demotica 3), Leuven.
- Wallenwein, Kirsten (2017), *Corpus subscriptionum. Verzeichnis der Beglaubigungen von spätantiken und frühmittelalterlichen Textabschriften (saec. IV–VIII)* (Quellen und Untersuchungen zur Lateinischen Philologie des Mittelalters 19), Stuttgart.
- Wallenwein, Kirsten/Licht, Tino (Hgg.) (2021), *Reliquienauthentiken. Kulturdenkmäler des Frühmittelalters*, Regensburg.
- Waschinski, Emil (1968), „Der Culmer Bischof Stephan Matthias von Neidenburg“, in: *Westpreußen-Jahrbuch* 18, 5–7.
- Wellmann, Annika (2012), „Theorie der Archive – Archive der Macht. Aktuelle Tendenzen der Archivgeschichte“, in: *Neue Politische Literatur* 57, 385–401.
- Welzer, Harald (2017), *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung* (Beck'sche Reihe 1669), 4. Aufl., München.
- Widder, Ellen (2016), *Kanzler und Kanzleien im Spätmittelalter. Eine Histoire croisée fürstlicher Administration im Südwesten des Reiches* (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 204), Stuttgart.
- Wiegartz, Veronika (2004), *Antike Bildwerke im Urteil mittelalterlicher Zeitgenossen* (Marburger Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte 7), Weimar.

- Wilde, Denise (2015), *Dinge sammeln. Annäherungen an eine Kulturtechnik* (Edition Kulturwissenschaft 62), Bielefeld.
- Wimmer, Mario (2016), „Papierorganismen: Stummes Material und verkörperte Zeit in den Archiven“, in: Falko Schmieder u. Daniel Weidner (Hgg.), *Ränder des Archivs. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf das Entstehen und Vergehen von Archiven* (LiteraturForschung 30), Berlin, 47–71.
- Wirth, Uwe (2005), „Archiv“, in: Alexander Roesler u. Bernd Stiegler (Hgg.), *Grundbegriffe der Medientheorie* (UTB 2680), Paderborn, 17–27.
- Yadin, Yigael (1962), „Expedition D – The Cave of the Letters“, in: *Israel Exploration Journal* 12, 227–257 mit Tab. 43–48.
- Zanke, Sebastian (2017), „Exchequer: Das englische Schatzamt“, in: Alexander Schubert (Hg.), *Richard Löwenherz. König – Ritter – Gefangener*, Regensburg, 306.
- Zierold, Martin (2006), *Gesellschaftliche Erinnerung. Eine medienkulturwissenschaftliche Perspektive* (Media and Cultural Memory / Medien und kulturelle Erinnerung 5), Berlin/New York.

Kapitel 4

Materialer Wandel

Sylvia Brockstieger, Paul Schweitzer-Martin, Johanna Baumgärtel,
Federico Dal Bo, Friederike Elias, Rebecca Hirt, Radu Leca,
Hanna Liss, Bernd Schneidmüller, Melanie Trede

Kapitel 4

Materialer Wandel

Sylvia Brockstieger, Paul Schweitzer-Martin, Johanna Baumgärtel, Federico Dal Bo, Friederike Elias, Rebecca Hirt, Radu Leca, Hanna Liss, Bernd Schneidmüller, Melanie Trede

Unter materialem Wandel¹ ist jedwede diachron zu beobachtende Veränderung zu verstehen, die die materiale Beschaffenheit von schrifttragenden Artefakten betrifft, sei es auf der Seite des Beschreibstoffes oder der Schreibmittel. Auch das Format, welches beispielsweise als ‚Tafel‘, ‚Buch‘ oder ‚Rolle‘ die spezifische Medialität und Praxeologie des Artefakts bestimmt, kann von materialem Wandel betroffen sein, muss es aber nicht. Materialer Wandel ist als Verschwinden oder Zurückdrängen wie auch als Auftreten von neuen Beschreibstoffen, von Technologien und daran geknüpften kulturellen Praktiken zu fassen. Zu denken ist beispielsweise an den Übergang von non-typographischer zu typographischer Schriftkultur, an das Aufkommen des Beschreibstoffs Papier, der Pergament in einem viele Jahrzehnte langen Prozess ablöste und ergänzte,² oder auch an die Formatänderung von der Rolle hin zum Codex.³ Materialer Wandel ist also als ein Prozess zu verstehen, der zu einer mittel- bis längerfristig dauerhaften Veränderung der materialen Präsenz von schrifttragenden Artefakten in einer Kultur führt. Dies bedeutet aber nicht, dass überkommene Praktiken während oder nach vollzogenem Wandel notwendig verschwinden müssen. Vielmehr können überkommene Materialien und Praktiken neben neu eingeführten – durchaus auch sehr lange – gemeinsam fortleben. Allerdings geht damit häufig eine Neubestimmung und -bewertung der Bedeutung bisheriger Materialien und Praktiken einher. Die im Folgenden eingenommene Perspektive auf den materialen Wandel ist bewusst breiter angelegt, als die Untersuchung der Entwicklungsstränge einzelner Medien es erlauben würde.⁴ Auf diese Weise kann materialer Wandel in seiner transkulturellen und transhistorischen Relevanz sichtbar werden.

¹ Bei der Arbeit des Themenfelds *Materialer Wandel* handelt es sich um eine Fortführung der Diskussionen, die im Rahmen der Arbeitsgruppe *Materialie Umbruchssituationen* in den ersten beiden Förderperioden des SFB 933 (2011–2019) geführt worden sind.

² Vgl. etwa Meyer/Schneidmüller 2015; Meyer-Schlenkrich 2018; Schweitzer-Martin 2022a, 145–197.

³ Vgl. Cavallo 2016, 51. Siehe auch Peltzer 2020 für die Verwendung und Funktion der Rolle im Mittelalter.

⁴ Vgl. zur grundsätzlichen Definition und Abgrenzung des Materialitätsbegriffs auch die Einleitung dieses Bandes, zum Medienbegriff insbesondere die Ausführungen zum Begriff ‚Artefakt‘, S. 15–16. Der unmittelbare Übergang vom handgeschriebenen Buch zum gedruckten Buch wird in diesem Teilkapitel aus Perspektive des materialen Wandels beschrieben und nicht als Medienwechsel perspektiviert, da sich zunächst nur die Herstellung veränderte, jedoch nicht das Medium, das hergestellt wurde – nämlich das Buch. Handgeschriebene und gedruckte Bücher unterschieden sich in Europa in der Mitte des 15. Jhs. zwar in der Herstellung eklatant, jedoch nicht in der Form des hergestellten

Die Analyse von materialem Wandel hat das Ziel, nachhaltige Veränderungen in der materialen Beschaffenheit von Artefakten präzise zu beschreiben und dabei auch Fragen nach den medialen Implikationen dieses Wandels genauer zu beantworten. Eine transhistorisch tragfähige Konzeptualisierung des Begriffs wiederum kann nur in kulturvergleichender Perspektive erreicht werden, also unter Berücksichtigung der jeweiligen kulturellen und historischen Eigenheiten der materialbezogenen Praktiken an und mit schrifttragenden Artefakten. Dem Übergang von non-typographischen zu typographischen Gesellschaften kommt in diesem Zusammenhang besondere Bedeutung zu, weil dieser die Spezifika non-typographischer Gesellschaften schärfer hervortreten lässt. Diese Frageperspektive ist es auch, die den SFB 933 in seiner letzten Förderphase besonders beschäftigt hat und die sodann den Blick umso intensiver noch einmal auch auf andere Phänomene materialen Wandels zurückgelenkt hat. Der Wandel von der Manuskriptkultur des Mittelalters hin zur Druckkultur der Neuzeit ist zumindest für den europäischen Raum ein Topos des kulturellen Gedächtnisses und entsprechend schon länger Gegenstand der Forschung.⁵ Gleichwohl kann ein vergleichbares Phänomen auch in anderen Gesellschaften wie etwa den ostasiatischen beobachtet werden, in denen bereits spätestens seit dem 8. Jahrhundert gedruckte und zahlreich reproduzierte Schrift-Artefakte hergestellt worden waren,⁶ Gesellschaften also, die sich durch eine besondere *longue durée* der Gleichzeitigkeit von Hand- und Druckschriftlichkeit auszeichneten.

Gegenwärtig sehen wir uns beim Versuch, den beschleunigten digitalen Wandel in seinen materialen und diskursiven Ausprägungen zu bewältigen, großen Herausforderungen gegenüber: Zum einen gilt es, die Datenmengen, die kaum mehr vorstellbare Dimensionen annehmen, zu ordnen und zu verwalten; zugleich wissen wir wenig über die Haltbarkeit der neuen Schriftträger, die Dauer ihrer Lesbarkeit und damit über die Lebensdauer der gespeicherten Daten. Zum anderen pluralisieren sich im Zuge der Vervielfältigung des Datenmaterials auch die daran geknüpften Wissensbestände sowie ihre diskursive Aushandlung und Deutung: Akteur:innen unterschiedlichster Provenienz, Expert:innen und Nicht-Expert:innen konkurrieren um Interpretations- und Gestaltungshoheit im Raum der digitalen Öffentlichkeit.

Artefakts selbst, auch die Kommunikationszusammenhänge, in denen das Medium wirksam war, blieben vorerst dieselben. Erst im Laufe der Jahrzehnte differenzierte sich unter anderem die Gestaltung der Bücher aus und es änderten sich auch die Rezeptionsbedingungen. Erst ab diesem Zeitpunkt kann man von verschiedenen Medien sprechen.

5 Dieser Wandel ist in der älteren Forschung teleologisch beschrieben worden. Fragen nach den vielfältigen Überlappungs- und Interferenzphänomen von Hand- und Druckschriftlichkeit spielen erst in jüngerer Zeit eine Rolle, vgl. jüngst – dort auch mit Hinweisen zur Forschungsgeschichte – den Sammelband Brockstieger/Schweitzer-Martin 2023. Vgl. auch Augustyn 2003; Mentzel-Reuters 2010; Schmitz 2018, 11–41; Kornicki 2019; Dover 2021, 24–25.

6 Momente materialen Wandels kann man etwa in Japan mit der gleichzeitigen Einfuhr von beweglichen Holzlettern durch die jesuitischen Missionare einerseits wie die von der koreanischen Halbinsel andererseits eingeführten Metalllettern in den Jahrzehnten vor und nach 1600 festmachen, vgl. Sasaki 2023.

Erfahrungen der Veränderung, der Beschleunigung, der Vervielfältigung und der Diversifikation, die sich aus materialen Umbruchsituationen ergeben, können, so eine Leitlinie des Forschungsdesigns des SFB 933, mit dem Blick in die Geschichte erhellt und perspektiviert werden: Auch in der Vergangenheit konnten quantitative Zunahme und qualitative Veränderung des Materials für schrifttragende Artefakte miteinander einhergehen.⁷ Die kulturübergreifende Analyse vergangener Textkulturen und der von zunehmender Digitalität geprägten Gegenwart ergänzen sich beim Versuch, das Phänomen des materialen Wandels, seiner Voraussetzungen und seiner Auswirkungen besser zu verstehen.

Die gegenwärtigen *epistemischen*, *medialen* und *materialen* Pluralisierungserfahrungen sind – um erneut am materialen Wandel in der europäischen Frühen Neuzeit anzusetzen – den Entgrenzungserfahrungen des beginnenden europäischen Druckzeitalters im 15. und 16. Jahrhundert strukturell nicht unähnlich. Klagen über die *copia librorum*, die Menge der Bücher, und ihre mitunter kritische Reflexion, zum Beispiel in Form von imaginären Bibliotheken oder satirischen Bücherkatalogen,⁸ gingen damals mit der Überzeugung einher, in einer ‚neuen Zeit‘ zu leben, die sich mit der Eroberung neuer Welten, sei es geographisch oder kosmologisch, auch neues Wissen erschließt, das es entsprechend medial zu verarbeiten galt.⁹ In neuen, enzyklopädisch angelegten Sammelwerken versuchten Autoren, dieses neue Wissen zu ordnen, zu kategorisieren und handhabbar zu machen – und sahen sich dabei doch immer wieder mit der Unabschließbarkeit des Wissens und damit auch ihrer literarischen Unternehmungen konfrontiert.¹⁰

Die gleichermaßen positiv besetzten wie krisenhaft wahrgenommenen Implikationen von Wissensexplosion und Bücherflut und die intrikaten Interdependenzen des *medialen* und *epistemischen Wandels* durch die Zunahme und Diversifizierung des verfügbaren Wissens in der europäischen Frühen Neuzeit werden von der Forschung längst nuanciert und jenseits von Fortschrittserzählungen beschrieben.¹¹ Dabei ist

7 Der Begriff des schrifttragenden Artefakts für die Vormoderne eignet sich möglicherweise für die Analyse des ‚digitalen Zeitalters‘ nur bedingt. Allerdings sind auch Daten physisch vorhanden, wenngleich sie selbst nicht direkt manuell verändert werden können. Eventuell könnte man von digitalen Schriftartefakten sprechen.

8 Vgl. Werle 2007; Dover 2021, 27–30; zur Neuordnung des (explodierten) Wissens im Druckzeitalter vgl. allgemein auch Schmidt-Biggemann 1983; Seifert 1976.

9 Vgl. neuerdings die Arbeiten der DFG-Forschungsgruppe 2305 ‚Diskursivierungen von Neuem. Tradition und Novation in Texten und Bildern des Mittelalters und der Frühen Neuzeit‘ an der FU Berlin.

10 Vgl. zur Geschichte der Enzyklopädie Schneider 2006; Stammen/Weber 2004. Vgl. zur Organisation von Wissen auch Blair 2020.

11 Besonders hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die Arbeiten des Münchner SFB 573 ‚Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit‘ (2001–2011), der zeigen konnte, auf welch spannungsreiche Weise autoritative Be- und pluralisierende Entgrenzungsdynamiken die politische, epistemische und literarische Faktur der Frühen Neuzeit prägen. Vgl. als Überblick Dover 2021.

die vielbeschriebene *mediale* Revolution in der ‚Gutenberg-Galaxie‘¹² aufs Engste und ursächlich mit einer spezifischen Form des *materialen* Wandels verknüpft, die häufig vorschnell dem Medienbegriff zugeschlagen und mit dem Problem des *medialen* Wandels synonym gesetzt wird. Damit das Buch *medial* die entsprechenden epistemischen, sozialen, politischen und kulturellen Schübe in der europäischen Frühen Neuzeit mit bedingen konnte, musste es erst den Schritt vom handschriftlichen Buch, dem Codex, zum gedruckten Buch gehen, musste es *material* – also über die Papierproduktion, die Herstellung der Lettern, die Entwicklung von Setzkästen und der Druckerschwärze und -presse sowie über die Druck- und Vertriebspraktiken – von Hand- auf Druckschriftlichkeit umgestellt werden, musste es neuen praxeologischen Bedingungen unterworfen werden.

Die im Folgenden vorgestellten Thesen zur Beschreibung und Erklärung von materialem Wandel sind das Ergebnis der Analyse unterschiedlicher kultureller Umbruchsituationen, die unter ungleichen Überlieferungsbedingungen und in sehr unterschiedlichen Feldern der Schriftlichkeit stattfanden. Eben diese kulturspezifische und historische Varianz spielt in der Darstellung eine gewichtige Rolle, ebenso die Frage, in welchem Verhältnis der materiale Wandel zu *anderen* Faktoren des kulturellen Wandels steht:¹³ Die Beschreibung des materialen Wandels kann nur unter Berücksichtigung der beteiligten Akteure sowie der kulturellen Kontextbedingungen und Folgeerscheinungen geschehen, nämlich indem sie den Einfluss von Machtverhältnissen sowie von kulturspezifischen Reaktionen (Kultur- und Technikkritik, aber auch Fortschrittsnarrative) auf Prozesse des materialen Wandels mitbedenkt, indem sie Ungleichzeitigkeiten und ihre Gründe offenlegt (These 19) und die sich wandelnden Funktionen des Materials sowie kultureller Textpraktiken fokussiert (These 20).¹⁴

Die vorliegende Untersuchung findet selbst vor dem oben skizzierten Hintergrund eines materialen Wandels statt – des aktuellen Wandels von der Druckkultur in das digitale Zeitalter –, wodurch die Perspektive auf vergangene Prozesse materialen Wandels geschärft wird.¹⁵ Dies führt zur kritischen Verhandlung der Wandlungsprozesse bzw. ihrer Bedeutung für die Gesellschaft, wie These 21 (Kritik von Prozessen des Wandels)

¹² Marshall McLuhan hat in seinem gleichnamigen Buch den vom Buchdruck ausgelösten fundamentalen Wandel im sozialen und kognitiven Layout der Frühen Neuzeit beschrieben, vgl. McLuhan 1962; vgl. grundlegend und einführend zum Thema Garncarz 2016.

¹³ Vgl. zum Verhältnis des technologischen zum sozialen Wandel Ogburn 1965; zum kulturellen Wandel Elias 1939. Kapitel 6 zu ‚politischer Herrschaft und Verwaltung‘ zeigt, dass der Funktionswandel eines Textes (etwa bei Überführung von einem Verwaltungszusammenhang hin zur Funktion ‚reiner‘ Machtdemonstration) oft mit materialem Wandel einhergeht.

¹⁴ Einige der bisherigen Arbeiten des SFB 933 haben maßgeblich den Bedeutungswandel von material veränderten Artefakten und den Wandel der damit verbundenen Praktiken fokussiert, vgl. Bolle 2020; Bolle/von der Höh/Jaspart 2019; Sarri 2017. Wichtige Referenzprojekte für die Problemstellung waren die Teilprojekte A01 ‚Beschriebenes und Geschriebenes im städtischen Raum der griechisch-römischen Antike und des Mittelalters‘ und B09 ‚Die Beschreibstoffe Holz und Bambus im alten China‘.

¹⁵ Vgl. Schneidmüller/Schweitzer-Martin 2020.

und These 22 (Aufwertung durch Rückgriffe auf traditionelle Formen und Formate) sowie These 23 (Funktionalisierung von Materialität in Machtverhältnissen) zeigen.

These 19

Die Materialität von Textkulturen verändert sich in Wandlungsprozessen, die nicht sprunghaft, sondern kontinuierlich verlaufen.

Die kulturwissenschaftliche Forschung hat für die Beschreibung von historischen Wandlungsprozessen verschiedenste Denkmuster, Begriffe und Metaphern in Anschlag gebracht: Von ‚Brüchen‘ ist die Rede, von ‚Grenzen‘, ‚Sprüngen‘, ‚Krisen‘ und von ‚Revolutionen‘, aber auch von ‚Evolutionen‘, ‚Entwicklung‘, ‚Wandel‘ und von ‚longue durée‘.¹⁶ Es ist immer wieder verführerisch, historische Veränderungen auf einen schnellen Übergang zu reduzieren; das scheint als Erklärung einfacher, als die innere Dynamik von prozesshaftem Geschehen historisch angemessen zu beschreiben.

Das betrifft auch das Phänomen des materialen Wandels von Textkulturen: Es liegt nahe, auf dem Weg zu seiner Beschreibung nach Erfindungen zu suchen und den (planvollen) Maßnahmen ihrer Implementierung in die materiale Kultur nachzuspüren – ein ‚Neuansatz‘, eine Innovation würde dann als solche greifbar. Dass Erfinderfiguren wie etwa Johannes Gutenberg zum Zwecke kultureller Selbstvergewisserung entsprechend stilisiert wurden, scheint dieses Bedürfnis nach einfacher linearer Erklärung zu belegen. Wobei zu berücksichtigen ist, dass man dieses Bedürfnis nicht erst in der modernen (populär-)wissenschaftlichen Rezeption beobachten kann – bis heute hat Gutenberg seinen unverrückbaren Platz im kulturellen Gedächtnis, wenngleich seine angebliche Erfindungsleistung längst problematisiert ist¹⁷ –, sondern dass es schon viel früher zu greifen ist. Die Erfindung der Buchdruckerkunst wird bereits im 16. Jahrhundert als deutsches Proprium reklamiert: In Nicodemus Frischlins Komödie *Iulius Redivivus* (1585) beispielsweise werden im Dialog zwischen Cicero und Cäsar die Buchdruckerei, das Schießpulver und die mathematisch-astronomische Meisterleistung der Straßburger Münsteruhr als Dreigestirn deutscher Gelehrsamkeit und deutschen Erfindungsreichtums in einem Atemzug genannt. Es wird also, zumal für den Fall des Buchdrucks, eine materiale Kulturwende im patriotischen Lichte konstatiert.¹⁸

¹⁶ Vgl. etwa Kuhn 1976; Braudel 1977.

¹⁷ Vgl. Ludwig 2023.

¹⁸ Vgl. zu diesem Zusammenhang Schade 1984, 114–115. Schon 1499 wird in der sogenannten in Köln gedruckten Koelhoffschen Chronik diskutiert, wer der Erfinder des Buchdrucks mit beweglichen Lettern war und wo sich dieser lokal verorten ließ. Vgl. dazu Meyer-Schlenkerich/Schweitzer-Martin 2023; zum Zusammenhang zwischen der Publikationstätigkeit der Druckeroffizinen und dem patriotischen Diskurs in der Frühen Neuzeit vgl. Brockstieger 2018.

Gerade im Fall des europäischen Buchdrucks müssen sich gegenwärtige Beobachter:innen also bewusst sein, dass Beschreibungsmodell und Beschreibungssprache in höchstem Maße kulturell präformiert sind.

Nähert man sich den Phänomenen des materialen Wandels gewissermaßen ‚von unten‘, also aus der Perspektive der textkulturellen Praxis, treten Kontinuitäten stärker hervor, tritt Abruptes und Planvolles zurück.¹⁹ Für den Fall des Übergangs von der Hand- zur Druckschriftlichkeit im kulturellen Raum der mitteleuropäischen Frühen Neuzeit lässt sich beobachten, dass wir es mit einem lang anhaltenden Prozess zu tun haben, der letztlich bis heute nicht abgeschlossen ist. Handschriftlichkeit kann die Druckschriftlichkeit vielmehr auf unterschiedliche Weise ergänzen, etwa in Publikations- oder Korrekturzusammenhängen, und mitunter ganz neue Funktionen annehmen (etwa: auratische Effekte, Autorisierung, Authentifizierung), aber wird doch nie ganz zum Verschwinden gebracht.²⁰ Im Zuge eines neuartigen „Nachlassbewusstsein[s]“²¹ nahmen ab dem späten 18. Jahrhundert Autographen und auch ephemere handschriftliche Erzeugnisse den Status bewahrungs- und sammlungswürdigen Materials an. Davor wurde im Verlauf der ‚langen‘ Frühen Neuzeit die Handschrift auf vielfältige Weise eingesetzt, um nicht nur (im Publikationsprozess) Bücher ‚in den Druck zu bringen‘, sondern auch um – durchaus mithilfe schon länger etablierter Schreibtechniken wie des Glossierens oder Kommentierens – mit den gedruckten Büchern ‚umzugehen‘, mit und an ihnen zu arbeiten, das in ihnen präsentierte Wissen zu dynamisieren und den gedruckten Text zu personalisieren und an neue Gebrauchskontexte anzupassen. Manche Drucke sind sogar über Durchschuss oder entsprechendes Seitenlayout, also eine entsprechende Affordanz, für die schreibende Anpassungstätigkeit vorgesehen, so etwa Schreibkalender (vgl. Abb. 1) oder durchschossene Emblembücher, die als *alba amicorum* in neue soziale und textuelle Kontexte überführt wurden.²²

All solche Individualisierungspraktiken von Geschriebenem zeugen in Europa von einer neuen Funktion der Handschriftlichkeit, die dynamisierend wirkt, ephemerer ist als noch in den vorangehenden Jahrhunderten und auf neuzeitliche Konzepte von Autorschaft vorausweist.

Eine noch tiefere Form der Persistenz des Nebeneinanders von Hand- und Druckschriftlichkeit ist im Japan des 17. Jahrhunderts zu beobachten: Auch hier stellt sich Kontinuität nicht als lineares Geschehen dar, sondern ist von wechselseitigen Impulsen geprägt. Mehr noch als im europäischen Fall erscheint hier der Wechsel von Hand-

¹⁹ Exemplarisch Needham 2015; Meyer-Schlenkerich 2018.

²⁰ Vgl. Dover 2021, 24–25. Grundlegend zu den Interferenzphänomenen bis ca. 1800 vgl. den Band von Brockstieger/Hirt 2023. Zu den Kontinuitäten und Gleichzeitigkeiten: Brockstieger/Schweitzer-Martin 2023.

²¹ Vgl. Sina/Spoerhase 2017.

²² Vgl. Brockstieger/Hirt 2023. Zum Phänomen des Durchschuss vgl. grundlegend Brendecke 2005; Feuerstein-Herz 2017.



Abb. 1: [Anonymer Besitzer,] Georg Galgenmeyer, *Schreibkalender* [...] [auf 1603], Augsburg: Hans Schultes 1602 (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Xb 1719), Bl. [2]v–[3]r. © Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, <http://diglib.hab.de/drucke/xb-1719/start.htm?image=00004> (CC BY-SA 3.0).

schrift zum Druck als retrospektive Interpretation eines historischen Phänomens. Für Zeitgenossen dürfte nämlich der Wechsel gar nicht als solcher wahrgenommen worden sein, da die Anwendung der Typographie in den meisten Fällen auf einen kleinen Kreis – vornehmlich soziale Eliten – begrenzt war. Druck blieb oftmals ein ergänzendes Medium zur Handschrift, sowohl im Hinblick auf die Nutzungsintensität als auch auf das kulturelle Prestige. Aus diesem Grund imitieren verschiedene gedruckte Gattungen in der Regel handschriftliche Formate und bieten erst ab einer bestimmten Auflagenhöhe eine weniger kostenintensive Alternative.

In Ostasien waren nicht Drucke mit beweglichen Lettern, sondern Blockbücher, also Bücher, deren Seiten jeweils mit Holzstöcken gedruckt wurden, in die Bilder und Texte eingeritzt waren, die Norm. Obgleich Blockbücher in Europa im 15. Jahrhundert ungefähr zeitgleich mit den Inkunabeln aufkamen, wurden sie nur für bestimmte Drucke eingesetzt. So kam die Technik der Blockbücher vor allem für reich bebilderte Gattungen sowie Texte für den Schulgebrauch, die immer wieder gedruckt wurden, im 15. und 16. Jahrhundert regelmäßig zum Einsatz.²³ Der unterschiedliche Stellenwert und Verwendungsbereich der beiden Reproduktionstechniken in Asien und Europa lässt sich auf unterschiedliche Faktoren zurückführen, die von der Anzahl der verwendeten Zeichen im Alphabet über Layoutkonventionen bis hin zur Erwartung der Leser:innen reichte.

²³ Vgl. Wagner 2012 und 2017; Schmitz 2018, 1–11.

Die japanischen Blockbücher reproduzierten nicht einfach Handschriftlichkeit, sie sahen also nicht nur aus wie von Hand geschriebene Bücher, sondern sie imitierten die individuelle Schrift eines einzelnen Kalligraphen. Druck und Handschrift sind so kaum zu unterscheiden. Da die Technik des Holzschnitts nur eine geringe Investition erforderte, war der private Druck mit diesen in Ostasien weiter verbreitet und trug oft wesentlich dazu bei, das Ansehen von Texten und ihren Autoren zu verbessern, wie im Fall von Zhang Chao oder Ihara Saikaku, die ihre Texte selbst verlegten und an einen ausgewählten Kreis an Bekannten verbreiteten.²⁴ In diesen Fällen ist der Druck keine autonome Praxis, sondern eine, die die sozialen Praktiken der vorhergehenden Manuskriptkulturen reproduziert.

Kontinuitäten zwischen Druck und Handschrift lassen sich auch im inhaltlichen Bereich erkennen: Drucke enthalten oft Anspielungen und Verweise auf handschriftliche Traditionen. Aufstrebende Textmedien wie kommerziell gedruckte Bücher profitierten vom kulturellen Prestige berühmter Manuskripttexte, indem sie diese reproduzierten. Dies zeigt sich in gedruckten Versionen von Kalligraphie-Mischbüchern wie dem *Kohitsu tekagami* 古筆手鑑 (‘Album der ehrwürdigen Kalligraphie’) aus dem Jahr 1651, das im Vorwort die folgende Erklärung enthält: „Ich habe mich sorgfältig um die Wiedergabe der feinen Pinselführung, die Intensität, den Winkel des Pinsels usw. bemüht. Auch wenn es Fehler im Blockdruck geben mag, sollte die Form der Buchstaben nicht angezweifelt werden.“²⁵ Dieses Eingeständnis der Grenzen der Reproduktionstechnik ordnet das gedruckte Buch den Handschriften unter, die es nachahmt. Auf diese Weise wird in einer überwiegend handschriftlichen Kultur das gemeinsame Wissen der Lesenden durch handschriftliche Texte geformt, und daher enthalten gedruckte Medien oft Anspielungen und Verweise auf handschriftliche Medien.

Dieses ‚Beharrungsphänomen‘ ist auch an anderer Stelle bezeugt: Günstigere Druckalternativen machten Handschriften wegen ihres hohen Prestiges erstrebenswerter. Beispielsweise in Japan erfreuten sich handbemalte Rollen aus Seide im 17. Jahrhundert wieder großer Beliebtheit. Vor der Frühen Neuzeit waren – nach Ausweis der Überlieferung, die sich auf drei Exemplare beschränkt – nur wenige Rollen auf Seide gemalt worden. Die Norm hingegen war es, auf Washi (japanischem Papier) zu malen. Im 17. Jahrhundert hingegen begann eine zu neuem Reichtum gelangte Klasse an Kaufleuten, Rollen mit bisher unbekannter Ausstattung als Symbole ihres sozialen Status in Auftrag zu geben. Tatsächlich waren solche Artefakte meist als reine Repräsentationsphänomene gedacht, wurden zu besonderen Anlässen gezeigt oder waren Teil von Mitgiften; gelesen wurden sie wohl eher nicht. Die mit dem Artefakt verbundene soziale Praxis wurde wiederum durch den Druck repliziert. In den Vorworten mancher Blockbuchaufgaben mit ausgewählten illustrierten Geschichten, die

²⁴ Vgl. Son 2018, 53.

²⁵ Kanai 1989, 146. Siehe auch Komatsu 1972, 95–102.

vormals handschriftlich reproduziert wurden, fand sich so beispielsweise der Hinweis, dass dieses Buch zur Ausstattung jeder Braut gehöre.²⁶

These 20

Affordanz und Funktion von Schriftartefakten sowie Produktions- und Rezeptionspraktiken verändern sich mit Prozessen des materialen Wandels in nicht-synchroner Weise.

Die materiale Verfasstheit von schrifttragenden Artefakten und damit ihre Herstellungsverfahren sind ebenso wie die erwartete und tatsächliche Nutzung der Artefakte einem steten Wandel unterworfen. Schreiben und Lesen²⁷ – um die gängigsten, aber keineswegs einzigen textbezogenen Aktivitäten zu nennen – sind keine historisch und kulturell konstanten Praktiken. Sie wandeln sich mit Form, Material und gesellschaftlich zugewiesener Funktion von Textartefakten. Zugleich wandelt sich auch die Affordanz von schrifttragenden Artefakten, also das übliche und durch die materiale Form nahegelegte Nutzungsangebot, das von einem Text ‚erwartete‘ Wissen darum, welche schriftbezogenen Praktiken an und mit ihm vollzogen werden sollen.²⁸ Auch dieser Wandel der Praktiken, um den es im Folgenden gehen soll, verläuft nicht in Sprüngen, und er verläuft zudem nicht synchron zum materialen Wandel. So können Schreib- und Lesepraktiken über einen materialen Wandel hinweg erhalten bleiben – oder aber sie verändern sich und beeinflussen ihrerseits die Prozesse materialen Wandels von Schriftträgern oder Schreibinstrumenten. Auch die für die Herstellung, Verbreitung oder Nutzung der Artefakte verantwortlichen oder zumindest förderlichen Institutionen verändern sich immer wieder oder verschwinden gar, wodurch der materiale Wandel und die Veränderung der materialbezogenen Praktiken zusätzlich beeinflusst wird.

Wenn man an textbezogene Praktiken denkt, kommt uns heute neben dem Schreiben als erstes das Lesen in den Sinn, das sich ebenfalls im Laufe der Jahrhunderte fundamental verändert hat und als Praktik je nach intendierter Textfunktion sehr unterschiedlich ist. In religiösen Kontexten wird anders gelesen als in juristischen, in wissenschaftlichen anders als in literarischen. Und Lesen als lautlose Praktik eines Einzelnen hat sich beispielsweise erst über die Jahrhunderte entwickelt. In der europäischen Antike wurde laut gelesen.²⁹ Augustinus hebt in den *Confessiones* die Erfahrung des lautlosen Lesens eigens hervor (Buch VI,3). Anfang der 1990er Jahre legte

²⁶ Vgl. Ishikawa 2020.

²⁷ Vgl. Gertz et al. 2015; Berti et al. 2015.

²⁸ Vgl. Fox/Panagiotopoulos/Tsouparopoulou 2015.

²⁹ Grundlegend: Svenbro 1988. Die allgemeine Präponderanz des stimmhaften Lesens in der europäischen Antike ist Konsens in der Forschung, auch wenn ein kategorischer Ausschluss lautlosen Lesens umstritten ist (siehe Gavrilov 1997). Vgl. auch Leipziger 2021.

Ivan Illich seine Studie *Im Weinberg des Textes* vor;³⁰ seine These ist, dass sich das Lesen im 12. Jahrhundert vom leisen Murmeln hin zur stillen Praxis des schweigenden Lesens entwickelt hat und dass die Entstehung unseres modernen, vom Material des Textes unabhängigen Textbegriffs damit in Verbindung steht. Ähnliche Prozesse lassen sich für andere Kulturkreise finden – die textbezogenen Praktiken verändern sich und damit auch die Textträger selbst.³¹

Manchmal ändern sich textbezogene Praktiken und der materiale Wandel folgt nach. In anderen Fällen bleiben textbezogene Praktiken gleich, obwohl die materiale Form der Texte stark verändert ist. Besonders gut ist das bei einem typischen Lese- und Schreibverhalten der Gegenwartskultur der Industriestaaten, beim Schreiben und Lesen auf digitalen Endgeräten, zu beobachten: Viele Praktiken des Analogen oder gar Handschriftlichen sind nicht verschwunden, sondern in die neuen Entwicklungen eingeflossen, teils wohl auch, um Adaptionsprozesse zu vereinfachen. Die Übergänge von einem Material zu einem anderen sowie auch von einem Medium zum anderen geschehen nicht rasch, sondern langsam und diskontinuierlich. Zugleich fließen tradierte Praktiken in die Gestaltung der neuen Formen ein. So verfügen unsere Schreibprogramme z. B. über Schreibschriften, die Handschriften imitieren. Die Hersteller gehen also entweder davon aus, dass die Nutzenden für die Imitation von Handschrift Verwendung haben, oder sie wollen den Abstand zwischen dem Handschriftlichen und dem Digitalen verkleinern. Die herkömmlichen Materialien, Techniken und Praktiken verschwinden außerdem trotz umfassender Digitalisierung nicht und schon gar nicht plötzlich. Das handschriftliche Schreiben ist wie Papier auch nach dem breiten Einsatz digitaler Techniken weitverbreitet. Eine andere Praktik, die sich möglicherweise auf die materiale Form der Rolle bezieht bzw. zumindest das Layout von Rollen aufnimmt, mit denen wir im Alltag nur selten zu tun haben, ist beim Lesen im Internet üblich: das Scrollen. Auch hier fehlt die Haptik der Rolle, aber die Vorstellung des materialen Artefakts Rolle präfiguriert die digitale Praktik. Andere Praktiken, wie z. B. das Blättern, sind auch (wenngleich nicht im haptischen, sondern nur im visuellen Sinne) digital möglich. Es scheint, als wäre dies eine bewusste Imitation der Lesepraktik von Büchern, die der leichteren Handhabung der neuen Form dient.

Neben dieser Kontinuität textbezogener Praktiken über den materialen Wandel entstehen im digitalen Raum jedoch auch ganz neue Formen der Text-Person-Interaktion, durch die ehemals feste Funktionen von Autor:innen, Edierenden und Lesenden in ein komplexeres Verhältnis rücken. Das ist beispielsweise bei der sogenannten *kinetic typography* der Fall, die klassische Typographie mit Animation in Form eines Films verbindet, und der *three dimensional typography*, die nur durch die Verwendung der interaktiven Internet 2.0-Technologie ermöglicht wird. David Small entwickelt in

³⁰ Vgl. Illich 1991.

³¹ Vgl. Burnyeat 1997. Für eine philosophische Auslegung des Begriffes des ‚stummen Lesens‘ vgl. Stock 2009, 62–63. Für eine gefühlsgebundene bzw. phänomenologische Lesung der *Confessiones* Augustinus vgl. den Kommentar zu *Conf.* IV,3 in De Monticelli 1990.

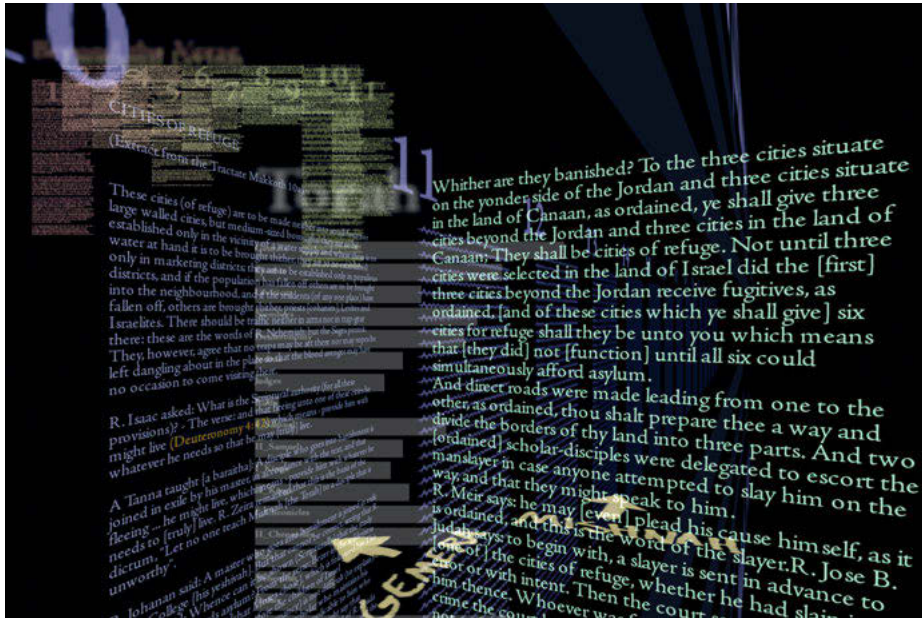


Abb. 2: David Small, *Talmud Project*, Exhibition at the Cooper-Hewitt Museum's first National Design Triennial. © David Small.

seiner experimentellen Studie *Rethinking the Book* aus dem Jahr 2009 den Versuch eines völlig neuen, nutzergenerierten Layouts des Talmud durch *kinetic typography* (vgl. Abb. 2).³² Die traditionelle Vorstellung des Buches – als Codex sowie als ‚modernes Buch‘ – wird um die Darstellung eines online-Hypertextes erweitert und so in die Visualisierung eines 3D-Layouts gebracht. Smalls Entwicklung erlaubt, „to position text at any size, position and orientation in an extremely large three-dimensional space“.³³ Die Arbeit ist experimentell und nur wenige Seiten lang, bietet aber einen Blick auf die mögliche Zukunft von Texten, wenn sie sich im digitalen Raum von der traditionellen materialen Gestalt des Geschriebenen lösen.

Bisher imitiert die digitale Darstellung Formen, für die es etablierte Nutzungspraktiken gibt (Papier, Bücher, manchmal auch Rollen). Mit David Smalls Programm zum Lesen des Talmud (vgl. Abb. 2) verbinden sich Autor:in, Herausgeber:in und Leser:in zu einer einzigen Figur. Zugleich trägt diese Form der Visualisierung der komplexen Textgestalt des Talmud Rechnung, der aus Mischna und Gemara, also aus einem Text und dem vielgestaltigen Kommentar aus vielen Quellen besteht. Man kann mit Sicherheit davon ausgehen, dass Small nicht zufällig auf die Idee gekommen ist, den Talmud durch dieses experimentelle Layout darzustellen und zu implizieren, dass solche

³² Vgl. Small 1999.

³³ Small 1999, 26.

digitale Darstellungen der Seite zum Studieren ‚geeigneter‘ sei als eine traditionelle gebundene Buchgestaltung.³⁴

Das Verhältnis von Personen zu Texten, Geschriebenem und schrifttragenden Artefakten ist Teil einer Textkultur. Das gilt auch für die Fälle, in denen wir körperlich mit Texten umgehen. Auch wenn Digitalisierung im engen Sinne keine Entmaterialisierung ist, denn Daten müssen physisch aufbewahrt, gepflegt und verfügbar gehalten werden, so lässt sich doch von einem immer abstrakteren Bezug zum Körper sprechen. Digitale Bücher unterscheiden sich nicht nach Gewicht und Größe, sondern durch ihre Datenmenge und der für die Nutzung erforderlichen Rechenkapazitäten. Auch schon vor der Digitalisierung war der materiale Wandel von abnehmendem Körpereinsatz des Einzelnen begleitet – musste in Skriptorien Wort für Wort von Hand kopiert werden, so ging jeder Schritt in Richtung technisierter Verfahren vom Blockbuch und dem Druck mit beweglichen Lettern zum digitalen Druck mit einem geringeren Maß an körperlicher Arbeit einher.³⁵

Vielleicht könnte man daher vermuten, dass bei vielen Phänomenen materialen Wandels der Einsatz des menschlichen Körpers in abnehmendem Maße erforderlich wird. Auch wenn bestimmte Designs wie das oben genannte Blättern für unterschiedliche praktische Tätigkeiten eine je eigene Körperlichkeit simulieren, bleibt es doch bei einer bloßen Wisch- oder Drückbewegung des Fingers, um auf digitale Produkte Einfluss zu nehmen. Gestaltungen, in denen der körperliche Einsatz mehr gefordert wird, wie beispielsweise bei einigen Computerspielen, sind nicht aus der Sache selbst notwendig, sondern das Ergebnis freier gestalterischer Entscheidung. Auch bei Mischvorgängen (analog und digital zusammen), wie z. B. dem Einlesen von handgeschriebenen Überweisungen, verringert sich zumindest die Anzahl körperlicher Tätigkeiten. Wir können feststellen, dass eine geringere Materialdiversität in eine geringere materiale Differenzerfahrung mündet. Wenn Niklas Luhmann schrieb, dass der menschliche Körper seine Bedeutung als Ort der Wahrnehmung von Sinn und Kultur durch dessen Ersetzung durch das Buch verloren habe, was würde er zur Entwicklung der digitalen Schriftlichkeit sagen?³⁶ Zumindest, so Irmela Schneider, müssten immer, wenn neue Medien entstehen, Funktion und Rolle des Körpers neu verhandelt werden.³⁷ Die Digitalisierung textbezogener Praktiken bewahrt durch Simulation die alte Erfahrung des Lesens von Büchern und Rollen, zugleich verändert sie die Interaktion von Text, Geschriebenem und Person (Produzent:in/Rezipient:in) auf Weisen, die sich noch gar nicht ganz überblicken lassen.³⁸

³⁴ Weiterführende Literatur: Hillner 2009, 44–45; Heller 2011; Reas/Fry 2014, 321.

³⁵ Zugleich waren die Kopisten durch die teilweise kreative Anpassung von Schriftstücken an spezifische Situationen gefordert, also intellektuell stärker beteiligt als die Setzer späterer Zeiten, vgl. Gertz et al. 2015, 585.

³⁶ Vgl. Luhmann 1990, 599.

³⁷ Vgl. Schneider 2000, 16

³⁸ Zur Gegenüberstellung von „digital natives“ und „digital immigrants“ und der entsprechenden Metaphorik vgl. Günther 2007.

Der Übergang vom Manuskript- zum Druckmedium verändert auch die Dynamik der Benutzerreaktionen. Es gibt eine inhärente Spannung und Rückkopplungsschleife zwischen vorgeschriebenen Verwendungen, die im Falle eines weiter verbreiteten Mediums wie dem Druck vielfältiger und allgemeiner sein müssen, und idiosynkratischen Verwendungen durch einzelne Benutzer:innen, die eher für Manuskriptkulturen charakteristisch sind. Nach der Betrachtung der Interaktion von Personen und Texten bzw. Geschriebenem wollen wir uns im Folgenden genauer mit der Art und Weise befassen, in der die materialen Eigenschaften und der *soziale Kontext von Texten* spezifische Leserreaktionen bedingen und ermöglichen. Es lässt sich zeigen, dass die Form und Materialität von Texten sowohl mit Prozessen der Standardisierung als auch der Pluralisierung der Nutzung verflochten sind, wenn neue Inhalte für ein neues Publikum an Druckausgaben angepasst werden.

Um dies zu verdeutlichen, betrachten wir ein Beispiel transkultureller Adaption aus Japan: Eine Gruppe von Ärzten und Liebhabern westlicher Gelehrsamkeit machte sich daran zu zeigen, dass das bis dahin geltende Verständnis der Anatomie aus chinesischen Quellen falsch war, indem sie ein westliches Werk der Anatomie übersetzten: Johann Adam Kulmus' ‚Anatomische Tabellen‘, betitelt *Kaitai shinsho*. Der langwierige Übersetzungsprozess von dreieinhalb Jahren brachte mehrere Arten von Materialänderungen mit sich.³⁹ Dies liegt daran, dass die japanische Buchkultur im Gegensatz zu ihrem ursprünglichen westlichen Kontext andere Buchformate, Drucktechniken, Papiere und Einbände verwendete, keine Frontispize einsetzte, drei verschiedene Schriftsysteme (chinesische Ideogramme und zwei Sätze phonetischer Graphen) verwendete und den Körper in Bezug auf seine Beteiligung am Energiefluss im Universum beschrieb, was bedeutete, dass es oft keine analoge Terminologie für westliche Körperteile gab. Die damit einhergehenden materiellen Veränderungen spiegeln sich in der Gestalt des Frontispiz (vgl. Abb. 3).⁴⁰ Schon dieses selbst ist für ostasiatische Bücher außergewöhnlich und verkündet den Status des Buchs als westliches Buch. Die Materialität der Seite musste sowohl in Bezug auf das Rohmaterial (westliches Papier versus Washi Papier), die Größe (die japanische Ausgabe ist etwas kleiner) und die Reproduktionstechnik (Kupferstich zu Holzschnitt) angepasst werden.⁴¹ Sie wurden aus einem anderen Buch ausgewählt, was darauf hinweist, dass man sich um eine Visualität bemühte, die an den japanischen Kontext und die anvisierte Leserschaft angepasst ist. Dies spiegelt sich in den optischen Veränderungen wider: Die Wappen sind aus einer anderen Quelle übernommen und symmetrisch, was wiederum für die ostasiatische Gestaltung ungewöhnlich ist und daher auf eine westliche Herkunft hindeutet. Der Mann verdeckt sein Schambein, höchstwahrscheinlich das Ergebnis einer

³⁹ Die folgende Diskussion basiert auf Lukacs 2008, 23–175. Siehe auch Proust 2002, 182–192.

⁴⁰ Für eine ausführliche Besprechung des Frontispizes siehe Lukacs 2008, 49–56.

⁴¹ Letzteres war eine Umkehrung eines früheren Wechsels in der Reproduktionstechnik: Schon die anatomischen Bilder von Kulmus waren von den Holzschnitt- zu den Kupferstich-Bildern von Vesalius übergegangen. Vgl. Lukacs 2008, 41.

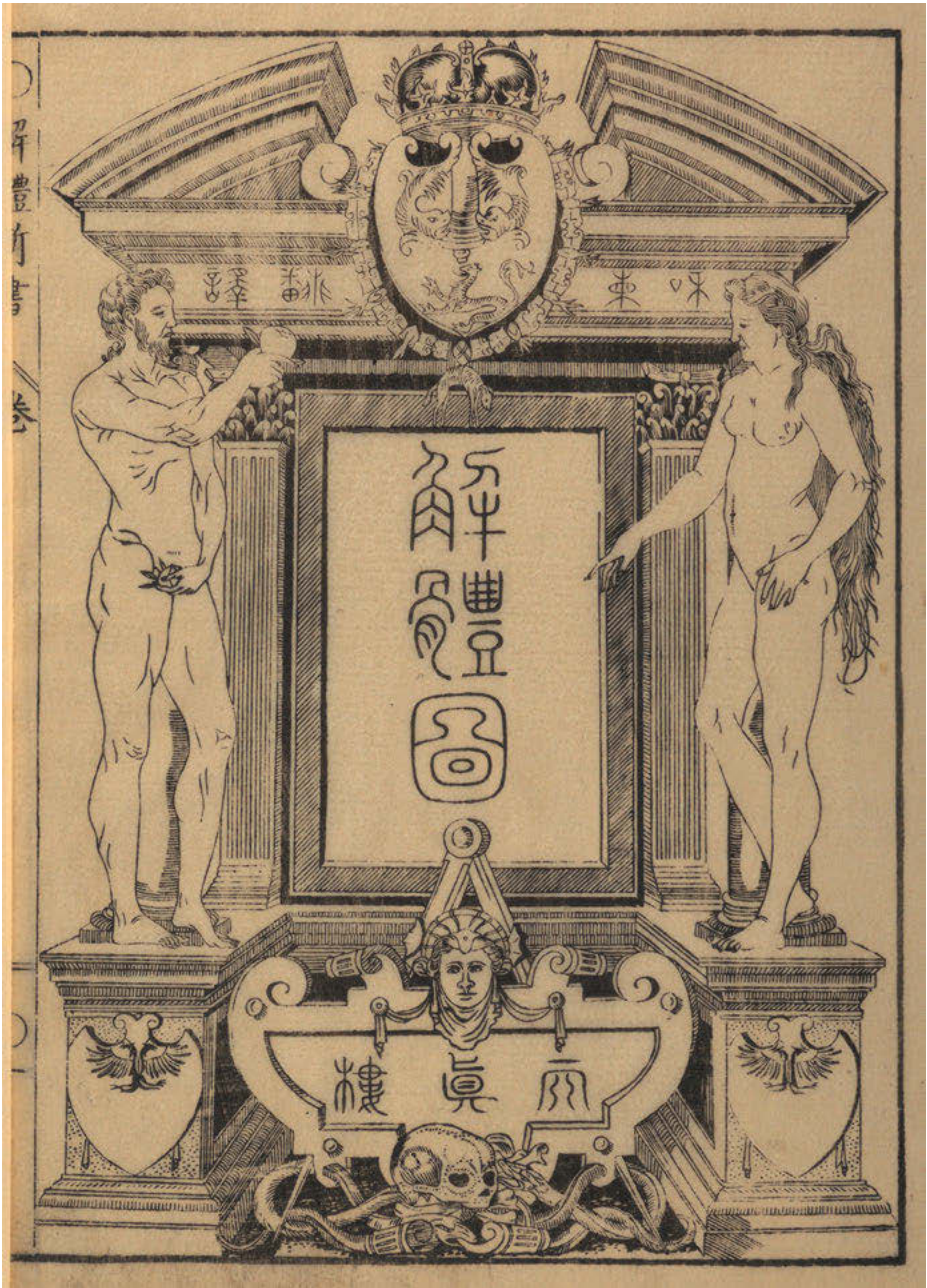


Abb. 3: Odano Naotake, Frontispiz des Tafelteils im Einführungsband von *Kaitai shinsho* („Neues Buch der Anatomie“), 1774, Holzschnitt, Tinte auf Washi-Papier, 26,1 × 18,1 cm, National Library of Medicine, Bethesda, MD (USA), <http://resource.nlm.nih.gov/101147255X1> (Stand: 27.1.2022), Public Domain.

verlegerischen Strategie, die darauf abzielte, die Zensur durch die Behörden zu umgehen, wozu auch der Druck einer Probeausgabe mit vereinfachtem Inhalt gehörte, die den Behörden als Geschenk angeboten wurde.⁴²

Auch die Transformationen im Text sind vielschichtig: Der Titel erscheint in archaischer chinesischer Schrift: Tatsächlich ist das gesamte Buch in pseudochinesischer Schrift ausschließlich mit Ideogrammen geschrieben, die entweder für ihre phonetischen oder für ihre semiotischen Werte verwendet werden – die letztere Verwendung beinhaltete die Entwicklung vieler neuer Begriffe, um das in Kulmus' Werk vermittelte anatomische Wissen zu beschreiben. Insgesamt war dies eine Anpassung an Standardformat und -graphik der Sinosphäre. Eine Form der Leserreaktion zeigte Shiba Kōkan, ein enger Mitarbeiter der Übersetzergruppe; er wies darauf hin, dass es für Laien schwer sei, die Ideogramme zu verstehen, und dass es zudem nicht leicht sei, sie in Maximen und Kommentare zu übersetzen (wie es bei den konfuzianischen Klassikern üblich war).

Stattdessen versuchte Shiba Kōkan in einer seiner Abhandlungen, den Inhalt des Anatomiebooks für ein breiteres japanisches Publikum mit einer Erklärung „in gewöhnlicher Sprache und phonetischen Zeichen“⁴³ anzupassen, die sich auch auf die ostasiatischen Konzepte der fünf Elemente und von Yin und Yang stützte.

Um auf die ursprüngliche Übersetzung zurückzukommen, sollte erwähnt werden, dass sie eine weitere Schriftebene enthält: Die Zeichen für die fünf Elemente in archaischer chinesischer Schrift werden als Symbole für die westlichen Bücher verwendet, aus denen die Illustrationen kopiert wurden.⁴⁴ Diese bibliographische Technik spiegelt eine Pluralisierung des Gebrauchs im Dienste der japanischen Gelehrtengemeinschaft wider, die sowohl mit der Praxis des Zitierens von Textautorität aus chinesischen Klassikern als auch mit der indexikalischen Form der Wissensklassifikation in Europa vertraut ist. Durch die Einbeziehung all dieser Strategien entsprach das Buch den Erwartungen und Zielen einer breiten wissenschaftlichen Gemeinschaft, unter denen sie zu einer *textual institution* wurde.⁴⁵ Es erreichte somit ein hohes Maß an Anpassung an die textkulturellen Gepflogenheiten und so an Affordanz, was sich auch darin zeigt, dass in kurzer Folge drei Ausgaben gedruckt wurden.⁴⁶ Die sich erweiternde Leser:innenschaft dieser Übersetzung fügte noch eine weitere Textebene in Form handschriftlicher Anmerkungen hinzu, die einer Pluralisierung des Gebrauchs in einem didaktischen Kontext entsprechen: Koishi Genshun verwendete das Buch in seiner konfuzianischen Akademie und glossierte zu diesem Zweck den gedruckten Text. Diese Anmerkungen wurden dann wiederum von seinen Schülern in ihre eigenen Exemplare kopiert. Dies zeigt, wie die Schriftkultur in Verbindung mit den Drucken genutzt wurde, um sich an verschiedene Verwendungszwecke des Textes anzupassen.

⁴² Lukacs 2008, 47, 110.

⁴³ *Dokushō hōgen*, in: Shiba Kōkan, *Shiba Kōkan zenshū*, 24–25; besprochen in Screech 2002, 89.

⁴⁴ Vgl. Lukacs 2008, 40.

⁴⁵ Vgl. Marcon 2020, 137–138.

⁴⁶ Zu den Auswirkungen von *Kaitai shinsho* siehe Lukacs 2008, 165–180 und Jackson 2016, 116–117.

Wie oben gesehen, führen die Spannungen bzw. die Dynamik, die beim Übergang zu einem neuen Schriftmedium entsteht, oft dazu, dass etablierte Modi der Bedeutungserzeugung und des Leseverhaltens überdacht werden. Neue Medien ermöglichen Experimente mit verschiedenen Kombinationen bestehender und neu entstehender textueller und paratextueller Elemente. Auch in anderen kulturellen Kontexten lassen sich ähnliche Phänomene beobachten. So kann man innerhalb der komplexen Geschichte des Layouts der frühen hebräischen Drucke einen allmählichen Übergang – sicherlich auch aufgrund von Fragen der technischen Entwicklung – von eher einfachen zu sehr komplexen typographischen Formen erkennen. Eines der auffälligsten Beispiele ist wohl der Druck eines jüdischen Gesetzbuchcodex, verfasst von dem berühmten jüdischen Philosophen Maimonides, der auf äußerst komplexe Weise in vielen typographischen ineinander gefassten Spalten organisiert ist (vgl. Abb. 4). So sehr sich dieses Gesetzbuch offensichtlich an ein elitäres Publikum wendet, ist nicht zu leugnen, dass die Konsultation dieses Bandes sehr komplex ist. Es ist zweifelhaft, ob die Herausgeber dieses Textes tatsächlich im Sinn hatten, ein ‚lesbares‘, d. h. wirklich an den praktischen Gebrauch durch den Leser adressiertes Buch anzubieten, oder ob sie nicht auch die Natur und Organisation des Wissens demonstrieren wollten, die sich in der komplexen Struktur einer Seite zeigt, die mehrere Kommentare zum Haupttext enthielt.

Die Analyse der Interaktion von Artefakten und Nutzer:innen zeigt also, dass die textbezogenen Praktiken sich wandeln, dass dies aber nicht synchron zum materialen Wandel geschieht, ja, dass sogar Praktiken erhalten bleiben, die sich auf bereits überkommene Formen und Materialien beziehen. Zudem zeigt sich, dass das Nutzungsangebot von Geschriebenem entlang gesellschaftlicher Gepflogenheiten gezielt gestaltet wurde.

These 21

Materialer Wandel löst ambivalente Reaktionen aus.

Durch die Veränderung von Produktionstechniken und Beschreibstoffen wandeln sich Rezeptionstechniken und -praktiken.⁴⁷ Diese Veränderung wird einerseits oft als Innovations- und Fortschrittsleistung emphatisch begrüßt; man kann im materialen Wandel eine Chance für veränderte Verbreitung und neue Rezeptions- und Nutzungskontexte sehen. Andererseits rufen die Innovationen auch negative Reaktionen hervor: Sorgen vor den Auswirkungen und Vorbehalte gegenüber den Neuerungen, insbesondere Ängste vor Kontrollverlust und vor einem antizipierten Verlust von Kulturtechniken verschiedenster Art. Schließlich finden sich als Reaktion immer wie-

⁴⁷ Vgl. exemplarisch Reudenbach 2015.

der auch ‚Kontrollphantasien‘, also Vorstellungen, die Auswirkungen des materialen Wandels technisch oder rechtlich zu beschränken oder zu minimieren.

Dies lässt sich beispielsweise im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa sowohl für den Beschreibstoff Papier als auch für den eng mit ihm verknüpften Buchdruck beobachten. Das Druckwesen ging mit enormen gesellschaftlichen Erschütterungen einher, die sich in Auseinandersetzungen um die Deutungshoheit über einzelne Schriften ebenso manifestierten wie in Grundsatzdiskussionen um den Wert und die Funktion ganzer Kulturtechniken. Der Buchdruck wurde kritisch betrachtet, weil nicht nur befürchtet wurde, die Qualität könne unter der Massenproduktion leiden, sondern auch, der Überblick über die gedruckten Texte und damit die inhaltliche Kontrolle könnten verloren gehen. Bereits zu Gutenbergs Zeit wurde kritisch bemerkt, dass man nun an *einem* Tag mehr drucke als man früher in einem Jahr habe abschreiben können.⁴⁸

Eine der bekanntesten zeitgenössischen Reflexionen über den frühen Buchdruck im lateinischen Europa ist der Traktat *De Laude Scriptorum* (‚Über das Lob der Schreiber‘) des Humanisten und Benediktinerabtes Johannes Trithemius (1462–1516) aus dem Jahr 1492. Darin fragt er, welcher Unterschied zwischen Handgeschriebenem und Gedrucktem bestünde: Auf Pergament Geschriebenes könne tausend Jahre überdauern. Es sei aber fraglich, wie lange gedruckte Schrift überdauern könne, da sie eine papierne Sache (*res papirea*) sei. Wenn ein Band aus Papier 200 Jahre überdauere, sei dies schon lang, und dennoch glaubten viele, ihr Material in den Druck geben zu müssen.⁴⁹ Trithemius diskutiert allerdings nicht nur die Frage des Beschreibstoffes, sondern auch die der Beschreibtechnik. Im Verlauf des Traktats wird deutlich, dass die Kulturtechnik des Schreibens für ihn als Mittel zum Erhalt der monastischen Vitalität und gegen geistige Trägheit (*acedia*) wichtig ist.⁵⁰ Es geht ihm also nicht um eine Pauschalkritik am neuen Beschreibstoff oder der anderen Technik, sondern er formuliert damit seine Sorge vor dem Verlust einer Kulturtechnik.

Die Annahme, dass Papier schlecht haltbar sei, geht im lateinischen Europa bis ins 12. Jahrhundert zurück, also in die früheste Zeit, in der Papier dort verwendet wurde.⁵¹ Häufig treten diese Argumentationen im Rahmen von Verwaltungsschrifttum auf, wo Kopien papierener Dokumente auf Pergament angelegt werden sollten oder die Anlage bestimmter Schreiben auf Papier mit Hinweis auf die mangelnde Haltbarkeit untersagt wurde.⁵² Jedoch wurden auch die Vorteile des Papiers gesehen,

⁴⁸ Vgl. Widmann 1973, 8.

⁴⁹ Vgl. Johannes Trithemius, *De Laude Scriptorum*, 62–65. Diese Passage ist vielzitiert, vgl., um nur einige zu nennen, Embach 2000; Marks 1980; Needham 2015.

⁵⁰ Vgl. Herweg 2010, 411–412.

⁵¹ Maßgeblich zur Wahrnehmung von Papier: Meyer-Schlenkrich 2018, 198–200. Vgl. auch die „Gesellschaftliche Akzeptanz und soziale Distinktion als Gründe für die Wahl zwischen Papier und Pergament“ in ebd., 213–216. Für weitere Verbote von Papiergebrauch ohne expliziten Hinweis auf die mangelnde Haltbarkeit: ebd., 224–231.

⁵² Vgl. Meyer-Schlenkrich 2018, 224–231.

die sowohl in der verfügbaren Menge als auch im meist niedrigeren Preis gegenüber dem Pergament lagen.⁵³ Engpässe im Beschreibstoff blieben jedoch ein anhaltendes Problem, und das Argument der Verfügbarkeit und der Ressourcen kehrt sogar noch im digitalen Zeitalter wieder. Zwar veränderte sich der Grundrohstoff vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert von Lumpen zu Holz, der Sachverhalt bleibt aber bis in die Moderne von Bedeutung.⁵⁴

Trithemius' Text kann als ambivalente Reaktion auf den materialen Wandel verstanden werden, der von den Zeitgenossen bereits als solcher wahrgenommen und reflektiert wird. Jedoch ist dies nicht nur im lateinischen Europa zu beobachten, sondern auch in anderen Weltgegenden, wie der japanische Roman ‚Großer Spiegel der Schönheiten: Sohn eines verliebten Mannes‘ (諸艶大鏡 好色二代男) von Ihara Saikaku (1684) zeigt. In dem Roman, der beschreibt, wie ein alter Mann eine Abschrift eines Romans bei einer Oberkurtisane bestellt und anstelle einer kalligraphisch schön gestalteten Rolle ein gedrucktes Exemplar erhält, spielt die Kritik am Verlust althergebrachter Kulturtechniken eine zentrale Rolle: Die Enttäuschung des alten Mannes über das gedruckte Exemplar steht für eine Neubewertung des Manuskriptformates, die gleichzeitig vor dem biographischen Hintergrund Saikakus zu verstehen ist, der zeitlebens als Dichter Teil einer handschriftlichen Kultur war und zeitweise auch mit Drucktechniken experimentierte. Sie formuliert darüber hinaus in fast satirischer Form, wie hier ein Mann nicht mit der Zeit Schritt halten kann und dass die Agentur der Oberkurtisane gerade ihm eine weniger wertvolle Kopie der Schrift sendet.

Im europäischen Rahmen spielte über die Kulturkritik am Buchdruck hinaus vor allem im Kontext religiöser Auseinandersetzungen die Kontrolle des Buchwesens eine zentrale Rolle, die sich (wenn auch nicht notwendig) in einer grundsätzlichen Ablehnung des Druckes äußern konnte. So finden sich im 15. und 16. Jahrhundert unter den jüdischen Intellektuellen in West- und Mitteleuropa eine Vielzahl an Reflexionen über den Buchdruck mit beweglichen Lettern.⁵⁵ Die Kritiker des Buchdrucks befürchteten vor allem, dass handschriftliche Kommentierung und individuelle Glossierung als Teil des Lernens und der Wissenstradierung zwischen Lehrer und Schüler(n) verschwinde und dies zu einer unzulässigen Eindimensionalisierung und Standardisierung religiöser Inhalte wie beispielsweise der Superkommentare zum Talmud⁵⁶ führe. Denn die

⁵³ Vgl. Herweg 2010, 426.

⁵⁴ So ging der Hochschule Fulda im Zuge der Corona-Pandemie das Papier aus und sie erstellte ihre Zeugnisse vorerst digital: Malkmus 2020. Vgl. auch Beckmann Petey 2021. Nach dem zweiten Weltkrieg konnten viele Zeitungen in Deutschland auf Grund des Papiermangels nur an einer eingeschränkten Zahl an Tagen erscheinen, vgl. Dussel 2004.

⁵⁵ Vgl. Reiner 1997.

⁵⁶ Der *Talmud* (hebr. ‚Lehre‘) ist eine Sammlung rabbinischer Kommentare von Gelehrten aus sieben Generationen zu 36 von 63 Traktaten der Mischna, d. h. der Zusammenstellung des traditionellen Religionsgesetzes um ca. 200 u. Z. Der Talmud wurde nicht vor 400 u. Z. in einer palästinischen Version (Talmud Jeruschalmi / Talmud Eretz Jisrael) und seit 500 u. Z. in einer babylonischen Version (Talmud Bavli) redigiert. Bis heute hat der Talmud Bavli eine größere Autorität als der Talmud Jeruschalmi.

aschkenasische Gelehrtentradition suchte mit diesen Lehrtexten keinen abgeschlossenen Lehrkanon zu etablieren, sondern mittels fortlaufender Glossierung und Aktualisierung im Kontext des Lernens in der Yeschiva (Talmud-Akademie) auch Einzelmeinungen und Lokaltraditionen (*minhag ha-maqom*) zu bewahren.⁵⁷

Es ist daher kein Zufall, dass unter den jüdischen Gelehrten die Debatte um die Drucke sich zunächst einmal an der Diskussion um die Verbreitung und Kanonisierung halachischen (religionsgesetzlichen) Wissens entzündet hatte. Dies lässt sich exemplarisch an der Auseinandersetzung um den Druck des halachischen Werkes *Torat ha-Chattat* (gedruckt Krakau 1569) des Rabbiners Moshe ben Israel Isserles (Akronym: Rema; 1530–1572) zeigen.⁵⁸ In der Einleitung hatte Rema nicht nur die Autorität der bis dahin maßgeblichen Schrift *Sha'are Dura*,⁵⁹ sondern gleichzeitig deren textkritischen Wert in Frage gestellt und entsprechende editorische Eingriffe angekündigt. Vor allem R. Chayyim ben Bezalel von Friedberg (c. 1520–1588), der Bruder des berühmten R. Yehuda Löw ben Bezalel (der sog. Maharal von Prag), griff in einer Gegen-Schrift (*Wikkuach Mayyim Hayyim*) den Druck von *Torat ha-Chattat* umfassend an: Er hielt dafür, dass man in den Talmudakademien auch weiterhin die relevanten halachischen Quellen⁶⁰ nur mit Hilfe eines Lehrers auf der Basis eines eigens für dessen Unterricht zusammengestellten Buchs studieren solle. In diesem Zusammenhang kritisierte er vor allem, dass mit dem Druck halachischer Kompendien der einzelne Rabbiner seine Religionspraxis fortan auf Bücher statt auf den halachischen Fachmann und Rechtsentscheider (*poseq*) gründete und damit auch lokale Bräuche und Auslegungen ohne Not verloren gingen, was dem Wesen halachischer Entscheidungsfindung grundlegend widerspreche, denn eine universale Halacha habe es schließlich nie gegeben. Für Chayyim von Friedberg ging es also nicht einfach um die Gegenüberstellung von Handschrift und Druck; vielmehr stand das Buch als Medium der Lehre und des religionsgesetzlichen Diskurses gegen die persönliche Autorität des Lehrers. Druckausgaben konnten diese grundsätzliche Auseinandersetzung um die Lehrmethoden in den Talmudakademien allerdings deutlich verschärfen. Die Zurückweisung des Lernens aus (gedruckten) Büchern und damit die Ablehnung jedweder dezisionistischen Monopolstellung eines Autors kann als neue und auf das Religionsgesetz bezogene Kanondebatte interpretiert werden.⁶¹

Es ist unbestritten, dass der Buchdruck die Praktiken des Lernens und der Wissensvermittlung für die *Yeshivot* nachhaltig veränderte. Gerade diese praxeologische

⁵⁷ Vgl. Reiner 1997, 91–93.

⁵⁸ Gleichzeitig geriet Rema auch zwischen die Mühlen der Diskussion um Maimonides' philosophisches Hauptwerk *More ha-Nevokhim* („Wegweiser der Verwirrten“), die Mitte des 16. Jhs. die Talmudschulen zwischen Polen und Deutschland erfasste; vgl. zum Ganzen bes. Reiner 1997, 93–96.

⁵⁹ Halachische Zusammenstellung der Speisegesetze durch R. Yitzchaq ben Meir aus Düren, 2. Hälfte 13. Jh.

⁶⁰ Diese Quellen waren neben dem Talmud auch halachische Autoritäten des 11.–15. Jhs. (sog. *rishonim*).

⁶¹ Vgl. Reiner 1997, 86–88. „Before the coming of print, Ashkenazi culture was not based on a fixed text, and certainly had no authoritative canon“, ebd., 91.

Dimension, also die Erschütterung vermeintlicher Sicherheiten im Feld der Wissens-tradierung, -vermittlung und -dokumentation, scheint im Fall der jüdischen Intel-lektuellen in West- und Osteuropa genauso wie unter den Humanisten, zu denen Johannes Trithemius gehörte und die sich in einem ähnlichen sozialen Feld verorten lassen, entsprechend ambivalente Reaktionen zu provozieren. Dazu gehörte auch das Argument, dass der Buchdruck dazu beitrage, dass sich Fehler in hohen Auflagen vervielfältigen.⁶² Willentliche und unwillentliche ‚Fehler‘ gehen dabei Hand in Hand und spielen bei massenhafter Verbreitung eine wichtige Rolle. Anders als noch in der Handschriftenkultur, in der ein Schreiber einen (angenommenen oder vermeintlichen) Fehler zunächst einmal in einer Randglosse vermerkte und damit das Original nicht gleich tilgte, verbesserten die Drucker die vor ihnen liegenden Handschriften nicht mehr im Original, sondern erst beim Setzen. Damit war die Rückverfolgung einer Lesart, eines sprachlichen Ausdrucks oder gar einer ganzen Textrezension praktisch nicht mehr möglich, zumal gerade die Frühdrucke ihre handschriftlichen Quellen zumeist nicht spezifizierten,⁶³ denn eine Klassifizierung der Manuskripte, ihre Provenienz sowie weitere bibliographische Angaben über den Kolophon (Schlusschrift) hinaus sollten sich erst im Druckzeitalter sukzessive durchsetzen.

Darüber hinaus kursierte auch die Sorge, dass sich häretische Inhalte und nicht-approbierte Übersetzungen biblischer Texte verbreiten könnten. So schreibt beispielsweise der jüdische Gelehrte Eliyyahu ben Ascher ha-Levi Aschkenasi (Elia Levita; 1469–1549) in einem Brief an den Hebraisten Sebastian Münster, dass es ihm unangenehm sei, seine zum Teil veralteten Werke unkontrolliert im In- und Ausland nachgedruckt zu wissen.⁶⁴ Auch die Protagonisten der Reformation, allen voran Martin Luther, hatten beständig mit dem Problem unkontrollierter Nachdrucke zu tun.⁶⁵ Inwieweit sich Bemühungen zur Zensur im 15. und 16. Jahrhundert durchsetzen ließen, ist fraglich. Alleine der Versuch aber, Texte zu zensieren und die Vorgaben normativ zu fassen, ist aufschlussreich und kann als deutliche Reaktion auf den materialen Wandel gewertet werden. Eine bekannte Quelle dafür ist das Zensuredikt des Mainzer Erzbischof Berthold von Henneberg von 1485.⁶⁶ Dieses verbot den Druck und Verkauf von Übersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen oder anderen Sprachen in die europäischen Volkssprachen, außer wenn diese durch Zensoren approbiert wurden. Hier wurde also mit Blick auf die massenhafte Verbreitung von Geschriebenem bereits im Vorfeld eine Kontrollinstanz eingeführt, die den Druck selbst zu manipulieren suchte.

⁶² Vgl. Widmann 1973, 30; Wallenwein 2017, 118–120.

⁶³ Vgl. bereits Tychsel 1780.

⁶⁴ Vgl. Peritz 1894, 263–265.

⁶⁵ Vgl. Kaufmann 2019, 82–83.

⁶⁶ Vgl. Schmitz 2018, 197–201; Widmann 1973, 43–46. Zur Vorzensur vgl. auch Kaufmann 2019, 176–208. In christlichen liturgischen Drucken finden sich in den Kolophonen und Vorworten häufig approbierende Vermerke. Vgl. GW 5464, GW M24127, GW M24229, GW M24241, GW M24388, GW M24582, GW M24660, GW M2470910, GW M24728.

Auch Felix Pratensis ließ schon 1517 im Zuge der ersten Ausgabe der sog. ‚Rabbinerbibel‘ (Bomberg, Venedig 1515–1517) die polemischen und antichristlichen Abschnitte aus dem Psalmen-Kommentar des R. David Qimchi vor dem Druck entfernen und als unabhängige Abhandlung mit dem Titel ‚Die Antworten, die RaDaQ gegen den Christen vorbereitet hat‘ drucken.⁶⁷ Andererseits gab es noch im ausgehenden 16. Jahrhundert durch die kirchlichen Zensurbehörden Nachzensuren, die die Drucke und Manuskripte gleichermaßen betrafen. So wurde im Jahr 1578 eine Kommission unter Kardinal Santoro mit einem hebräischen *Index expurgatorius* beauftragt.⁶⁸ In der Folge davon begann man, Manuskripte, aber auch die bis dahin im Druck vorliegenden Werke zu zensieren. Die frühen Drucke des Psalmenkommentars des R. David Qimchi (Bologna 1477, zensiert 1595; Neapel 1487) weisen an den gleichen Stellen Zensurvermerke auf, wie einige der Manuskripte aus dem 13. und 14. Jahrhundert,⁶⁹ weil der Zensor, Domenico Irosolimitana (1555–1621),⁷⁰ ein Konvertit, sowohl die Drucke als auch die Handschriften nachzensierte.⁷¹ Für die Zensur war also der Wechsel von der Handschrift zum Druck nicht entscheidend: Beide fielen als gleichrangige, weil noch gleichzeitig im Umlauf befindliche Träger des zu zensierenden Gedankenguts unter ihr Verdikt.

Oftmals geben Einleitungen, Widmungen oder Kolophone Einblick in die Argumentationen der Zeit und zeichnen ein konträres Bild zu den negativen Reaktionen.⁷² Verschiedene Humanisten lobten beispielsweise, dass viele Werke durch den Buchdruck neu oder wieder ans Licht gebracht wurden.⁷³ Vielerorts brüsteten sich die Drucker im Kolophon auch mit ihrer philologischen Expertise, was uns heute manchmal eher ratlos zurücklässt, da die philologische Qualität gerade der ersten Drucke vielfach zu wünschen übrig ließ. Dass in diesen Drucken gleichzeitig überschwängliche Widmungsworte vor allem an die erlauchten prospektiven Käufer gerichtet wurden,⁷⁴ zeigt einmal mehr, dass der Buchdruck zwar einerseits noch die bisherige Leserklientel

⁶⁷ Vgl. Heller 2004, xxxvi.

⁶⁸ Vgl. zum Ganzen Raz-Krakovitzkin 2007, 84–94, 120–174.

⁶⁹ Parma Palatina Ms 1872, fol. 6v und Parma Palatina Ms 2881, fol. 6v/7r, zensiert 1597.

⁷⁰ Zu Domenico Irosolimitana vgl. Prebor 2007 (hebr.); Thomanek 2017, 236–238.

⁷¹ Vgl. für Belege dieser Zensurpraxis durch Domenico Irosolimitana eine Handschrift aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Biblioteca Palatina Parma, Ms 1872, digital verfügbar unter: [https://www.nli.org.il/en/discover/manuscripts/hebrew-manuscripts/viewerpage?vid=MANUSCRIPTS&docid=PNX_MANUSCRIPTS990000881400205171-1#%\\$FL13658555](https://www.nli.org.il/en/discover/manuscripts/hebrew-manuscripts/viewerpage?vid=MANUSCRIPTS&docid=PNX_MANUSCRIPTS990000881400205171-1#%$FL13658555), Stand: 13.3.2023) und einen Druck aus dem Jahr 1477 (Cambridge University Library, Inc.3.B.74.A2[2261]).

⁷² Eine gute Zusammenstellung solcher Reaktionen mit Quellenanhang findet sich in Widmann 1973.

⁷³ Ein besonders prominenter Vertreter dieser Position ist Polydorus Vergilius, sie lässt sich aber auch in anderen Schriften finden, unter anderem auch in denen des Johannes Trithemius. Vgl. Schweitzer-Martin 2022a, 134–135.

⁷⁴ So endet der Kolophon des Druckes des Rashi-Kommentars Bologna 1482 mit den Worten: „Jedermann, der eines dieser Bücher kauft, wird zum Guten gedacht sein, und wer sich in sie versenkt, wird mit Nachkommen gesegnet, verlängert seine Tage und erfüllt den Willen des Ewigen, alles wird ihm gelingen, und er wird Leben und Frieden bringen auf Israel. Amen“ (vgl. Tytsen 1780); vgl. auch Liss vsl. 2023. Zu den Kolophonen siehe auch Schweitzer-Martin 2022a, 118–127.

anzusprechen suchte, der an philologischer Genauigkeit gelegen war, andererseits aber schon längst zu neuen Ufern aufgebrochen war, an denen man Geschäftsleute nicht nur für die Finanzierung der Buchproduktion, sondern vor allem als Käufer zur Etablierung einer eigenen Bibliothek gewinnen wollte, deren Exponate aber nun die Funktion hatten, die finanziellen Mittel ihrer Besitzer angemessen zur Schau zu stellen. Damit bilden insbesondere die Kolophone der Inkunabeln einen getreuen Spiegel des sich verändernden sozialen und politischen Machtgefüges der Gesellschaft, der sie entstammen. Sie zeigen den Abstieg alter Eliten und die damit verbundenen Verlängste ebenso wie den Aufstieg neuer Protagonisten, die um diese Verschiebung wussten und ihr entsprechend begegneten.

These 22

Rückgriffe auf traditionelle Produktionstechniken führen zu einer Neubewertung althergebrachter Materialien, Herstellungsweisen und Formate sowie zu veränderten Sinnzuschreibungen und Verwendungspraktiken.

Prozesse des materialen Wandels werden oft so beschrieben, dass neues Material oder eine neue Praxis ihre Vorgänger ablösen und verdrängen. Das neue Material übernehme die Funktionen des alten und das alte werde dadurch wertlos. Prozesse materialen Wandels sind jedoch um einiges komplexer, wie am beschriebenen prozessualen Charakter der Veränderungen deutlich wurde, der in der ersten These des Kapitels (These 19) beleuchtet wurde. These 22 stellt nun Praktiken der Produktion und Rezeption in den Mittelpunkt der Überlegungen. So werden alte Materialien und Herstellungsweisen üblicherweise nicht verworfen, sondern weiterhin genutzt, dann jedoch oft mit einer anderen Funktion oder Sinnzuschreibung. Eben diese Neubewertung und Umfunktionierung althergebrachter Materialien soll im Folgenden am Beispiel von Handschrift und Druck exemplifiziert werden.

In der Forschung zur Frühen Neuzeit und zum Beginn des Druckzeitalters werden Handschrift und Druck bzw. Handschriftlichkeit und Druckschriftlichkeit meist als Opponenten wahrgenommen:⁷⁵ Die Handschrift sei durch die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern allmählich abgelöst worden. Der Druck übernehme „die Bewahrung und Verbreitung der Literatur schlechthin“, während die Handschrift hauptsächlich in der privaten Sphäre vorkomme.⁷⁶ Bei näherer Betrachtung fällt jedoch auf, dass die Handschrift nicht völlig aus dem Bereich der Buchproduktion verdrängt wird. Noch bis ins 16. Jahrhundert hinein konkurrieren handschriftliches und

⁷⁵ Vgl. Dover 2021, 24–25.

⁷⁶ Brandis 1997, 55.

gedrucktes Buch und es entstehen zahlreiche Mischformen, die sich durch eine im Einzelfall je unterschiedlich geartete *Gleichzeitigkeit* von Hand- und Druckschrift auszeichnen, wie auch schon in der Einleitung des Kapitels und in These 19 angeschnitten wurde.⁷⁷ Bleibt das handschriftliche Schreiben von Büchern bestehen, so muss ihm ein bestimmter Wert bzw. eine Funktion zugewiesen werden, die nicht durch den Buchdruck übernommen werden kann. Holger Flachmann spricht von einer „funktionalen Differenzierung“⁷⁸ zwischen Handschrift und Typographie: Während sich durch den Druck Texte günstig, vergleichsweise schnell, gleichförmig und in großen Mengen herstellen und verbreiten lassen, sei die Handschrift flexibel, d. h. sie sei im Vergleich zum Druck individueller und unmittelbarer einsetzbar.

Diese grundsätzliche Differenz zwischen den beiden Produktionsarten begründet die Tendenz der Handschrift zum Schreiben in der privaten Sphäre. Daneben wurden handschriftliche Methoden der Buchherstellung auch dort verwendet, wo bestimmte Inhalte als Arkanwissen tradiert und nur bestimmten Kreisen zugänglich gemacht werden sollten (z. B. manche kabbalistischen Überlieferungen). Auch in Mischformen, beispielsweise in Textsorten, in denen durch einen vorgedruckten Rahmen handschriftliche Eintragungen antizipiert und kalkuliert werden (z. B. Schreibkalender, Stammbücher, jüdische Heiratsurkunden ‚ketubbot‘, Formularvordrucke wie Ablassbriefe oder Sendschreiben etc.), bleibt der Handschrift dieser spontane und individuelle Charakter erhalten.

Es gibt jedoch auch Argumente für eine andere Interpretation: Die Differenz zwischen Handschrift und Druck wurde durch differenziertere Studien relativiert, die Mischformen nicht als Anomalien verstehen, sondern als Charakteristikum der vor-modernen Buchproduktion.⁷⁹ Zwei typische Phänomene belegen das: Zum einen wurden bereits gedruckte Texte typischerweise teils handschriftlich nachbearbeitet. Beispielsweise wurde ein Missale, das 1512 in Köln gedruckt wurde, nachträglich illuminiert. Druckerzeugnisse, die nachträglich von Hand koloriert wurden, waren ein weit verbreitetes Phänomen. Diese Praxis entstammt der spätmittelalterlichen Handschriftenproduktion, bei der in der Regel Schreiber und Rubrikator getrennt voneinander arbeiteten, das Schreiben und das Illustrieren somit unterschiedliche Tätigkeiten waren.⁸⁰ Dieses Vorgehen wird gewissermaßen in das Druckzeitalter überführt: Im Falle des o. g. Missale lagen die Illustrationen als Holzschnittdrucke vor, jedoch wurden sie nachträglich von Hand koloriert und der Text durch Rahmen ausgeschmückt.⁸¹ Obwohl das Messbuch bereits durch einige Qualitätsmerkmale ausgestattet war (Folio-

⁷⁷ Vgl. auch Dicke/Grubmüller 2003.

⁷⁸ Flachmann 2003, 138.

⁷⁹ Vgl. dazu den im Rahmen des SFB 933 im Teilprojekt B13 ‚Wissensordnung und Biographie: Kalkulierte Handschriftlichkeit in der gedruckten Wissensliteratur der Frühen Neuzeit (16. und 17. Jahrhundert)‘ entstandenen Sammelband Brockstieger/Hirt 2023.

⁸⁰ Vgl. Schweitzer-Martin 2023.

⁸¹ Vgl. Rautenberg 2003, 169–176.

format, Pergamentseiten, rote und schwarze Druckfarbe), scheint erst der handschriftliche Eingriff das Buch zu einem wahren Repräsentationsobjekt zu machen. Die Bedeutung des Inhalts muss über die Materialität sichtbar sein, und dazu gehört offenbar die handschriftliche Bearbeitung, da erst diese Einzigartigkeit und damit Exklusivität vermittelt. Die Praxis des Ausschmückens von Hand bleibt bzw. wird im Druckzeitalter Auszeichnungsmerkmal und prestigeträchtig, ganz unabhängig vom zugrundeliegenden Material (Pergament oder Papier).⁸²

Zum anderen finden sich Handschriften, in denen gedruckte Texte kopiert und neu zusammengestellt wurden (z. B. Gebetbücher, Chroniken etc.).⁸³ Im Gegensatz zu herkömmlichen gedruckten Büchern können durch das handschriftliche Kopieren Vorlagentexte beliebig ausgewählt und kompiliert werden, was zu einer gesteigerten Individualisierung des Artefakts führt.

Das handschriftliche Abschreiben geht dabei über das reine Kopieren hinaus; die Texte gewinnen durch die Handschriftlichkeit ihre Variabilität wieder und können daher beliebig kompiliert, d. h. ‚vermischt‘ werden. Sowohl das Sammeln seltener Texte als auch die Zusammenstellung von Textfragmenten zu einem spezifischen Thema sind Praktiken, die bereits vor der Erfindung des Buchdrucks üblich waren und auch im Druckzeitalter beibehalten werden.⁸⁴ Das Schreiben mit der Hand kann das, was im Druck festgelegt und unveränderlich scheint, aufbrechen und relativieren, „indem [es] das Gedruckte wieder in die fragile Individualität des handschriftlichen und damit in den Status des Vorläufigen und Veränderbaren zurückversetzt.“⁸⁵ Durch diese Individualisierung gewinnt die Handschrift an Exklusivität und erfährt damit eine Wertsteigerung.

Die angeführten Beispiele zeigen, dass die Handschrift wichtige Funktionen übernimmt, die die Typographie nicht leisten kann. Während sie vor der Erfindung des Buchdrucks für die Textsicherung und -verbreitung eingesetzt wurde, wird diese Aufgabe nun vom Druck übernommen. Doch die Handschrift gewinnt eine neue Funktion, indem sie bei der Buchproduktion die Rolle des Besonderen einnimmt und zum Auszeichnungsmerkmal wird. „[Ü]ber eine retrospektiv-konservative (oder anachronistische) Anknüpfung an den mittelalterlichen Codex kann handschriftliches Schreiben im öffentlichen Raum im Druckzeitalter überleben.“⁸⁶ Während sich Material und Herstellungsweise nicht ändern, wandeln sich doch Sinnzuschreibungen, Bewertungen und Verwendungspraktiken.⁸⁷ Der bewusst differenzierte Einsatz beider Produktions-

82 Für Weiteres zur Wertsteigerung von handschriftlichem Schreiben (mit der Feder) im Druckzeitalter vgl. Wernli 2021. Weiterführend zum Pergamentgebrauch bei gedruckten Missalien vgl. Schweitzer-Martin 2022b.

83 Vgl. hierzu Heinzer 2003; Rautenberg 2003.

84 Vgl. Thorley 2015, 493–494; vgl. McDermott 2006, 78.

85 Heinzer 2003, 158.

86 Rautenberg 2003, 186.

87 Vgl. Mentzel-Reuters 2010, 474.

techniken zeugt davon, dass die Wahlmöglichkeit zwischen altem und neuem Material, Praktik und Technik als Bereicherung wahrgenommen wurde.⁸⁸

Eine etwas andere Perspektive ergibt sich aus der Geschichte des Buchs in Ostasien. In diesem Kulturraum bedeutete die Vorherrschaft des Holzschnitts (siehe dazu auch die Überlegungen zu Blockbüchern in These 19) zum einen, dass der Druck die Handschrift getreu wiedergeben konnte, wodurch die Dichotomie zwischen den beiden Medien weniger streng war,⁸⁹ und zum anderen waren die Druckkosten viel niedriger als bei beweglichen Lettern, was zu vielfältigen Formen des Selbstverlags neben kommerziellen Unternehmungen führte. Es war ein Zeichen eines angesehenen Hauses, den „Duft von Büchern“⁹⁰ zu besitzen, ob es sich nun um Manuskripte oder Drucke handelte. Obwohl der Holzschnitt in China seit dem späten 8. Jahrhundert verwendet wurde, gewann der Druck erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Oberhand über das Manuskript, und selbst dann ging die Manuskriptproduktion nicht zurück.⁹¹

Dies hat mit dem langsamen Wandel der Konventionen im Umgang mit und der Wertschätzung von Textmaterial zu tun. In der gedruckten Abhandlung *Dushu fa* (‘Über das Lesen’) aus dem 13. Jahrhundert empfiehlt der neokonfuzianische Gelehrte Zhu Xi eine intensive, wiederholte Lektüre der Klassiker, um ihren inneren Sinn voll zu erfassen. Diese Lesepraxis bezieht sich auf den Text in Form von Körpermetaphern: „Go down layer by layer, past skin to flesh, past flesh to bones, past bones to marrow. If you read in desultory fashion you’ll never attain this.“⁹² Dies scheint eine Fortführung der Lesepraktiken der Manuskriptkultur zu sein (siehe These 20). Allerdings wurde Zhu Xi von seinen Zeitgenossen gerade für das kritisiert, was als Veränderung der Lesepraxis angesehen wurde. Ähnliche Bedenken hinsichtlich einer Fehlinterpretation veranlassten auch Shen Defu, den Autor eines der berühmtesten Werke der volkstümlichen Belletristik der Ming-Zeit, *Jing Ping Mei* (‘Die Pflaume in der Goldenen Vase’, erstmals veröffentlicht 1610), dazu, den Roman zunächst nicht zu drucken und ihn stattdessen handschriftlich in Umlauf zu bringen. Er befürchtete zweierlei: Erstens, dass man ihn für einen profitgierigen Verleger halten würde. Das Ideal der Literaten, die uneigennützig nach Wissen und Selbstverbesserung strebten, war nicht mit den Praktiken kommerzieller Verleger vereinbar. Zweitens befürchtete Shen Defu, dass der Druck des Romans, vor allem angesichts seines erotischen Inhalts, ihn unbedarften Lesern zugänglich machen würde, deren Geist er verderben könnte.⁹³

Die kommerziellen Verleger machten sich diese Bedenken zu eigen und warben zunehmend mit der Leichtigkeit des Lesens und Lernens und sogar mit der morali-

⁸⁸ Vgl. Rautenberg 2003, 183.

⁸⁹ Zur Diskussion dieser Charakteristika mit Blick auf Japan vgl. Davis/Chance 2006, 112.

⁹⁰ Brokaw 2005, 3.

⁹¹ Vgl. McDermott 2006, 43–47. Ein Buch mit der Hand zu kopieren blieb die bevorzugte Form, sich den Inhalt anzueignen, vgl. McDermott 2006, 76–77.

⁹² McLaren 2005, 155.

⁹³ Vgl. Son 2018, 18–19.

schen Erbauung durch den Druck, indem sie durch Vorworte und veränderte Textmerkmale eine „Apologetik der Volkssprache“ konstruierten.⁹⁴ Gegen Ende dieses langen Prozesses eines Hin und Her zwischen Manuskript- und Druckproduktion änderte sich der Wert von Hand kopierter Texte: Sie wurden weniger wegen ihrer Seltenheit als wegen der Schönheit ihres kalligraphischen Stils geschätzt. Im gleichen Zeitraum fanden die Literaten Wege, die Authentifizierungspraktiken der Manuskriptkultur im Druck fortzuführen.

Dazu gehörte vor allem die Unterstützung durch Fachkollegen, die um ihre Kommentare zu den Manuskriptentwürfen des Textes gebeten wurden, und die Aufnahme dieser Kommentare in eine begrenzte Auflage.⁹⁵ Die gedruckten Werke sahen also ein vielschichtiges Publikum vor, das sich aus mindestens zwei Schichten zusammensetzte: dem ‚inneren Kreis‘ der Literaten, der sich an der Handschriftenkultur orientierte, und dem ‚äußeren Kreis‘ der Lesenden, die nach den Werten der Literaten strebten.

Ein ähnliches Phänomen trat in Japan auf, aber in Ermangelung einer fest definierten Gruppe von Literaten übten sozial unterschiedlich verortete Gemeinschaften kulturelle Aktivitäten wie die Herstellung von Gedichten nach dem Vorbild der bereits existierenden elitären Praktiken der Manuskriptkultur aus.⁹⁶ Innerhalb dieser Gemeinschaften wurde im 17. Jahrhundert der Druck genutzt, um Poesie zu verbreiten und somit soziale und finanzielle Verbindungen zwischen den geographisch weit verstreuten Praktikern aufrechtzuerhalten. Neben diesem ‚inneren Kreis‘ druckten aufstrebende kommerzielle Verleger Enzyklopädien, Handbücher und andere Lehrtexte (jp. *ōrai-mono*), die Wissen und Praktiken erfanden und verbreiteten, die zuvor auf mündliche Lehre und elitäre Überlieferung beschränkt waren.⁹⁷ In diesem Prozess wurden Formate, Layouts und Materialien von Manuskripten angepasst und nachgeahmt. Dadurch wurden Manuskriptformate begehrter, was zur Folge hatte, dass sie vermehrt produziert wurden.⁹⁸ So wurde zum Beispiel bereits existierende volkstümliche Belletristik (jp. *otogi zōshi*) in einem länglichen Format (jp. *yokobon*) gedruckt, welches das Leseerlebnis im Manuskriptformat nachahmte.⁹⁹ Außerdem waren die Einbände der gedruckten Ausgaben oft mit Silberfolie und handgemalten Glücksbildern verziert, so dass ihr äußeres Erscheinungsbild nicht von dem der Manuskripte zu unterscheiden war.

Dies ermöglichte es, dass gedruckte Ausgaben die gleiche Funktion wie ihre handschriftlichen Pendanten erfüllten: Sie wurden zu besonderen Anlässen wie Hochzeiten und Neujahr prominent zur Schau gestellt. Ein weiteres einschlägiges Beispiel aus Japan sind frühneuzeitliche Eide (jp. *kishōmon* 起請文). Diese material hybriden Texte

⁹⁴ McLaren 2005, 153.

⁹⁵ Vgl. Son 2018, 6.

⁹⁶ Vgl. Ikegami 2005.

⁹⁷ Vgl. Berry 2007.

⁹⁸ Vgl. Davis/Chance 2006.

⁹⁹ Vgl. Ishikawa 2020.

waren ursprünglich Tempel-Talismane, die (auf der einen Seite) gestempelt und dann von Hand mit Tinte (auf der anderen Seite) und oft sogar mit Blut beschrieben wurden. Im 17. Jahrhundert wurde die Verwendung dieser Eide diversifiziert, als sie in die Praxis des Treuegelöbnisses zwischen Frauen aus den Prostitutionsvierteln und ihren Kunden integriert wurden.¹⁰⁰ Dieses Phänomen war die Fortführung einer älteren Schicht der Druckkultur in Form von Tempel- und Schreinssiegeln als Form der Authentifizierung und entwickelte sich parallel zum Aufschwung des kommerziellen Drucks in den städtischen Zentren.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Rückgriff auf traditionelle Produktionstechniken zwar kulturübergreifend vergleichbare Auswirkungen auf die Bedeutung und den Gebrauch von Texten hat, diese Veränderungen aber nicht in der Technologie selbst begründet sind. Sie werden vielmehr durch kulturelle und soziale Kontexte in einem komplexen schreiberischen Umfeld moduliert, in dem verschiedene Formen der Manuskript- und Druckproduktion nebeneinander bestehen.

These 23

Der Wechsel der Akteure im Zuge des materialen Wandels geht mit der Verschiebung von Machtverhältnissen und sozialen Feldern einher.

Materialer Wandel ist nicht linear zu verstehen, sondern entwickelt sich in dynamischen Veränderungsprozessen. Diese werden von mehreren Faktoren bedingt. Allerdings verändern sich Praktiken der Produktion und der Rezeption nicht notwendig synchron. Ausgehend vom frühen Buchdruck des lateinischen Europas lassen sich diese Prozesse der Veränderung exemplarisch nachvollziehen. So handelte es sich bei den frühen Drucken aus Mainz um Bibeln, Psalter und Ablassbriefe in lateinischer Sprache. Diese sogenannten Inkunabeln oder Wiegendrucke, die teilweise auch auf Pergament gedruckt worden waren, ahmten die handschriftlichen Versionen dieser Gattungen erfolgreich nach. Sie wurden jedoch nicht durch ein handschriftliches Verfahren reproduziert, sondern durch das Setzen beweglicher Lettern. Oftmals wurden Bestandteile wie das Incipit handschriftlich nachgetragen oder – wie in der vorhergehenden These (These 22) bereits erwähnt – der Text von Hand rubriziert und in seiner ornamentalen Ausgestaltung den Manuskripten nachempfunden.¹⁰¹

Auch wenn die handgeschriebenen und gedruckten Artefakte sich stark ähneln, unterschieden sie sich wesentlich darin, wer sie produzierte. Während bis zu diesem Zeitpunkt Skriptorien in Klöstern oder in einzelnen Fällen auch städtische Manufak-

¹⁰⁰ Vgl. Leca 2022.

¹⁰¹ Vgl. Schmitz 2018.

turen, wie die Diebold Laubers, Texte in größerem Maßstab reproduzierten, veränderten sich die Akteure der Textproduktion. In der Inkunabelzeit sind nur ungefähr 20 Klosterdruckereien belegt.¹⁰² Im Vergleich zu den über 200 Druckorten mit teils mehreren Offizinen¹⁰³ handelt es sich eher um ein marginales Phänomen. Damit waren in der Masse Laien Träger der Produktion, jedoch veränderte sich ihre Kundenschaft nicht unmittelbar und auch die Auftraggeber blieben zunächst stabil.

Auf jüdischer Seite gab es keine institutionalisierten Orte der Buchherstellung wie Skriptorien.¹⁰⁴ Es gab Werkstätten jener Schreiber, die auch für die Herstellung wichtiger Ritualgegenstände wie Tefillin und Mesusot¹⁰⁵ verantwortlich waren. Andere waren Gelehrte, die für sich und andere Bücher abschrieben, sich aber oftmals als Wanderarbeiter verdingten.¹⁰⁶ Dies änderte sich mit den frühen Drucken. An die Stelle eines Schreibers traten nun mehrere Personen mit unterschiedlichen Funktionen: der Setzer, der Korrektor, ein Geschäftsmann, der die Druckerei unterhielt, und manchmal noch ein weiterer Financier.

Viele frühe Drucke zeigen, dass mit den Setzern nicht unbedingt Spezialisten im Sinne des besagten ‚(Buch/Schreib-)Künstlers‘ am Werke waren, sondern eher Druckhandwerker, denen es oftmals an der nötigen Bildung mangelte und deren Drucke daher wiederum von Korrektoren¹⁰⁷ verbessert werden mussten. Aus diesem Grund sind viele der Inkunabeln, selbst wenn sie aus jüdischen Druckereien stammen, ausgesprochen fehlerhaft und entsprechen nicht dem hohen philologischen Standard der Handschriften.¹⁰⁸ Viele Bibeldrucke enthalten nur den Konsonantentext. Vokale, Akzente und weitere Lesehilfen, aber auch Kommentare wurden anfangs einfach weggelassen, weil manche Drucker nicht genug Hebräisch konnten, aber auch, weil es drucktechnisch noch nicht möglich war, sie zu integrieren.

102 Vgl. Schmitz 2018, 11–41, 183–186; Duggan 2008; Eisermann 2013; Schmitz 1990.

103 Vgl. Rautenberg 2000.

104 Vgl. Beit-Arié 1993, 77–108.

105 Mit *Tefillin* bezeichnet man Lederriemen und Ledergehäuse, die kleine Pergamente mit Bibelversen enthalten (Ex 13,8–10; 11–16; Dtn 6,4–9; 11,13–21), die sich Betende (Gebet heißt auf Hebräisch *tefilla*) zur Zeit des sog. *shacharit* (Morgengebet) an den Wochentagen (nicht an Shabbat und Feiertagen) an den Arm und an die Stirn binden. Dieser Brauch hat sich aus Dtn 6,8 entwickelt. Eine *Mesusa* (hebr.: ‚Türpfosten‘) ist ein kleines Röhrchen, das ein Pergament enthält, auf dem sich in handgeschriebener Form die ersten beiden Abschnitte des *Shma Yisrael* (Dtn 6,4–9; 11,13–21) befinden. Noch heute wird in jedem jüdischen Haushalt an jedem Türpfosten (außer Bad und WC) eine *Mesusa* angebracht. Dieser Brauch geht auf Dtn 6,9 zurück.

106 Es kam selten vor, dass ein Manuskript im Haupttext von mehreren Händen geschrieben wurde (Pecia System); in Bibelausgaben war es aber durchaus üblich, den Konsonantentext einerseits sowie Punktierung, Akzentsetzung und Masora andererseits auf zwei und mehr Hände zu verteilen. Noch R. Meir ben Baruch von Rothenburg (ca. 1215–1293) schreibt in einem Responsum, dass ein Buch, das von mehreren Händen geschrieben wurde, als weniger wertvoll zu klassifizieren sei, vgl. Beit-Arié 1993, 78.

107 Vgl. Grafton 2011, 23.

108 Für die frühen Bibeldrucke / Bibel- und Kommentardrucke vgl. z. B. Ginsburg 1897; Zafren 1982.

Mit dem Beginn des 16. Jahrhundert wurde der Druck ein „konfessionsübergreifendes Geschäft, das sich nach den politischen Regeln der erteilten Druckprivilegien und den ökonomischen Regeln der im Druck zu erlösenden Gewinne gestaltete“.¹⁰⁹ Bei diesem Prozess spielten auch die Protagonisten im Umfeld der Reformation eine wichtige Rolle.¹¹⁰ In Italien engagierten christliche Geschäftsleute jüdische Setzer und/oder Konvertiten für ihre Druckereien, um das hebraistische Wissen der Juden für sich zu nutzen. Aus der hebräischen Bibelhandschrift, die darin als ‚jüdisches‘ Buch zu charakterisieren ist, da sie von Juden (nur) für Juden gestaltet wurde, wurde das christlich gedruckte ‚Alte Testament‘ für die humanistisch Gebildeten und christlichen Hebraisten. Zusätzlich eingefügte Texte wie zum Beispiel Papstwidmungen sollten dem Buch seinen eindeutigen konfessionellen Status zuweisen. Damit zusammenhängend hat sich gezeigt, dass sich unterschiedliche Lese- und Layouttraditionen sowie verschiedene Bindungen und Lagenformate in den Drucken abbilden und auf verschiedene soziale Felder hinweisen. Die Bindung der Teildrucke entschied, ob die sog. fünf *Megillot*¹¹¹ hinter dem Pentateuch oder in die Hagiographen eingeheftet waren. Hier zeigen sich ganz deutlich verschiedene Affordanzen und Rezeptionskontexte: Jüdisches Publikum wollte die *Megillot* für die liturgische Verlesung an entsprechenden Feiertagen im Kontext der Tora; christliche Hebraistik, bei der es sich um einen Wissenschaftskontext handelte, ordnete sie den Hagiographen bei. Umgekehrt erfuhr die im Jahr 1517 für christliche Leser gestaltete Ausgabe Pratensis (gedruckt 1521) durch den Wegfall der Papstwidmung und die Integration der sog. Masora ein jüdisches ‚remake‘.¹¹²

Der Druck der Hebräischen Bibel und der jüdischen (hebräischen) Bibelkommentare durch die christliche Seite war getragen vom Streben nach der exklusiven Deutungshoheit der Kirche über den ‚hebräischen Glauben‘ (*fides de Hebraeis*), die darin die ‚Hebräer‘ ebenso schätzten, wie sie die ‚Juden‘ und ihre Bücher, vor allem den Talmud, erbittert verfolgten. Damit hat der Druck hebräischer Bücher die Hebräische Bibel christianisiert und für die christliche Hebraistik auch die akademische Hegemonie der Bibelexegese (in Deutschland bis in die heutige akademische Tradition hinein) zementiert. Die jüdische Minorität musste das Monopol der *veritas hebraica* an die christliche Majorität abgeben.

Ein ähnlicher Prozess des Wandels von Handschriftlichkeit zu einer sich rasant verbreitenden Druckkultur, der im Detail divergiert, vollzog sich im Japan der 1590er bis 1620er Jahre. Zwar gehen erste Massendrucke bereits auf die Jahre von 764 bis 770 zurück, als das Mammutprogramm der Kaiserin Shōtoku (718–770), eine Million Darani-Sūtren zu drucken, durchgeführt wurde.¹¹³ Die Kulturtechnik des Drucks wurde aber

¹⁰⁹ Petzold 2019, 34.

¹¹⁰ Vgl. Kaufmann 2019, 15–52.

¹¹¹ Festrollen, nämlich die Bücher Rut, Hoheslied, Kohelet, Klagelieder und Ester.

¹¹² Vgl. Petzold 2019, 54–73.

¹¹³ Vgl. Kornicki 2012. Der Autor vermutet, dass es sich bei der Zahl von einer Million nur um den Anspruch der Herrscherin handeln könnte.

nur vereinzelt angewendet, da die Auffassung herrschte, dass es möglich sei, durch das handschriftliche Kopieren von Sutren und anderen buddhistischen Schriften, das eigene Karma zu verbessern. Dies war in erster Linie der sozialen Elite am Kaiserhof in Miyako (dem heutigen Kyoto) und den buddhistischen Klerikern vorbehalten.

Erst durch einen transkulturellen Austausch- und Aneignungsprozess sowie einen sozialen Umbruch zwischen 1590 bis in die 1620er Jahre vollzog sich eine rasante Entwicklung der Massenproduktion und Verbreitung gedruckter Texte wie Abbildungen jenseits des Kaiserhofes. Einerseits produzierte der militärische Hegemon Tokugawa Ieyasu Nachdrucke chinesischer Bücher auch unter Verwendung von Bronze-Typen.¹¹⁴ Andererseits wurden eine Druckerpresse sowie gedruckte, christliche Schriften von dem italienischen Missionar Alessandro Valignano (1539–1606) im Jahr 1590 nach Japan gebracht. Dort wurde zunächst die Technik der beweglichen Lettern in Missionskreisen und den japanischen Konvertiten im Süden Japans, bald aber auch in der Hauptstadt Miyako verbreitet. Neueste Forschung belegt zudem, dass die aus Europa eingeführte Technologie der beweglichen Lettern wie auch der Layoutgestaltung von den in der Hauptstadt ansässigen Kaufleuten und Kulturträgern für die Wiedergabe japanischer literarischer Klassiker und Dichtkunst in den 1610er Jahren adaptiert wurde.¹¹⁵

Anstelle der buddhistischen Kleriker trat also die gebildete wie wohlhabende Schicht der in Miyako ansässigen Städter als Akteure in der Produktion gedruckter Schriften auf. Diese stellten in den 1610er Jahren in erster Linie Dichtkunst und klassische Poetik wie beispielsweise ‚Die Geschichten von Ise‘ (*Ise monogatari*) mit beweglichen Lettern auf exklusiv eingefärbtem Papier her.¹¹⁶ Die Auflagen dieser in den 1610er Jahren entstandenen Bücher – im europäischen Kontext würde man bei der ihnen eigenen Materialität eher von ‚Heften‘ sprechen – war dabei gering, da sie auf einen kleinen Zirkel Intellektueller in der Hauptstadt ausgerichtet war.

Erst in den 1620er Jahren entwickelte sich in Miyako, dem Zentrum der Druckindustrie in Japan bis in die 1660er Jahre, eine zunehmend kommerziell ausgerichtete Herstellung gedruckter Bücher und mit ihr eine Vervielfältigung der Textinhalte, die historische, populäre Heldengeschichten wie Kriegsepen thematisierte. Zentral dabei war der Aufwuchs an Illustrationen, die sich mit jeder der zahlreichen Neuauflagen wandelten. Um dem Charakter von illuminierten Handschriften näherzukommen und damit auch um einen größeren Absatz zu erzielen, kamen Mitte der 1620er Jahre von ungeschulter Hand aufgetragene Farben in den Illustrationen hinzu, die der limitierten Palette entsprechend ‚Tanrokubon‘ (Rot-Grün-Bücher) genannt werden.¹¹⁷ Diese gedruckten und gebundenen Bücher dienten ihrerseits ab den 1650er Jahren und danach als Vorlagen für mit reich an Blattgold und kostspieligen Pigmenten bemalten,

¹¹⁴ Vgl. Kornicki 1998, 130–131; Pitelka 2013.

¹¹⁵ Vgl. Koakimoto 2021.

¹¹⁶ Vgl. Kornicki 1998, 131–132.

¹¹⁷ Vgl. Yoshida 1984.

also überaus luxuriös ausgestatteten Querrollen. Diese wurden nicht so sehr von der städtischen Bevölkerung als von betuchten Feudalherren der japanischen Inselkette in Auftrag gegeben, unter anderem als Mitgift für ihre Töchter.¹¹⁸

Insbesondere die in den frühen Drucken des mittelalterlichen Europas üblichen Kolophone stellen ein interessantes Beispiel dafür dar, dass sich bestimmte Praktiken der Buchgestaltung, sei es was die Farben oder Paratexte betrifft, zwar nur langsam veränderten, ihre Wirkung und der Einfluss ihrer Urheber demgegenüber jedoch umso größer waren, weil das Druckwesen in soziale Felder eindrang, die bis dahin weniger oder gar nicht angesprochen waren. Dazu gehörten das Handwerk und weitere Gewerke. Obwohl ein Kolophon in einem Manuskript Forscher:innen heute Informationen zu Kauf- und Produktionspraktiken liefert, ist doch sein wichtigstes Merkmal die explizite Bezugnahme auf individuelle und private Umstände. Diese Informationen verblieben normalerweise im Privaten, weil ein Manuskript oftmals für den Privatgebrauch bestimmt war und sein Wirkungskreis entsprechend begrenzt blieb.

Eine Ausnahme stellen dabei allenfalls liturgische Manuskripte dar, die aber gerade deshalb, weil sie den privaten Raum zugunsten der Synagoge oder Kirche verließen, keine Kolophone enthielten. Die Schreiber brachten sich oftmals eher versteckt in den Text ein.¹¹⁹ Der Kolophon in einem gedruckten Buch unterscheidet sich zu Beginn des Druckzeitalters nicht wesentlich vom Kolophon eines Manuskripts, hat jedoch eine völlig andere Funktion, da es eine gesamte Lesegemeinschaft – auch in den frühen Drucken bereits mehrere Hundert¹²⁰ – mit grundlegenden Informationen nicht nur zum Text und seinem Autor, sondern vor allem zum Produktionsprozess, seinen Kosten oder der Anzahl der Bücher pro Ausgabe informieren kann. Teils nahmen sie auch approbierende Funktion ein. Hier werden also vor allem das Geschäft und verschiedene handwerkliche Fähigkeiten betont, womit auch bereits klar wird, wohin die Produktion eines Buchs schlussendlich führen soll: zu den finanziellen Gewinnen der Druckindustrie. Dies zeigen beispielsweise die frühen hebräischen Bibel- und Bibelkommentardrucke, in denen die Drucker im Kolophon ausführlich erklären, dass das Drucken nicht nur ein philologisches Unterfangen war, sondern vor allem eine technische und kostspielige Aufgabe.¹²¹

Für den jüdischen Raum, vor allem in Italien seit 1469, ist anzunehmen, dass die frühen hebräischen Drucke billiger waren als eine als Einzelanfertigung hergestellte Handschrift. Die Frage, wer allerdings aus diesen ersten Drucken lesen sollte, ist nicht

¹¹⁸ Vgl. Trinh/Bauer/Trede 2021, 246–249.

¹¹⁹ Vgl. Beit-Arié 2015, 16–18. Laut Beit-Arié 2015, 17 stellt der Wormser Maḥzor einen Ausnahmefall dar, da er nicht für den persönlichen Gebrauch hergestellt wurde.

¹²⁰ Zu den Auflagenhöhen: Eisermann 2017; Green/McIntyre 2016.

¹²¹ Vgl. beispielsweise den Kolophon im Druck *Pentateuch mit Rashi und Targum* (Bologna 1482; vgl. dazu Tytchen 1780, bes. 83–84). Auch Kolophone christlicher und weltlicher Werke gehen oftmals auf die vermeintliche Textqualität, den Korrekturaufwand und Herstellungsprozess ein. Vgl. zu den Schreibervermerken Wallenwein 2017.

ganz einfach zu beantworten. Da gleichzeitig mit den jüdischen Rezipienten vor allem die christlichen Hebraisten zunehmend Bedarf an hebräischen Büchern anmeldeten, konnten die Drucke hier einen anwachsenden Markt befriedigen. Diese doppelte Rezeption führte Anfang des 15. Jahrhunderts dann auch zu einer deutlich verbesserten philologischen Qualität der Drucke, weil sich die christlichen Druckhäuser gebildete jüdische Buchdrucker und Korrektoren leisteten. Bei den Hebräischen Bibeln wurden dabei allein durch unterschiedliche Bindungen konfessionsverschiedene Editionen aus einem Druckstock aufgelegt.¹²² Dies zeigt, dass der Druck von Anfang an auch von pekuniären Erwägungen gestaltet war.

Die Inkunabeln und auch Drucke der Frühen Neuzeit wurden teils über weite Strecken gehandelt, wie unter anderem an Einbänden und Besitzvermerken festgestellt werden kann. Mit dem Druck entwickelte sich ein ausdifferenzierter Buchhandel mit Buchführern und am Ende des 15. Jahrhunderts auch mit festen Ladengeschäften für Bücher. Neben der Herstellung hatte sich auch der Verkauf und die Verbreitung von Büchern verändert.¹²³

Niederschlag fanden die Veränderungen auch in der Entwicklung von Titelblättern für lateinische und volkssprachige Inkunabeln. Zwar hatte es auch in Manuskripten besonders gestaltete Titelseiten, Eingangsinitialen und hervorgehobene Überschriften gegeben, jedoch standardisierten sich die Konventionen für Titelblätter am Ende des 15. Jahrhunderts. Die Titelblätter enthielten mehr Informationen über Autoren, Titel und später auch Verleger, Drucker und das Datum oder wurden mit Holzschnitten versehen, um die Leser:innen anzusprechen.¹²⁴ Diese Entwicklung war ein Prozess, der auch anhand hebräischer Drucke sichtbar wird. Die ersten hebräischen Drucke von Bibeln und Bibelkommentaren vor 1500 wiesen kein Titelblatt auf; demgegenüber aufwändig gestaltet ist das Deckblatt der ersten Bomberg-Bibel von 1517.¹²⁵

Der Wechsel der am materialen Wandel von der Handschrift zum Buch beteiligten Akteure zog verschiedene Veränderungen nach sich. In seiner Folge stand nicht nur, dass sich Produktionsprozesse änderten und andere Trägergruppen als bisher an der Produktion beteiligt waren, sondern auch, dass sich neue Lese- und Nutzungsgemeinschaften bildeten. Dies hat auch Verschiebungen in der Anwendung und Deutung des Geschriebenen zur Folge. Bis dahin klare Zuweisungen zwischen der Materialität des Buchs und seinem kulturellen Kontext brechen in sich teils über Jahrzehnte erstreckenden Prozessen auf. Die Forschung der Geschichte der ersten Drucke beschränkt sich jedoch nicht nur auf die Untersuchung verschiedener Veränderungen, sondern bietet auch die Möglichkeit, ihren Einfluss auf die Identitätskonstruktion des Einzelnen wie auch einer Gemeinschaft zu bewerten.

¹²² Ein guter Überblick findet sich bei Petzold 2019, 26–77.

¹²³ Vgl. grundlegend Duntze 2013. Auch in der Antike hatte es schon Sortimentsbuchhändler gegeben.

¹²⁴ Vgl. Rautenberg 2008; Smith 2000.

¹²⁵ Abbildung: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Titelseite_der_ersten_Mikraot_Gedolot_-_Felix_Pratensis_-_Daniel_Bomberg_-_1517.pdf (Stand: 6.9.2022).

Wenn beispielsweise davon ausgegangen wurde, dass der Druck des jüdischen Buchs auch die Einstellung der ‚Jüdischkeit‘ des Buchs selbst veränderte, so sollte damit gesagt werden, dass der Druck eine größere Verbreitung des Buchs nicht nur als spezifisches Produkt, sondern auch als ‚Träger‘ eines ethnischen, religiösen und kulturellen Inhalts ermöglichte, der in eine viel breitere Ideenzirkulation und -transformation eintrat und damit notwendigerweise in einen höchst relevanten *transkulturellen* Prozess eingebunden wurde. Aus methodischer Sicht ist es wichtig zu berücksichtigen, dass diese kulturellen Beziehungen nie eindeutig sind, sondern stets eine Gegenseitigkeit erfordern. Dies ist selbst dann der Fall, wenn sie mit einseitig geäußelter kultureller Starrheit kollidieren, wie im Fall der Zensur oder genauer gesagt, im Fall der kirchlichen Zensur jüdischer Bücher. In jedem Fall handelt es sich um einen *transkulturellen* Prozess, der sich stark auf die Identitätsdefinition jeder der beteiligten Parteien auswirkt.

Es ist wichtig, an dieser Stelle eine weitere methodische Bemerkung zu machen. Die Veränderung der Natur des hebräischen Buchs im Übergang vom handschriftlich zum typographisch produzierten Buch liegt nicht nur in der Natur des Materials oder der technischen Mittel, die diese Entwicklung ermöglichten. Diese Veränderung betrifft auch die veränderten Nutzungsbedingungen, die aus der Verbreitung des Buchdrucks resultierten, vor allem die Tatsache, dass der jüdische Buchdruck im Renaissance-Italien nie eine eigenständige kulturelle und technologische Sphäre darstellte. Jüdische Druckwerke wurden vor allem durch die Tätigkeit christlicher Offizinen sehr populär. Diese ließen sich in Venedig nieder und erhielten dank ihrer guten Kontakte zur christlichen Obrigkeit die Erlaubnis, jüdische Bücher zu drucken, auch wenn diese für die christliche Religionsbehörde ‚kompromittierendes‘ Material enthalten konnten.¹²⁶ Das Beispiel eines hebräischen Bibeldrucks mit reichem ornamentalen Rahmen (vgl. Abb. 5) ist hier besonders aufschlussreich.¹²⁷

126 Bei den jüdischen Drucken von Daniel Bomberg wird dies exemplarisch sichtbar. Dieser setzte konvertierte Juden als Mitarbeiter ein und druckte dennoch jüdische Bücher, ohne sich unbedingt einer Selbstzensur zu unterziehen. Unter diesem Gesichtspunkt wird deutlich, dass sich die jüdische Presse in Venedig in einer kulturellen Sphäre entwickelte, die von der sie umgebenden christlichen Welt abhängig war, und in der Tat verdankte sie dieser Verbindung viel von ihrem Glück und Erfolg. Oft aber musste die jüdische Presse, die von (nicht konvertierten) jüdischen Druckern geleitet wurde, Formen der präventiven Selbstzensur einhalten, um keine Probleme mit den christlichen Behörden zu bekommen, die oft inquisitorische Formen nutzten, um die Juden sozial und fiskalisch zu unterdrücken (vgl. Roth 1972, 45). Der Fall der jüdischen Presse bietet aber auch sehr aufschlussreiche Beispiele für kulturübergreifende Übertragungsleistungen. Dies ist bei den ersten hebräischen Drucken der Bibel der Fall, die von Joshua Solomon Soncino gedruckt wurden, dabei aber mit Platten dekoriert wurden, die bereits für Drucke von griechischen und lateinischen Autoren verwendet worden waren.

127 Ein ikonographisch ähnlicher Rahmen wurde 1488 in Soncino für die *editio princeps* der Bibel, *Torah, Neviim, Ketuvim* (Pentateuch, Propheten, Schriften), gedruckt von Abraham ben Chayyim für Josua Solomon Soncino verwendet. Dieser Rahmen war jedoch erstmals von dem italienischen Drucker Francesco Del Tuppo in seiner Ausgabe von Äsops Fabeln aus dem Jahr 1485 verwendet worden. Vgl. Roth 1972, 45.



Abb. 5: Titelblatt eines hebräischen Bibeldrucks (*Torah, Neviim, Ketuvim* – „Pentateuch, Propheten, Schriften“), Neapel um 1492, gedruckt bei Josua Solomon Soncino, Pergament, GW 4199. Oxford, Bodleian Library Holk. c.1. Photo: © Bodleian Libraries, University of Oxford (CC BY-NC 4.0).

Der Austausch, die Ausleihe oder der Verkauf von typographischem Material – Schriften, Rahmen, Platten und Illustrationen – war keine Seltenheit, insbesondere zu Beginn des Druckzeitalters, als die technischen und wirtschaftlichen Kapazitäten zur Herstellung von typographischem Material noch relativ begrenzt waren. Interessant ist jedoch, dass es eine Bereitschaft auf jüdischer Seite gab, Kompromisse mit der christlichen Umwelt einzugehen, um dem Ehrgeiz gerecht zu werden, selbst jüdische Drucke von einer gewissen typographischen Qualität und Ästhetik herzustellen.

Der Text der Bibel (vgl. Abb. 5) wird von einem ornamentalen Rahmen eingefasst. Auffällig sind die darin abgebildeten kleinen nackten Figuren, bei denen es sich möglicherweise um auf antike Vorbilder rekurrierende Erosen handelt. Derartige Darstellungen sind nach dem jüdischen Gesetz jedoch verboten. Diese Rahmen wurden verwendet, ohne dass einer der jüdischen Leser gewarnt oder auf einen Skandal hingewiesen wurde, weil diese Rahmen eindeutig ‚nicht-jüdisch‘ waren. Hieran werden der Kontrast bzw. die Spannung zwischen dem Text und dessen ästhetischer Gestalt deutlich. Andererseits zeigt dieser Rahmen auch die technische und kulturelle Abhängigkeit der frühen jüdischen Drucke von der komplexen Welt der nicht-jüdischen bzw. christlich verantworteten Offizinen. Der Umstand, dass ein jüdischer Drucker diese Rahmen benutzte, lässt sich wohl auch dadurch erklären, dass sie sehr kunstvoll gestaltet und daher teuer waren, so dass es wirtschaftlich vorteilhafter sein konnte, bereits für andere Zwecke angefertigte Rahmen wiederzuverwenden. Wichtig ist jedoch, dass diese Rahmen, die zutiefst gegen das biblische Verbot verstießen, sich ein Bild vom Menschen zu machen, nicht nur von der Druckerei, sondern auch von den Lesern selbst bereitwillig akzeptiert wurden, die sich offenbar nicht beschwerten und diese neuen Bibeln sogar kauften.

Dies deutet darauf hin, dass die beschränkten Handlungsmöglichkeiten jüdischer Akteure zu einer kulturellen und transkulturellen Flexibilität führten, die vielleicht in erster Linie auf technische Belange zurückzuführen war. Abgesehen von einer gewissen Toleranz gegenüber den Gepflogenheiten in der Welt der Renaissance kann man davon ausgehen, dass der Druck als technische Innovation jüdische Drucker:innen und Leser:innen dazu gebracht hat, ästhetisch zu akzeptieren, was sie unter anderen Umständen vielleicht nicht akzeptiert hätten.

Das Beispiel verdeutlicht die Komplexität und Vielschichtigkeit materialen Wandels bei gleichzeitigem Pragmatismus der beteiligten Akteure im Kontext jüdischer und christlicher Drucke in Europa. Die Prozesse lassen sich je nach Perspektive sowohl als Standardisierung wie auch als Pluralisierung beschreiben.

Der Übergang zu Drucken aller Art ermöglicht auch im frühneuzeitlichen Japan gleichzeitig Prozesse der Standardisierung und der Pluralisierung von Publikumsgruppen, Bedeutungen und Verwendungen von Texten. Diese Prozesse können eine langwierige und umständliche Entwicklung haben. Fast ein Jahrhundert nach der Entwicklung des kommerziellen Drucks machte der Kyotoer Illustrator Nishikawa Sukenobu das, was zu einem Standardformat für die Organisation von Wissen

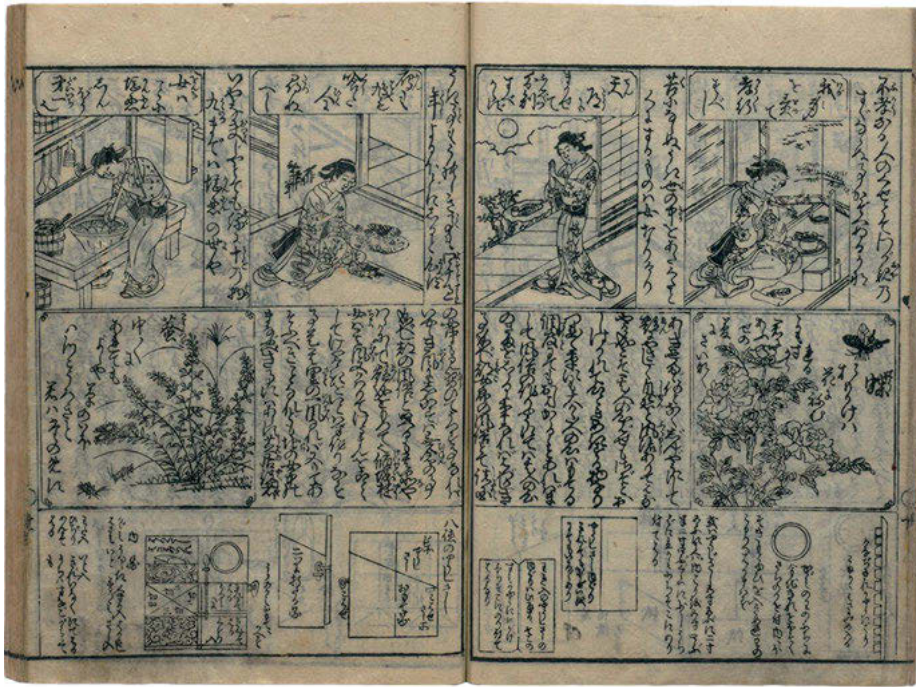


Abb. 6: Nishikawa Sukenobu, *Jokyō Ogura shikishi* (‚Gedichtkarten für die Belehrung von Frauen‘), 10v–11r, 1743, Holzschnitt, Tinte auf Washi-Papier, 24,3 × 17,8 cm. © Universitätsbibliothek Atomi Gakuen Joshi Daigaku, Tokyo, Japan, <https://adeac.jp/adeac-arch/viewer/001-mp002619-200010/001-1001920501/> (Stand: 27.1.2022).

geworden war, zu einem Vehikel für seine verdeckte politische Agenda.¹²⁸ Sein *Jokyō Ogura shikishi* von 1743 sieht auf den ersten Blick aus wie ein Standardlehrbuch für das weibliche Publikum (vgl. Abb. 6). Sein komplexes Layout zeugt von der „akkumulativen Tendenz“ der japanischen Kultur, wie sie sich auch in der mit der Zeit zunehmenden Informationsdichte in Lehrbüchern zeigt.¹²⁹ Auf einer einzigen Seite bringt Sukenobu fünf separate Kartuschen mit unterschiedlich vielen Querverweisen rund um das Hauptthema richtiges Verhalten in der Gesellschaft unter. Auch visuelle Elemente sind geschickt in eine moralische Dialektik eingebunden: Eine der Frauen im oberen Register ist eine Hausfrau, deren Diener ihr die Schärpe von hinten zubindet, während die andere eine Kurtisane ist, die ihre Schärpe selbst zubindet. Eine genaue Lektüre des Textes offenbart jedoch die Verwendung von politischen Metaphern: Zum Beispiel lässt die Kombination von Schmetterlings- und Pfingstrosenbildern mit dem Wort *kimi*, das sowohl ‚Geliebte‘ als auch ‚Kaiser‘ bedeutet, in der Kartusche in der

¹²⁸ Vgl. Preston 2013. Zur Entwicklung des kommerziellen Drucks im frühneuzeitlichen Japan siehe Kornicki 1998, 169–179.

¹²⁹ Vgl. Goree 2020, 114.

Mitte der rechten Seite mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine kaiserfreundliche Botschaft schließen.¹³⁰ Diese wären nur von einer bestimmten Gemeinschaft von Befürwortern der Wiederherstellung der de facto kaiserlichen Herrschaft gegen die Militärregierung entziffert worden, die ansonsten überwiegend mit handschriftlichen Formaten kommunizierten.

Oft wird der Buchdruck als Mittel zur Standardisierung und zur Vereinheitlichung des Zugangs zu Textmaterial betrachtet. Die Materialität des Drucks war jedoch Teil eines komplexen Medienumfelds, in dem er seine Beziehung zu handschriftlichen Texten sowie die oft konkurrierenden Interessen von Verlegern, Autoren, Finanziers, Behörden und Lesenden aushandelte. Wie aus den Fallbeispielen hervorgeht, enthielten gedruckte Texte als Bestandteile textueller Ökosysteme textuelle und paratextuelle Merkmale, die mehrere gleichzeitige Nutzungsmöglichkeiten erlaubten. Die Pluralisierung der Publikumsgruppen, Verwendungen und Bedeutungen ist also abhängig von der durch den Druck ermöglichten Standardisierung, die im hohen Maß die Verwendung von Texten bestimmt. Oftmals öffneten sie Texte so gegenüber neuen sozialen Feldern und verschoben auf diese Art auch Machtverhältnisse jenseits der Texte und ihrer Produktion.

130 Die Kombination aus Schmetterling und Pfingstrose war ein Symbol für die Befürworter der Wiederherstellung der Ming-Dynastie nach ihrer Niederlage und dem Übergang zur Qing-Dynastie, siehe Chiem 2020, 86.

Bibliographie

Abkürzungen und Sigla

- GW** *Gesamtkatalog der Wiegendrucke*, 2. Aufl., Bde. 1–7 hg. von der Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke, Stuttgart 1968, Bd. 8 ff. hg. von der Staatsbibliothek zu Berlin, Stuttgart 1978 ff. (Online Version: <http://www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de/>).

Quellen

- Shiba Kōkan, *Shiba Kōkan zenshū*, Bd. 2, hg. von Asakura Haruhiko, Tokyo 1993.
Johannes Trithemius, *De Laude Scriptorum. Zum Lobe der Schreiber*, eingel., hg. u. übers. von Klaus Arnold (Mainfränkische Hefte 60), Würzburg 1973.

Forschungsliteratur

- Augustyn, Wolfgang (2003), „Zur Gleichzeitigkeit von Handschrift und Buchdruck in Deutschland – Versuch einer Skizze aus kunsthistorischer Sicht“, in: Gerd Dicke u. Klaus Grubmüller (Hgg.), *Die Gleichzeitigkeit von Handschrift und Buchdruck* (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 16), Wiesbaden, 5–47.
- Beckmann Petey, Alice (2021), „Verlage und Druckereien leiden unter Papiermangel“, in: *Handelsblatt*, 4.9.2021, <https://www.handelsblatt.com/27580396.html> (Stand: 7.3.2023).
- Beit-Arié, Malachi (1993), *The Making of the Medieval Hebrew Book: Studies in Palaeography and Codicology*, Jerusalem.
- Beit-Arié, Malachi (2015), „Commissioned and Owner-Produced Manuscripts in the Sephardi Zone and Italy in the Thirteenth–Fifteenth Centuries“, in: Javier del Barco (Hg.), *The Late Medieval Hebrew Book in the Western Mediterranean; Hebrew Manuscripts and Incunabula in Context*, Leiden/Boston, 13–27.
- Berry, Mary Elizabeth (2007), *Japan in Print: Information and Nation in the Early Modern Period*, Berkeley, CA.
- Berti, Irene/Haß, Christian D./Krüger, Kristina/Ott, Michael R. (2015), „Lesen und Entziffern“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 639–650, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.639>.
- Blair, Ann (2020), „Managing Information“, in: James Raven (Hg.), *The Oxford Illustrated History of the Book*, Oxford, 169–194.
- Bolle, Katharina (2020), *Materialität und Präsenz spätantiker Inschriften. Eine Studie zum Wandel der Inschriftenkultur in den italienischen Provinzen* (Materiale Textkulturen 25), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110633566>.
- Bolle, Katharina/Höh, Marc von der/Jaspert, Nikolas (Hgg.) (2019), *Inschriftenkulturen im kommunalen Italien. Traditionen, Brüche, Neuanfänge* (Materiale Textkulturen 21), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110642261>.
- Brandis, Tilo (1997), „Die Handschrift zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit. Versuch einer Typologie“, in: *Gutenberg-Jahrbuch* 72, 27–57.

- Braudel, Fernand (1977), „Geschichte und Sozialwissenschaften. Die longue durée“, in: Marc Bloch, Fernand Braudel u. Lucien Febvre (Hgg.), *Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zu einer systematischen Aneignung historischer Prozesse* (edition suhrkamp 814), Frankfurt a. M., 47–85.
- Brendecke, Arndt (2005), „Durchschossene Exemplare. Über eine Schnittstelle zwischen Handschrift und Druck“, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 59, 50–64.
- Brockstieger, Sylvia (2018), *Sprachpatriotismus und Wettstreit der Künste. Johann Fischart im Kontext der Offizin Bernhard Jobin* (Frühe Neuzeit 227), Berlin/Boston.
- Brockstieger, Sylvia/Hirt, Rebecca (Hgg.) (2023), *Handschrift im Druck. Annotieren, Korrigieren, Weiterschreiben* (Materiale Textkulturen 39), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/978311191560>.
- Brockstieger, Sylvia/Schweitzer-Martin, Paul (Hgg.) (2023), *Between Manuscript and Print. Trans-cultural Perspectives, ca. 1400–1800* (Materiale Textkulturen 40), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783111242699>.
- Brokaw, Cynthia J. (2005), „On the History of the Book in China“, in: Cynthia J. Brokaw u. Kai-Wing Chow (Hgg.), *Printing and Book Culture in Late Imperial China*, Berkeley, CA, 3–54.
- Burnyeat, Myles F. (1997), „Postscript on Silent Reading“, in: *The Classical Quarterly* 47 (1), 74–76.
- Cavallo, Guglielmo (2016), „Codex, I. Kulturgeschichte“, in: *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*, Bd. 3, Darmstadt, 50–53.
- Chartier, Roger (1987): *The Cultural Uses of Print in Early Modern France*, Princeton.
- Chiem, Kristen (2020), *Hua Yuan (1682–1756) and the Making of the Artist in Early Modern China*, Leiden.
- Davis, Julie/Chance, Linda (2006), „Manuscript and Print: Issues of Format and Medium in Japanese Premodern Books“, in: *Manuscript Studies* 1 (1), 90–114.
- De Monticelli, Roberta (1990), *Le Confessioni di Agostino. Introduzione, traduzione, note e commenti*, Mailand.
- Dicke, Gerd/Grubmüller, Klaus (Hgg.) (2003), *Die Gleichzeitigkeit von Handschrift und Buchdruck* (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 16), Wiesbaden.
- Dover, Paul M. (2021), *The Information Revolution in Early Modern Europe* (New Approaches to European History), Cambridge.
- Duggan, Mary Kay (2008), „Bringing Reformed Liturgy to Print at the New Monastery at Marienthal“, in: *Church History and Religious Culture* 88 (3), 415–436.
- Duntze, Oliver (2013), „Verlagsbuchhandel und verbreitender Buchhandel von der Erfindung des Buchdrucks bis 1700“, in: Ursula Rautenberg (Hg.), *Buchwissenschaft in Deutschland. Ein Handbuch*, Bd. 1, Berlin, 203–256.
- Dussel, Konrad (2004), *Deutsche Tagespresse im 19. und 20. Jahrhundert* (Einführungen. Kommunikationswissenschaft 1), Münster.
- Eisermann, Falk (2013), „A Golden Age? Monastic Printing Houses in the Fifteenth Century“, in: Benito Rial Costas (Hg.), *Print Culture and Peripheries in Early Modern Europe: A Contribution to the History of Printing and the Book Trade in Small European and Spanish Cities*, Leiden, 37–67.
- Eisermann, Falk (2017), „Fifty Thousand Veronicas. Print Runs of Broadsheets in the Fifteenth and Early Sixteenth Centuries“, in: Andrew Pettegree (Hg.), *Broadsheets. Single-Sheet Publishing in the First Age of Print* (Library of the Written Word 60 / The Handpress World 45), Leiden/Boston, 76–113.
- Elias, Norbert (1939), *Über den Prozeß der Zivilisation*, Basel.
- Embach, Michael (2000), „Skriptographie versus Typographie: Johannes Trithemius' Schrift ‚De laude scriptorum‘“, in: *Gutenberg-Jahrbuch* 75, 132–144.
- Feuerstein-Herz, Petra (2017), „Weiße Seiten. Durchschossene Bücher in alten Bibliotheken“, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 11 (4), 101–114.

- Flachmann, Holger (2003), „Handschrift und Buchdruck bei Martin Luther“, in: Gerd Dicke u. Klaus Grubmüller (Hgg.), *Die Gleichzeitigkeit von Handschrift und Buchdruck* (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 16), Wiesbaden, 121–140.
- Focken, Friedrich-Emanuel/Ott, Michael R. (Hgg.) (2016), *Metatexte. Erzählungen von schrifttragenden Artefakten in der alttestamentlichen und mittelalterlichen Literatur* (Materiale Textkulturen 15), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110417944>.
- Fox, Richard/Panagiotopoulos, Diamantis/Tsouparopoulou, Christina (2015), „Affordanz“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 63–70, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.63>.
- Garncarz, Joseph (2016), *Medienwandel*, Konstanz.
- Gavrilov, Alexander K. (1997), „Techniques of Reading in Classical Antiquity“, in: *The Classical Quarterly* 47, 56–73.
- Gertz, Jan Christian/Schultz, Sandra/Šimek, Jakub/Wallenwein, Kirsten (2015), „Abschreiben und Kopieren“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 585–596, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.585>.
- Ginsburg, Christian D. (1897), *Introduction to the Massoretico-Critical Edition of the Hebrew Bible*, London, 779–976.
- Goree, Robert (2020), *Printing Landmarks: Popular Geography and ‚Meisho Zue‘ in Late Tokugawa Japan*, Cambridge, MA.
- Grafton, Anthony (2011), *The Culture of Correction in Renaissance Europe* (The Panizzi Lectures 2009), London.
- Green, Jonathan/McIntyre, Frank (2016), „Lost Incunable Editions: Closing in on an Estimate“, in: Flavia Bruni u. Andrew Pettegree (Hgg.), *Lost Books. Reconstructing the Print World of Pre-Industrial Europe* (Library of the Written Word 46 / The Handpress World 34), Leiden, 55–72.
- Günther, Johann (2007), *Digital Natives & Digital Immigrants*, Innsbruck/Wien/Bozen.
- Heinzer, Felix (2003), „Handschrift und Druck im Œuvre der Grafen Wilhelm Werner und Froben Christoph von Zimmern“, in: Gerd Dicke u. Klaus Grubmüller (Hgg.), *Die Gleichzeitigkeit von Handschrift und Buchdruck* (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 16), Wiesbaden, 141–166.
- Heller, Marvin J. (2004), *The Sixteenth Century Hebrew Book. An Abridged Thesaurus*, Bd. 1, Leiden/Boston.
- Heller, Steven (2011), *Remarkable Graphic Design Selected by Designers, Illustrators, and Critics*, Beverly.
- Herweg, Mathias (2010), „Wider die Schwarze Kunst? Johannes Trithemius' unzeitgemäße Eloge auf die Handschriftenkultur“, in: *Daphnis* 39, 391–477.
- Hillner, Matthias (2009), *Basic Typography 01. Virtual Typography*, London.
- Ikegami Eiko (2005), *Bonds of Civility: Aesthetic Networks and the Political Origins of Japanese Culture*, New York.
- Illich, Ivan (1991), *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos ‚Didascalicon‘*, Frankfurt a. M.
- Ishikawa Tōru (2020), „Nara ehon emaki no kenkyū to shūshū 11 – yokogata nara ehon to otogi bunkobon“, in: *Nihon koshō tsūshin* 1093, 30–32.
- Jackson, Terrence (2016), *Networks of Knowledge: Western Science and the Tokugawa Information Revolution*, Honolulu.
- Johns, Adrian (2002), „The Book of Nature and the Nature of the Book“, in: David Finkelstein u. Alistair McCleery (Hgg.), *The Book History Reader*, London, 59–76.
- Kanai Toranosuke (1989), *Saikaku kō: Sakuhin, Shoshi*, Yagi Shoten.

- Kaufmann, Thomas (2019), *Die Mitte der Reformation. Eine Studie zu Buchdruck und Publizistik im deutschen Sprachgebiet, zu ihren Akteuren und deren Strategien, Inszenierungs- und Ausdrucksformen* (Beiträge zur historischen Theologie 187), Tübingen.
- Koakimoto, Dan (2021), „Sagabon to sono zenshi no issōbō“, in: *Hōsei Daigaku gakubu kiyō* 82, 21–36.
- Komatsu Shigemi (1972), *Kohitsu*, Kodansha.
- Kornicki, Peter (1998), *The Book in Japan: A Cultural History from the Beginnings to the Nineteenth Century*, Leiden.
- Kornicki, Peter (2012), „The Hyakumanto Darani and the Origins of Printing in Eighth-Century Japan“, in: *International Journal of Asian Studies* 9 (1), 43–70.
- Kornicki, Peter (2019), „Japan’s Hand-Written Culture: Confessions of a Print Addict“, in: *Japan Forum* 31 (2), 272–284.
- Kuhn, Thomas S. (1976), *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a. M.
- Leca, Radu (2022), „Vengeful Promises: The Agency of Love Oaths as Materially Hybrid Texts in Late Seventeenth-Century Japan“, in: *East Asian Publishing and Society* 12 (1), 46–72.
- Leipziger, Jonas (2021), *Lesepraktiken im antiken Judentum. Rezeptionsakte, Materialität und Schriftgebrauch 1800* (Materiale Textkulturen 34), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110732764>.
- Liss, Hanna (vsl. 2023), „Early Hebrew Printing and the Quality of Reading: A Praxeological Study“, in: Katrin Kogman-Appel u. Ilona Steimann (Hgg.), *Premodern Jewish Books, their Makers and Readers in an Era of Media Change*, Turnhout.
- Ludwig, Annette (2023), *Ohne Zweifel Gutenberg? Die Erfindung des Buchdrucks in Europa und Asien*, Stuttgart.
- Luhmann, Niklas (1990), *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.
- Lukacs, Gabor (2008), *Kaitai Shinsho: The Single Most Famous Japanese Book of Medicine & Geka Sōden. An Early Very Important Manuscript on Surgery*, Utrecht.
- Malkmus, Sarah (2020), „Hochschule Fulda: Keine Zeugnisse – weil etwas Wichtiges fehlt“, in: *Fuldaer Zeitung*, 26.6.2020, <https://www.fuldaerzeitung.de/fulda/hochschule-fulda-zeugnisse-papier-lieferengpass-coronavirus-antje-mohr-90005365.html> (Stand: 7.3.2023).
- Marcon, Federico (2020), „The ‚Book‘ as Fieldwork: ‚Textual Institutions‘ and Nature Knowledge in Early Modern Japan“, in: *BJHS Themes* 5, 131–148.
- Marks, Richard B. (1980), „A Cologne Benedictine Scriptorium ca. 1490 and Trithemius’ ‚De Laude Scriptorum‘“, in: *Mittelalterliches Jahrbuch* 15, 162–171.
- McDermott, Joseph (2006), *A Social History of the Chinese Book*, Hong Kong.
- McLaren, Anne E. (2005), „Constructing New Reading Publics in Late Ming China“, in: Cynthia J. Brokaw u. Kai-Wing Chow (Hgg.), *Printing and Book Culture in Late Imperial China*, Berkeley, CA, 152–183.
- McLuhan, Marshall (1962), *The Gutenberg Galaxy*, London.
- Mentzel-Reuters, Arno (2010), „Das Nebeneinander von Handschrift und Buchdruck“, in: Ursula Rautenberg (Hg.), *Buchwissenschaft in Deutschland. Ein Handbuch*, New York, 411–442.
- Meyer-Schlenkrich, Carla (2018), *Wann beginnt die Papierzeit? Zur Wissensgeschichte eines hoch- und spätmittelalterlichen Beschreibstoffs*, Heidelberg (Habil. masch., erscheint vsl. 2024 als Materiale Textkulturen 45).
- Meyer-Schlenkrich, Carla/Schweitzer-Martin, Paul (2023), „The Risk to Print History in the Late 15th Century. Johann Koelhoff’s Chronicle Project in 1499“, in: Sylvia Brockstieger u. Paul Schweitzer-Martin (Hgg.), *Between Manuscript and Print. Transcultural Perspectives, ca. 1400–1800* (Materiale Textkulturen 40), Berlin/Boston, 9–41, <https://doi.org/10.1515/9783111242699-002>.

- Meyer, Carla/Schneidmüller, Bernd (2015), „Zwischen Pergament und Papier“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 349–354, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.349>.
- Needham, Paul (2015), „Book Production on Paper and Vellum in the Fourteenth and Fifteenth Centuries“, in: Carla Meyer, Sandra Schultz u. Bernd Schneidmüller (Hgg.), *Papier im mittelalterlichen Europa. Herstellung und Gebrauch* (Materiale Textkulturen 7), Berlin/Boston, 247–274, <https://doi.org/10.1515/9783110371413.247>.
- Ogburn, William F. (1965), *Kultur und sozialer Wandel. Ausgewählte Schriften*, Neuwied.
- Peltzer, Jörg (2020), „The Roll in England and France in the Late Middle Ages. Introductory Remarks“, in: Stefan G. Holz, Jörg Peltzer u. Maree Shirota (Hgg.), *The Roll in England and France in the Late Middle Ages. Form and Content* (Materiale Textkulturen 28), Berlin/Boston, 1–20, <https://doi.org/10.1515/9783110645125-001>.
- Peritz, Moritz (1894), *Ein hebräischer Brief Elijah Levita's an Sebastian Münster nach der von letzterem im Jahre 1531 besorgten Ausgabe aufs Neue herausgegeben und mit einer deutschen Übersetzung und Anmerkungen versehen*, Breslau.
- Petzold, Kay Joe (2019), *Masora und Exegese. Untersuchungen zur Masora und Bibeltextüberlieferung im Kommentar des R. Schlomo ben Yitzchaq (Raschi)* (Materiale Textkulturen 24), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110627121>.
- Pitelka, Morgan (2013), „The Tokugawa Storehouse: Ieyasu's Encounters with Things“, in: Paula Findlen (Hg.), *Early Modern Things: Objects and their Histories, 1500–1800*. London/New York, 297–315.
- Prebor, Gila (2007), „From Jerusalem to Venice: The Life of Domenico Yerushalmi, His Writings and His Work as a Censor“, in: *Pe'amim: Studies in Oriental Jewry* 111/112, 215–242.
- Preston, Jenny (2013), „Allegories of Love“, in: *Japan Review* 26 (Special Issue Shunga), 117–135.
- Proust, Jacques (2002), *Europe through the Prism of Japan*, Notre Dame, IN.
- Rautenberg, Ursula (2000), „Von Mainz in die Welt. Buchdruck und Buchhandel in der Inkunabelzeit“, in: Die Stadt Mainz (Hg.), *Gutenberg. Aventur und Kunst. Vom Geheimunternehmen zur ersten Medienrevolution*, Mainz, 236–247.
- Rautenberg, Ursula (2003), „Medienkonkurrenz und Medienmischung – Zur Gleichzeitigkeit von Handschrift und Druckschrift im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts in Köln“, in: Gerd Dicke u. Klaus Grubmüller (Hgg.), *Die Gleichzeitigkeit von Handschrift und Buchdruck* (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 16), Wiesbaden, 167–202.
- Rautenberg, Ursula (2008), „Die Entstehung und Entwicklung des Buchtitelblatts in der Inkunabelzeit in Deutschland, den Niederlanden und Venedig. Quantitative und qualitative Studien“, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 62, 1–105.
- Raz-Krakotzkin, Amnon (2007), *The Censor, the Editor, and the Text. The Catholic Church and the Shaping of the Jewish Canon in the Sixteenth Century*, Philadelphia.
- Reas, Casey/Fry, Ben (2014), *Processing. A Programming Handbook for Visual Designer and Artists*, Cambridge, MA.
- Reiner, Elchanan (1997), „The Ashkenazi Élite at the Beginning of the Modern Era: Manuscript versus Printed Book“, in: Gershon David Hundert (Hg.), *Jews in Early Modern Poland* (Polin. Studies in Polish Jewry 10), London/Portland, 85–98.
- Reudenbach, Bruno (2015), „Der Codex als Verkörperung Christi. Mediengeschichtliche, theologische und ikonographische Aspekte einer Leitidee früher Evangelienbücher“, in: Joachim Friedrich Quack u. Daniela Christina Luft (Hgg.), *Erscheinungsformen und Handhabungen Heiliger Schriften* (Materiale Textkulturen 5), Berlin/München/Boston, 229–244, <https://doi.org/10.1515/9783110371277.229>.
- Roth, Cecil (1972), *Studies in Books and Booklore*, Farnborough (UK).

- Sarri, Antonia (2017), *Material Aspects of Letter Writing in the Graeco-Roman World. 500 BC – AD 300*, (Materiale Textkulturen 12), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110426953>.
- Sasaki Takahiro (2023), „Manuscript Features of Early Japanese Movable Type Books. On the Intersection of Eastern and Western Typesetting Techniques“, in: Sylvia Brockstieger u. Paul Schweitzer-Martin (Hgg.), *Between Manuscript and Print. Transcultural Perspectives, ca. 1400–1800* (Materiale Textkulturen 40), Berlin/Boston, 187–207, <https://doi.org/10.1515/9783111242699-008>.
- Schade, Richard E. (1984), „Kunst, Literatur und die Straßburger Uhr“, in: Kunstmuseum Basel (Hg.), *Spätrenaissance am Oberrhein. Tobias Stimmer 1539–1584* (Ausstellung im Kunstmuseum Basel, 23. September bis 9. Dezember 1984), Basel, 112–117.
- Schmidt-Biggemann, Wilhelm (1983), *Topica Universalis. Eine Modellgeschichte humanistischer und barocker Wissenschaft*, Hamburg.
- Schmitz, Wolfgang (1990), „Klösterliche Buchkultur auf neuen Wegen? Die Entstehungsbedingungen von Klosterdruckereien im ersten Jahrhundert nach Gutenberg“, in: Engelbert Plassmann u. Paul Kaegbein (Hgg.), *Buch und Bibliothekswissenschaft im Informationszeitalter*, München, 345–362.
- Schmitz, Wolfgang (2018), *Grundriss der Inkunabelkunde. Das gedruckte Buch im Zeitalter des Medienwechsels* (Bibliothek des Buchwesens 27), Stuttgart.
- Schneider, Irmela (2000), „Anthropologische Kränkungen – Zum Zusammenhang von Medialität und Körperlichkeit in den Mediendiskursen“, in: Barbara Becker u. Irmela Schneider (Hgg.), *Was vom Körper übrig bleibt: Körperlichkeit – Identität – Medien*, Frankfurt a. M., 13–39.
- Schneider, Ulrich Johannes (Hg.) (2006), *Seine Welt wissen. Enzyklopädien in der Frühen Neuzeit*, Darmstadt.
- Schneidmüller, Bernd/Schweitzer-Martin, Paul (2020), „Massenkommunikation als Motor einer neuen Zeit“, in: *Ruperto Carola Forschungsmagazin* 16, 137–143.
- Schweitzer-Martin, Paul (2022a), *Kooperation und Innovation im Speyerer Buchdruck des ausgehenden Mittelalters* (Materiale Textkulturen 37), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110796599>.
- Schweitzer-Martin, Paul (2022b), „Material und Format liturgischer Inkunabeldrucke. Eine Fallstudie zur Offizin Johannes Sensenschmidt“, in: Philipp Hegel u. Michael Krewet (Hgg.), *Wissen und Buchgestalt* (Episteme in Bewegung. Beiträge zur einer transdisziplinären Wissenschaftsgeschichte 26), Wiesbaden, 301–321.
- Schweitzer-Martin, Paul (2023), „Handschriftliche Elemente im Inkunabeldruck“, in: Sylvia Brockstieger u. Rebecca Hirt (Hgg.), *Handschrift im Druck (ca. 1500–1800). Annotieren, Korrigieren, Weiterschreiben* (Materiale Textkulturen 39), Berlin/Boston, 23–42, <https://doi.org/10.1515/9783111191560-002>.
- Screech, Timon (2002), *The Lens within the Heart*, Honolulu.
- Seifert, Arno (1976): *Cognitio historica. Die Geschichte als Namensgeberin der frühneuzeitlichen Empirie* (Historische Forschungen 11), Berlin.
- Sina, Kai/Spoerhase, Carlos (Hgg.) (2017), *Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie* (Marbacher Schriften, NF 13), Göttingen.
- Small, David (1999), *Rethinking the Book*, Cambridge, MA.
- Smith, Margaret M. (2000), *The Title-Page. Its Early Development, 1460–1510*, London/New Castle.
- Son Suyoung (2018), *Writing for Print: Publishing and the Making of Textual Authority in Late Imperial China*, Cambridge, MA.
- Stammen, Theo/Weber, Wolfgang E. J. (Hgg.) (2004), *Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien*, Berlin.
- Stock, Brian (2009), *Augustine the Reader. Meditation, Self-Knowledge, and the Ethics of Interpretation*, Cambridge.

- Svenbro, Jesper (1988), *Phrasikleia: Anthropologie de la lecture en Grèce Ancienne*, Paris.
- Thomanek, Judith (2017), *Zeugnisse christlicher Zensur des frühen hebräischen Buchdrucks im Greifswalder Gustav Dalman-Institut*, Leipzig.
- Thorley, David (2015), „Inscription, Print, and Miscellaneity: Reading John Donne's Poems in a Princeton Copy of Deaths Duell“, in: *The Princeton University Library Chronicle* 76 (3), 476–494.
- Trinh, Khanh/Bauer, Estelle/Trede, Melanie (Hgg.) (2021), *Liebe, Kriege, Festlichkeiten. Facetten der narrativen Kunst aus Japan*, Zürich.
- Tychsen, Oluf Gerhard (1780), „O. G. Tychsen's kritische Beschreibung des Bononischen Pentateuch's vom J. 1482 / Kritische Beschreibung des Bononischen Pentateuchus“, in: *Repertorium für Biblische und Morgenländische Litteratur* 6, 65–103.
- Wagner, Bettina (2012), „Idealtyp und Individuum. Blockbücher im Medienwandel des 15. Jahrhunderts“, in: Bettina Wagner (Hg.), *Vom ABC bis zur Apokalypse. Leben, Glauben und Sterben in spätmittelalterlichen Blockbüchern*, Luzern, 11–26.
- Wagner, Bettina (2017), „Die Erfassung von Wasserzeichen aus Handschriften, Blockbüchern und Inkunabeln in der Bayrischen Staatsbibliothek München. Mit neuen Erkenntnissen zur Datierung und Lokalisierung der Blockbücher von Hans Sporer“, in: Erwin Frauenknecht, Gerald Maier u. Peter Rückert (Hgg.), *Das Wasserzeicheninformationssystem (WZIS). Bilanz und Perspektiven* (Sonderveröffentlichungen des Landesarchivs Baden-Württemberg), Stuttgart, 65–78.
- Wallenwein, Kisten (2017), *Corpus subscriptionum. Verzeichnis der Beglaubigungen von spätantiken und frühmittelalterlichen Textabschriften (saec. IV–VIII)* (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters 19), Stuttgart.
- Werle, Dirk (2007), *Copia librorum. Problemgeschichte imaginierter Bibliotheken 1580–1630* (Frühe Neuzeit 119), Tübingen.
- Wernli, Martina (2021), *Federn lesen. Eine Literaturgeschichte des Gänsekiels von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert*, Göttingen.
- Widmann, Hans (1973), *Vom Nutzen und Nachteil der Erfindung des Buchdrucks – aus der Sicht der Zeitgenossen des Erfinders*, Mainz.
- Yoshida Kogoro (1984), *Tanrokubon: Rare Books of Seventeenth-Century Japan*, Tokyo/New York/San Francisco.
- Zafren, Herbert C. (1982), „Bible Editions, Bible Study, and the Early History of Hebrew Printing“, in: *Eretz-Israel: Archaeological, Historical and Geographical Studies* 16, 240–251.

Kapitel 5

Sakralisierung

Tobias Frese, Wolf Zöller, Stefan Ardeleanu, Nikolaus Dietrich,
Dennis Disselhoff, Annette Hornbacher, Lisa Horstmann, Jiří Jákł,
Tino Licht, Hanna Liss, Giuditta Mirizio, Anett Rózsa, Anna Sitz,
Mandy Telle, Sebastian Watta, Franziska Wenig

Kapitel 5

Sakralisierung

Tobias Frese, Wolf Zöllner, Stefan Ardeleanu, Nikolaus Dietrich, Dennis Disselhoff, Annette Hornbacher, Lisa Horstmann, Jiří Ják, Tino Licht, Hanna Liss, Giuditta Mirizio, Anett Rózsa, Anna Sitz, Mandy Telle, Sebastian Watta, Franziska Wenig

Für ein Verständnis von Religion in abrahamitischer Tradition ist Schriftlichkeit als Medium des ewigen Gotteswortes oder seiner geoffenbarten Wahrheit konstitutiv und geradezu etwas Selbstverständliches. Diese Selbstverständlichkeit gerät jedoch ins Wanken, fragt man in religions-, epochen- und kulturübergreifender Perspektive nach der Bedeutung von schrifttragenden Artefakten in sakralen Kontexten.¹

Abgesehen von der einfachen Feststellung, dass Schrift in einigen Religionen überhaupt keine Rolle spielt, muss eingeräumt werden, dass der Status des Geschriebenen auch in ausgeprägten Schriftkulturen und selbst in den sog. ‚Buchreligionen‘ nicht eindeutig zu bestimmen ist. Für diese, aber auch für manch andere Kulturen und Religionen lässt sich zunächst generell behaupten: *Schrift besitzt hierographisches Potential* (These 24). Auf welche Weise dieses Potential jedoch genutzt und aktiviert wurde und wird, ist sehr unterschiedlich und hängt von verschiedenen ideologischen und kulturellen Faktoren ab. Wird z. B. in balinesischen Ritualen den einzelnen Schriftzeichen und deren piktographischen Arrangements eine inhärent machtvolle Wirkung zugeschrieben,² so spielte in antiken Sakralisierungsakten die Verbindung von Geschriebenem und Gesprochenem eine große Rolle; der Einsatz von Schrift war hier oftmals möglich, aber nicht immer nötig. Im christlichen Mittelalter wiederum war die Bewertung der Schriftheiligkeit von geradezu zwiespältigem Charakter: Einerseits waren schriftskeptische Positionen – wie etwa die Gegenüberstellung vom ‚tötenden Buchstaben‘ und dem ‚lebendigen Geist‘ (2 Kor 3,6) – der Bibel selbst zu entnehmen, andererseits galt dieses Buch als die ‚Heilige Schrift‘ und wurde in den vielfältigen Formen seiner Materialität auch kultisch verehrt.

Das Heilige selbst entzieht sich in der Frage nach seiner Beschaffenheit den Methoden natur- und geisteswissenschaftlicher Analyse. In der materialen Kultur fassbar sind aber vielgestaltige Zuschreibungen sakraler Qualität an Objekte, Orte oder Menschen, wie sie sich beispielsweise in der Schaffung und hierarchischen Strukturierung bzw. Binnendifferenzierung sakraler Räume zeigen. Diese komplexen Prozesse der

¹ Dies kann nicht für alle Weltreligionen in gleicher Intensität geschehen; die folgenden Überlegungen konzentrieren sich auf die griechisch-römische Antike, das Christen- und Judentum sowie auf ostasiatische Kulturkreise.

² In diesem Fall zeigt Schrift *Sakralität* nicht nur an, sondern *sakralisiert* das Objekt.

„Sakralisierung“³ lassen sich als Vorgänge diskursiver Konstruktion beschreiben, die vielfach diverse Medien einbinden. Die sakrale Qualität wird hierbei von den beteiligten Personen immer wieder aktiv konsensual zugeschrieben bzw. rezipiert und ist damit der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zugänglich.⁴ Der transkulturelle und diachrone Blick zeigt eine kaum überschaubare Vielgestaltigkeit der auf diese Weise umgesetzten Vorstellungskonzepte vom Sakralen, die zudem von sehr dynamischem Charakter sind.

Fragt man nach der konkreten Rolle von Schriften bei der Herstellung sakraler Räume und Artefakte, so erweist sich auch diese Rolle als äußerst vielfältig und flexibel. So kam (In-)Schriften oftmals die Aufgabe zu, die Grenze⁵ zwischen dem Profanen und dem Sakralen zu markieren und zu schützen; zugleich konnten Schriften diese Grenzen aber auch durchlässig machen, eigene Zwischen-Räume generieren und existentiell bedeutsame Übergänge moderieren (These 25). Da Sakralität in ihrem Status stets gefährdet ist, wurden Schriften zudem regelmäßig zur Beglaubigung, Legitimierung und langfristigen Stabilisierung von Sakralität eingesetzt (These 26). Schließlich wurden Inschriften genutzt, um sakrale Räume zu bestimmen und zu etablieren; sie wurden aber auch platziert, um von der Heiligkeit eines Raumes gleichsam ‚parasitär‘ profitieren zu können (These 27).

So vielfältig, unterschiedlich und teils widersprüchlich diese Funktionsweisen der Schrift in sakralen Kontexten auch sein mögen – allen gemein ist ihre grundsätzlich dynamische Qualität und ihr performativer Charakter. Indem schrifttragende Artefakte an Sakralisierungsprozessen teilnahmen, waren sie mehr als nur äußerliche Zeichen transzendenter Botschaften. Vielmehr kam ihnen eine eigene „communicative agency“⁶ und Wirkkraft zu; sie waren stets in komplexe ‚Schriftakte‘⁷ eingebunden. Diese Schriftakte hatten aber nicht nur in Religionen ihren Platz, die einen starken, emphatischen Begriff von Schriftlebensfähigkeit aufwiesen, sondern auch in Religionen, deren Schriftgebrauch von fakultativem Charakter war, und selbst (bzw. gerade) in einer ‚Buchreligion‘, deren Theologen gegen schriftmagische Praktiken polemisierten.

3 Wir verstehen Praktiken von Sakralisierung mittels Schrift, d. h. sakralisierende Schreib- und Rezeptionsakte von Schrift, als (rituelle) Handlungen, mithilfe derer Objekte, Räume und Personen sakralisiert und auch desakralisiert werden können. Vgl. die etymologischen Hinweise zum Terminus „Sakralisierung“ bzw. „De- und Resakralisierung“ bei Herbers 2013, bes. 12–13.

4 Vgl. Gemeinhardt/Heyden 2012, 421–422. Zum Kirchenbau: Watta 2018, 21–24; Jäggi 2011.

5 Vgl. die Betonung der Grenze bzw. Abgrenzung bei Eliade 1954, 19, der „das Heilige und das religiöse Leben dem Profanen und dem weltlichen Leben entgegen[setzt]“; siehe dazu Herbers 2013, 12: „Abgeleitet davon ist *sancire*, etwas als heilig abgrenzen, verstanden als ein juristischer Akt. Das Abgegrenzte ist das *sanctum*, grenzt man eine Person ab, ist diese eine *persona sancta* oder *sanctus*, *sancta*“.

6 Tilley 2002, 25. Allgemein: Wieser 2008.

7 Vgl. Frese/Keil 2015.

These 24

Schrift besitzt hierographisches Potential.

Das Be-Schreiben eines Artefakts kann diesem zuweilen einen sakralen Status verleihen. Diese Möglichkeit unmittelbarer Sakralisierung durch Be-Schreiben bezeichnen wir als das hierographische Potential von Schrift (nach dem Griechischen ἱερός [*hieros*, ‚heilig‘] und γράφειν [*graphein*, ‚schreiben/zeichnen‘], mithin im Sinne von ‚Sakralität einschreibend‘). Unter dem sakralen Status eines Artefakts verstehen wir hier jegliche ihm zugeschriebene Wirksamkeit, die wir dem Bereich des Sakralen zurechnen können, sofern wir auch dessen ambivalenten Charakter im Blick behalten.⁸ In manchen Fächertraditionen wie der Ägyptologie oder der Papyrologie wird zur Bezeichnung derartiger ‚sakraler Wirksamkeit‘ von Artefakten und der zugehörigen Praktiken der traditionelle Begriff des Magischen verwendet, verstanden als Wirksamkeit unter Einbezug übernatürlicher Kräfte. Wenn dieser Begriff dort, wo er als *terminus technicus* etabliert ist, auch im Folgenden verwendet wird, so bleibt uns die Problematik dieser Kategorie, mit welcher bestimmte, als besonders irrational geltende Phänomene aus dem Kontinuum kultureller Praktiken künstlich abgesondert wurden, bewusst.⁹ Wir sprechen also von hierographischer Schrift, wenn das Be-Schreiben des Artefakts als Einschreiben von sakralem Status verstanden werden kann und mit einer qualitativen Veränderung dieses Artefakts im Hinblick auf seine Wirksamkeit zusammenfällt.

Diese qualitative Veränderung kann durch die Schrift ‚nur‘ angezeigt oder aber, in einem stärkeren Sinne, durch die Schrift überhaupt erst hervorgerufen werden. Wie wir im Folgenden an einer Reihe signifikanter Objekte und Praktiken verdeutlichen, wird dieses hierographische Potential von Schrift in unterschiedlichen Epochen, Kulturen und Religionen sowohl in unterschiedlich großem Maße als auch auf unterschiedliche Weise ausgelotet. Im Vergleich der konkreten Ausprägungen, die das hierographische Potential von Schrift bekommen kann, stellen sich insbesondere folgende Fragen: In welchem Bezug steht die hierographische Schrift jeweils zur Mündlichkeit und zum gesprochenen Wort, wie es in Formen performativer ritueller Handlung oftmals zentral ist? Welche Rolle spielt die Textbedeutung gegenüber der Materialität des Geschriebenen für dessen hierographische Qualität? Inwieweit ist der Akt des Schreibens selbst von Bedeutung? Spielt das Publikum als potentielle Rezipientengruppe des Geschriebenen oder des Schreibakts eine Rolle? In welchem Bezug steht schließlich das Geschriebene zur konkreten Wirksamkeit des Artefakts?

⁸ Ein Beispiel dafür bietet etwa Agambens Analyse des *Homo Sacer* und seines ambivalenten Status zwischen Verfluchung und Gott Geweihtheit, vgl. Agamben 1995.

⁹ Zur Rezeptions- und Diskursgeschichte des Begriffs: Otto 2011.

Mit dem Konzept hierographischer Schriftqualität lassen sich manche gegenwärtige Praktiken der balinesischen Schrift¹⁰ beschreiben, mit deren Erörterung wir hier beginnen wollen, um dem Eindruck linearer historischer Entwicklung von vornherein zu begegnen. Besondere visuelle Arrangements mystischer Schriftzeichen (*aksara modré*) werden auf Objekte oder auch auf den Körper von Initianden in sichtbarer wie ‚unsichtbarer‘ Form aufgetragen bzw. eingeritzt, etwa mithilfe von Farbe, flüssigem Wachs oder geweihtem Wasser. Es geht dabei um eine Transformation des jeweiligen Objekts, die ganz unterschiedliche Ziele verfolgen kann: Mit *aksara modré* versehene Amulette oder Metalle können ihren Träger oder das Gebäude, in dessen Fundament sie eingelassen sind, vor schädlichen Einflüssen schützen. Aufgetragen auf den menschlichen Körper durch einen Priester dienen mystische Schriftzeichen der spirituellen Reinigung oder der Transfiguration eines Initianden z. B. vom unwissenden Kind zum urteilsfähigen Erwachsenen im Rahmen der Zahnfeilung (*metatah*). Je nach Arrangement der Schriftzeichen und Zielsetzung des Spezialisten können solche Piktogramme physisches und geistiges Leben fördern, aber auch vernichten.¹¹ Doch auch in öffentlichen Ritualkontexten Balis finden Schriftpiktogramme regelmäßig und weit häufiger Verwendung als lange Zeit beachtet. So werden im Rahmen der elaborierten Toten- und Verbrennungsrituale Balis (*ngaben*) verschiedene Effigien angefertigt (z. B. *kajang*, *puspa*), die den physischen, feinstofflichen oder göttlichen Körper eines Verstorbenen manifestieren, indem stoffliche Schrifträger (weißer Baumwollstoff, Blätter, Sandelholz) mit Arrangements von Schriftzeichen versehen werden.

Mehr am gesprochenen Wort orientierte rituelle Text-Praktiken haben eine sehr lange Tradition in der indo-malaiischen Welt und erinnern zugleich an Agambens *Homo Sacer*, den Verfluchten, Vogelfreien, der – durch einen gebrochenen Eid – ganz dem Gott gehört, auf den er geschworen hat. Auf eine ähnliche Gedankenfigur verweisen altmalaiische Steininschriften aus dem späten 7. Jh. n. Chr., die Schrift als wirkmächtige Manifestation des ewig gültigen königlichen Wortes einsetzen, z. B. in Schwurtafeln. Dabei wurde Wasser über eine Steininschrift gegossen, in der die Gefolgsleute eines Königs diesem ihren Eid schwören, der zugleich ihre Verfluchung im Falle einer Übertretung der Eide einschließt. Das mit potentiellen Flüchen ‚getränkte‘ Wasser wurde durch eine Tülle am unteren Ende der Steintafel gesammelt und von den Teilnehmern des Rituals getrunken. Eine solche Steintafel, die heute noch erhalten ist, wurde 683 n. Chr. von Talang Tuwo anlässlich eines großen Feldzugs sumatraischer Truppen gegen Java errichtet. Das von den Soldaten in der beschriebenen Weise ‚einverleibte‘ königliche Wort mit den darin enthaltenen Bestimmungen sollte militärische Disziplin gewährleisten.¹² Bemerkenswert an den oben beschriebenen Schrift-Praktiken des gegenwärtigen Bali ist demgegenüber, dass die Wirkmacht hier nicht in der Repräsentation eines autoritativen Wortes oder Schwurs liegt, sondern dezidiert

¹⁰ Vgl. Hornbacher/Neumann/Willer 2015.

¹¹ Hooykaas 1980, 75–79; Fox/Hornbacher 2016.

¹² Casparis 1956.

im geschriebenen Arrangement von Schriftzeichen. Wirkmächtig sind diese weniger durch das Lesen, Hören und Verstehen der einzelnen Schriftzeichen oder eines Textes, also durch die semantische Rezeption des Geschriebenen, sondern vielmehr durch ihre Visualisierung, die auch ephemere sein kann: So entfalten bestimmte schrifttragende Effigien ihre Handlungsmacht im Akt der Verbrennung.¹³ Schrift ist hier weniger Repräsentation autoritativer Rede als semantisch überdeterminierte Manifestation kosmologischer oder spiritueller Spekulationen, die in vielen Fällen nicht mehr phonetisch ‚lesbar‘ sind.¹⁴

Dem semantisch eindeutigen Verstehen (und Befolgen) von ewigen – verschriftlichten – Eiden in den altjavanischen Steintafeln tritt hier Schrift als visuelle und materielle Manifestation einer kosmologischen Realität gegenüber, die nicht verstanden werden muss, um Wirkung auszuüben. Letztere wird von Praktikern oft als das Ausstrahlen von Energie beschrieben, das räumliche Nähe und eine bestimmte Form des Umgangs mit dem Geschriebenen einschließt. Die hierographische Qualität von Schrift unterscheidet sich daher von Fall zu Fall signifikant. Im altjavanischen Beispiel wirkt Schrift durch ihre Materialisierung und Verinnerlichung eines Schwurs, in zeitgenössisch balinesischen Ritualen hingegen wirkt sie als die Manifestation von schöpferischen Energien, die auf den Prozess kosmogonischer Emanation verweisen und eine verborgene Tiefenschicht (*niskala*) der sichtbar-materiellen Realität (*sekala*) bilden.

Diese absolute Gleichsetzung des Hierographischen mit dem Schriftzeichen findet sich gerade in dem Schriftsystem nicht unbedingt wieder, in dem man es am ehesten erwarten würde: in dem altägyptischen Schriftsystem der Hieroglyphen (gr. ἱερός, ‚heilig‘; γλυφῆ, ‚Eingeritztes‘). Schon die Ägypter selbst haben ihre Schrift als *zḥ.w-n-mdw.w-nṯr*, d. h. ‚Schrift der Gottesworte‘ bezeichnet. Laut manchen Quellen hat Ptah, als der Ur- und Schöpfergott, die Hieroglyphen geschaffen.¹⁵ Doch war es eben auch das Sprechen von Worten, das während der Weltschöpfung eine wichtige Rolle innehatte.¹⁶ Auch in gräko-ägyptischen magischen Praktiken, wie sie uns nicht nur in privaten, sondern auch in offiziellen Kontexten durch schrifttragende magische Gemmen, Bleitäfelchen und Papyri zahlreich überliefert sind, scheint die Wirksamkeit der Artefakte nicht allein auf der hierographischen Qualität des darauf Geschriebenen zu beruhen. Die Sakralisierung der Artefakte im Sinne ihrer Aufladung mit magischen Kräften geschah in der Regel neben anderen rituellen Handlungen auch mithilfe gesprochener Worte, beispielsweise in Form einer Rezitation.¹⁷ Durch die Niederschrift der gesprochenen Formeln wurde dann die Perpetuierung sichergestellt. Diesem Schriftakt kommt also durchaus eine hierographische Qualität zu, kann er das

¹³ Hornbacher 2019.

¹⁴ Hornbacher 2016, 98.

¹⁵ Dies ist auch aus anderen Kulturen bekannt; siehe etwa Schulz 2020, 41–42 zur Erfindung der Runen in der altnordischen Mythologie.

¹⁶ Assmann/Assmann 2003.

¹⁷ Cubelic/Lougovaya/Quack 2015; Meyer-Dietrich 2010.

mobile oder immobile¹⁸ Artefakt in seinem Status doch dauerhaft verändern und es mit übernatürlichen Kräften versehen.¹⁹ Er wirkt jedoch nicht autonom, sondern im Zusammenhang mit einem Sprechakt.

Dies gilt etwa für die sogenannten *defixiones*, die seit dem späten 6. Jh. v. Chr. in griechischer und lateinischer Sprache belegt sind: beschriebene Bleitäfelchen, mit denen man sich ‚Rechtsschutz‘ als Strafmittel oder als Schutzmaßnahme durch die Götter sichern konnte, indem man einen potentiellen Feind nicht zuletzt durch die Niederschrift seines Namens ‚fixierte‘ (lat. *defigo*, ‚festmachen, fixieren‘; gr. καταδῶ, ‚hinabbinden‘). So sehr sich in diesem ‚wirksamen‘ Schriftakt der Namensnennung die hierographische Qualität von Schrift erweist, so blieben die *defixiones* doch integriert in einer spezifischen rituellen Handlung (einem Schadensritual) von performativem und mündlichem Charakter.²⁰

Auch die biblische Überlieferung kennt die hierographische Qualität des Geschriebenen in Verbindung mit rituellen Handlungen: Das sog. ‚Eifer‘-Ordal (Num 5,11–31), in der rabbinischen Literatur bekannt als *inyan soṭa*, ist ein Ritual, das ein Mann mit Blick auf eine des Ehebruchs verdächtige Frau durchführen lässt: Dabei hat sie eine Wasserlösung aus heiligem Wasser zu trinken, in das der Staub vom Boden des Heiligtums gemischt und dem zusätzlich eine fluchbringende Formel beigegeben wurde, die der Priester von einer Buchrolle abgewaschen hat. Im Fall der Unschuld bleibt die Frau körperlich unversehrt.²¹ Die besondere Bedeutung des Geschriebenen zeigt sich in der Beschreibung eines mittelalterlichen magischen Fragmentes aus der Genisa in Kairo, das als Ritualmaterie fließendes Wasser und Staub aus der Synagoge nennt, aber als Geschriebenes nun präziser (geheime) Gottesnamen vorschreibt, die der Frau zu trinken gegeben werden.²²

Magische Gemmen stellen aufgrund der oftmals in sie eingeschriebenen Götternamen, individuellen Wünsche, Zauberzeichen und -wörter (*Charaktêres* und *Voces Magicae*) ein weiteres Beispiel für hierographische Schrift dar.²³ Für solche Gemmen ist uns auch ein Ritual der Einweihung (gr. τελετή) überliefert,²⁴ bei welchem die Akteure temporär die Kraft der Gottheit bekamen und an das Artefakt übertrugen.²⁵ Die *Charaktêres* bestanden aus schriftähnlichen Zauberzeichen mit dem Zweck,

¹⁸ Theis 2015.

¹⁹ Zur Übertragung der Kraft auf das Artefakt: Speyer 1992.

²⁰ Faraone 1991; Frankfurter 2019; Graf 2011; Kropp 2011. Graf 2005, 247: „Gebet, Fluch und Eid sind gesprochene Riten, die eng miteinander verwandt sind. Alle drei sind performative Äußerungen, in denen die in Worte beschriebene Handlung und die Handlung selber zusammenfallen.“

²¹ Vgl. z. B. Liss 2007.

²² Veltri 2002.

²³ Allgemein zu magischen Gemmen: *The Campbell Bonner Magical Gems Database* (CBd): <http://cbd.mfab.hu> (Stand: 7.3.2023). Vgl. auch Dasen/Nagy 2019; Endreffy/Nagy/Spier 2019.

²⁴ Aussagen hierzu erlauben magische Papyri, die physisch getrennt vom eigentlichen Artefakt als Handbücher für eine solche Einweihung fungierten.

²⁵ Eitrem 1939.

magische Qualitäten zu vermitteln, ohne dass die Zeichen selbst verstanden werden mussten.²⁶ Die Textbedeutung hatte hier somit keine Priorität. Stattdessen verstärkten die Zeichen die Funktion der Artefakte als Kommunikationsmittel mit übernatürlichen Wesen. Nach erfolgter Einweihung können die Präsenz der Schrift und das Wissen darum also allein für ihre Wirksamkeit ausreichen.²⁷ Für den Rezeptionsprozess war nicht immer ein öffentliches Publikum notwendig, womit Sichtbarkeit und Lesbarkeit keine notwendigen Qualitäten der Schrift waren. Schließlich waren diese Artefakte oft teilweise oder ganz versteckt und verborgen („restringierte Schriftpräsenz“).²⁸

Aus demselben Zeit- und Kulturraum kennen wir einen weiteren klassischen Fall, bei dem Schrift eine hierographische Qualität im wörtlichen Sinne des Einschreibens von Sakralität zukommt. Es sind dies die Weihinschriften, wie sie Votive etwa in griechischen Heiligtümern tragen können. Bedurften die *defixiones* und die magischen Gemmen zur Aktivierung der hierographischen Qualität des darauf Geschriebenen performativer Rituale und Sprechakte, bietet sich eine Lesart von griechischen Votivinschriften als schriftliche Spur von Gesprochenem weniger an, wie das typische Formular derartiger Inschriften deutlich macht. Die gleiche Inschrift vom Typ ‚x hat (es) der Gottheit y geweiht‘ in mehr oder weniger abgekürzter Form kann auf jeglichem im Heiligtum geweihten Gegenstand stehen, vom bloßen Tongefäß bis hin zur kolossalen Statue. Der Verweis auf das, was jeweils geweiht wurde, bleibt in der Weiheformel allermeist implizit. Vielmehr übernimmt der beschriebene Gegenstand meist selbst die Stelle des Akkusativ-Objekts. Konkreter kann die Verschränkung von materiellem Schriftträger und Text kaum ausfallen: Als gesprochener Text ohne den Schriftträger wäre der grammatikalisch unvollständige Satz sinnlos. Damit verliert das für *defixiones* und magische Gemmen naheliegende ritualistische Verständnis von Weihinschriften als schriftliche Spur einer gesprochenen Weiheformel erheblich an Plausibilität. Nur in ihrer materiellen Bindung an das Votiv erhält die Weihinschrift ihre Bedeutung.

Während derartige kurze Weihinschriften somit nicht als autonome Texte funktionieren, können die Votive ihrerseits sehr wohl ohne Weihinschrift auskommen. Anders als bei christlichen Reliquien, deren sakraler Status von einer als verlässlich empfundenen Identifizierung abhängt,²⁹ bedienen Weihinschriften kein dringendes Bedürfnis nach Authentifizierung. Noch viel zahlreicher als die uns überlieferten Weihinschriften sind in den griechischen Heiligtümern schließlich Votive *ohne* Weihinschrift. Dies gilt etwa für Waffenweihungen, eine gerade in der griechischen Archaik und frühen Klassik besonders wichtige Gattung von Votiven, die sich z. B. im Zeus-Heiligtum von Olympia zu Tausenden erhalten haben: bronzene Helme, Beinschienen, Brustpanzer, Schilde, Lanzen und Schwerter, welche als Beuteweihungen (oder seltener wohl auch als Weihung der eigenen Waffen) zum Dank für errungene Siege

²⁶ Gordon 2014; Dzwiza 2019.

²⁷ Quack 2014; Keil et al. 2018.

²⁸ Hornbacher/Frese/Willer 2015; Willer 2015. Grundlegend: Frese/Keil/Krüger 2014.

²⁹ Ferro 2021.



Abb. 1: Helmweihung aus Olympia mit Weihinschrift am unteren Saum entlang: „Μιλτιάδης ἀνέ[θ]εκεν [ἑ] τῷ Δίῳ“. („Miltiades hat [es] dem Zeus geweiht“), um 500 v. Chr. Olympia, Archäologisches Museum, Inv.-Nr. B 2600. Foto: Oren Rozen (via Wikipedia, CC BY-SA 3.0)

ihren Weg ins Heiligtum gefunden haben. Nur ein Bruchteil dieser kostbaren Votive trägt auch Inschriften,³⁰ wie etwa ein korinthischer Helm aus der Zeit um 500 v. Chr. (Abb. 1), der seine Bekanntheit der Tatsache verdankt, dass kein Geringerer als Miltiades, der Feldherr der Athener bei der siegreichen Schlacht bei Marathon gegen das persische Heer im Jahre 490, der Weihende ist.³¹ Beginnend auf dem linken Wangenschirm zieht sich die einfache Inschrift „Μιλτιάδης ἀνέ[θ]εκεν [ἑ] τῷ Δίῳ“. (IG I³,2 1472) („Miltiades hat [es] dem Zeus geweiht“) bis hinten auf den Nackenschirm.

³⁰ Laut Frielinghaus 2011 tragen nur 5–6 % der in Olympia geweihten Helme und Beinschienen Inschriften.

³¹ Olympia, Archäologisches Museum, Inv.-Nr. B 2600. Siehe Frielinghaus 2011, 383, Kat. Nr. D 478 (mit Bibliographie) und 548, Nr. 40 (zur Inschrift), Taf. 114.3. Siehe auch Dietrich 2022. Dass der in der Inschrift genannte Miltiades tatsächlich mit der historischen Persönlichkeit identisch ist, lässt sich nicht zweifelsfrei nachweisen, scheint jedoch nicht unplausibel.

Dem Auf und Ab des unteren Saums des Helms folgend unterwirft sich die eingeritzte Inschrift der Morphologie des Gegenstands, statt diesen durch entsprechend plakative und frontale Positionierung zum bloßen Schriftgrund zu degradieren. Lesbar war diese Inschrift zweifellos. Doch nicht nur war die Standzeit von auf Holzpfehlen fixierten Waffenweihungen in der Regel nicht sehr lange, bevor sie wieder weggeräumt wurden,³² auch setzt das Entziffern der Inschrift ein Betrachten aus der Nähe voraus. Diese spezielle Aufmerksamkeit wurde einem Helm unter vielen anderen sicher nur selten zuteil. Die Inschrift proklamiert ihren Inhalt nicht so sehr als kommunikativen Akt nach außen, als dass sie diesen in den Gegenstand (im wörtlichen und übertragenen Sinne) einschreibt. Die auf dem Prinzip von Gabe und (erwarteter) Gegengabe beruhende Beziehung zwischen Weihendem und empfangender Gottheit, welche durch die Votivpraxis aufrechterhalten werden soll, wird im Falle dieses Helms durch das Einschreiben der Namen des Miltiades und des Zeus zusätzlich bekräftigt und Teil seiner Materialität. Nachdem derartige Weihinschriften aber genauso gut auch fehlen konnten, bedarf der Gegenstand nicht zwingend der hierographischen Qualität des Geschriebenen, um die sakrale Wirksamkeit als Votiv zu erlangen.³³

Sehr viel ambivalenter sind die Positionen, die im Christentum zur hierographischen Qualität von Schrift bezogen wurden. Wie in anderen monotheistischen ‚Buchreligionen‘ spielt hier das geschriebene Wort zunächst eine zentrale Rolle: Schließlich wird die Bibel nicht nur als dokumentarischer Bericht göttlicher Taten verstanden, sondern gilt als das Gotteswort selbst. In der Liturgie verbürgt die ‚Heilige Schrift‘ die Gegenwart des göttlichen Logos und wird als Buch nicht nur benutzt, sondern auch selbst verehrt: Beim Einzug in die Kirche und in Prozessionen wird es vom Klerus feierlich vorangetragen und auf dem Altar regelrecht inszeniert. Äußerst ehrfürchtig gehen die Zelebranten mit dem Evangelienbuch um; dessen Kuss durch den Priester oder Diakon ist noch immer Teil der römisch-katholischen Liturgie.³⁴ Auch wenn die feierliche Lesung aus den Evangelien und den Apostelbriefen sicherlich den wichtigsten Rezeptionsakt (in der Vormesse) darstellt, so wird in liturgischen Akten auch dem Buch-Objekt selbst offenkundig eine große Macht und Wirkkraft zugeschrieben: So ist es etwa bei der Bischofsweihe üblich, den Codex über Kopf und Nacken des zu Weihenden zu halten.³⁵

³² Zur Standzeit von sichtbar präsentierten Waffenweihungen in Olympia siehe Frielinghaus 2011, 170–183.

³³ Dies unterscheidet derartige Weihinschriften auf Votivwaffen wesentlich von der aus dem balinesischen Kulturraum bekannten Praxis des Graphem-Auftrags auf Waffen. Hier gilt die hierographische Wirksamkeit der Beschriftung solchen Waffen, die anders als bei Waffenvotiven noch zu ihrem praktischen Gebrauch im Kampf bestimmt waren und eine Steigerung ihrer Kampfkraft bewirken sollte. Siehe Hooykaas 1980.

³⁴ Hermans 1984, 186f; Ganz 2017, 93.

³⁵ Beschrieben wird der Vorgang bei Rupert von Deutz († 1129/1130), *Vita Herberti*, 45–46. Zur Bischofsweihe selbst auch: Engels 1987. Ausführlich und mit weiteren Beispielen Schreiner 2011, 284–307. Hierzu auch: Kehnel/Panagiotopoulos 2015, 3–5.

Derartige sakralisierende Schriftakte sind in der christlichen Liturgie jedoch nicht nur auf den Umgang mit der Bibel bzw. dem Evangelienbuch beschränkt, sondern auch anderweitig bezeugt. Als eindrucksvolles Beispiel kann das sog. ‚Abecedarium‘ der Kirchweihe genannt werden.³⁶ Bei diesem Weiheritual schreibt der Bischof mit seinem Stab Alphabet-Reihen in lateinischen und griechischen Buchstaben auf den Boden. In gestreute Asche oder gar unsichtbar direkt auf den nackten Stein wird Buchstabe für Buchstabe geschrieben, aus deren Reihen sich ein x-förmiges Kreuz ergibt. Festzuhalten ist, dass bei diesem Akt das Alphabet in seiner Vollständigkeit niedergeschrieben wird. Das heißt: Der Bischof präsentiert weder einen heiligen Text noch vermittelt er eine christliche Botschaft. In Asche geschrieben ist diese Buchstabenfolge – wenn überhaupt – nur für kurze Zeit sichtbar und ist auch gar nicht fürs Lesen im eigentlichen Sinne gedacht. Was zählt, ist der Schreibakt, mit dessen Hilfe aus einem profanen Raum ein geweihter, ein sakraler wird. Nun ist einerseits davon auszugehen, dass dieser Ritus seine Wurzel in älteren paganen Bräuchen hat;³⁷ andererseits ist mit einer spezifischen christlichen Uminterpretation und Legitimation dieses Schriftaktes zu rechnen (Gott als das A und Ω).³⁸ Ganz im antiken Sinne „traute man dem ABC die Kraft zu, die Kirche vor dämonischen und teuflischen Einflüssen freizuhalten“.³⁹

Für das jüdische Verständnis ist weniger das heilige Bibel-Buch *in toto* als die handgeschriebene Torarolle mit dem Pentateuch-Text als entscheidendes Artefakt auszumachen (Abb. 2). Der Ausgangspunkt dieser ‚Artefakt-Theologie‘ lag aber wahrscheinlich nicht (nur) in der hierographischen Macht des Geschriebenen (vor allem: der Gottesnamen), sondern in der Notwendigkeit, den kultischen Umgang mit der Tora-Rolle (Verbeugung vor der Tora; Küssen des Toramantels;⁴⁰ Verwendung der Tora-Rolle zur Abwehr von Dämonen⁴¹) religionsgesetzlich und theologisch vor dem Vorwurf des Götzendienstes zu bewahren, denn die Tora-Rolle ist ein von Menschen gemachtes Artefakt, und die jesajanische Bildpolemik (Jes 40–46) wurde von den Juden oftmals auf den Umgang der Christen mit Kreuz und Bibel angewandt. Daher entwickelten die mittelalterlichen jüdischen Theologen in Westeuropa, vor allem der Mystikerkreis um R. Yehuda he-Chasid (‚der Fromme‘; gest. 1217) eine Art ‚Tora-Artefakt-Theologie‘, bei der die Tora-Rolle als Trägerin der göttlichen Namen für die Präsenz Gottes und seiner Kraft bürgt. In R. Yehudas Theologie werden die obere (göttliche) und untere Welt (Tora) in einer quasi substanzhaften Zusammengehörigkeit gedacht: Die Verbeu-

³⁶ Siehe hierzu Forneck 1999, 201–202; Schmitt 2004, 475–478. Ausführlich: Schreiner 2006.

³⁷ Stapper 1937, 143–144.

³⁸ Gott und Christus selbst werden von Johannes in seiner biblischen Offenbarungsschrift symbolisch mit den griechischen Buchstaben A und Ω bezeichnet (Offb 1,8; 21,6; 22,13) als Ausdruck für den Anfang und das Ende alles Geschaffenen und Gewordenen, das in Gott zusammenfällt. Vgl. Schreiner 2000, 64–65. Das Wort ist der Anfang von Allem: „ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος, καὶ ὁ λόγος ἦν πρὸς τὸν θεόν, καὶ θεὸς ἦν ὁ λόγος“ (Joh 1,1).

³⁹ Schreiner 2006, 184. Vgl. auch Dornseiff 1925, 69–81; Glück 1987, 219–220.

⁴⁰ Liss 2014, 209–211.

⁴¹ Vgl. Liss 2015, 169–172.



Abb. 2: Ummantelte Torarollen mit Toraschild (*tas*), Torazeiger (*yad*) und Tora-Krone (*keter*) bzw. zwei Tora-Krönchen (*rimonim*) im Toraschrein (*aron ha-qodesh*). Heidelberg, Synagoge. Foto: Hanna Liss.

gung vor der Tora fungiert nicht einfach als Ersatz für eine nicht mehr zu realisierende Anschauung des Ewigen; es ist die Anschauung des Ewigen. Damit garantiert die Tora die unmittelbare Präsenz und Erfahrbarkeit der göttlichen Gegenwart.⁴² Gleich der prophetischen Vision wird die Tora-Rolle, vor der man sich niederwirft, zum (Real-) Symbol für die göttliche Gegenwart und ermöglicht so eine unmittelbare Erkenntnis (und Partizipation an) der göttlichen Welt. Die Tora wird *pars pro toto* zum Träger des Göttlichen. In der Tora wird der Schöpfer selbst – sein Wesen, seine Weisheit, aber auch seine Kraft – enthüllt und für den Menschen greifbar.

Sind diese Schriftpraktiken nun starke Belege für ein emphatisches Schriftverständnis, so ist einzuwenden, dass im Christentum zugleich auch womöglich (neu-) platonisch inspirierte, explizit schriftskeptische Positionen eine große Rolle spielten.

⁴² Liss 2001, 281–291.

So sprachen sich einflussreiche Theologen – von Augustinus bis Thomas von Aquin – stets gegen die Zulässigkeit und Sinnhaftigkeit herrschender Praktiken der Schriftmagie aus, die besonders in der Volksfrömmigkeit beliebt waren.⁴³ Denkt man wiederum an die erwähnte kultische Verehrung, die der ‚Heiligen Schrift‘ in der Liturgie zukam, so mögen ferner Schrift-Praktiken erstaunen, die von einem bemerkenswert ehrfurchtslosen Umgang mit diesem Buch-Objekt zeugen. So konnte dasselbe liturgische Buch, das innerhalb der christlichen Liturgie verehrt wurde, bereits wenig später als veraltete und irrelevant geltende Handschrift zerstört und – als Makulatur – ökonomisch wiederverwertet werden.⁴⁴ Wurde der hierographischen Qualität der Schrift, ihrer sakralen Wirkkraft und Präsenz keine überzeitliche Dauerhaftigkeit zugebilligt?

Sicherlich sind die ambivalenten Wertungen und Praktiken des christlichen Mittelalters im Kontext eines genuin zwiespältigen Schriftverständnisses zu verstehen, wie es in der patristischen Literatur, aber auch schon im Neuen Testament selbst vorgeprägt war.⁴⁵ So konnte man dem zweiten Korinther-Brief des Paulus entnehmen, dass der lebendige Gott sich ‚nicht mit Tinte‘, sondern direkt in die ‚fleischernen Tafeln des Herzens‘ einschreibe und dass der ‚Buchstabe töte‘, der ‚Geist aber lebendig‘ mache (‚τὸ γὰρ γράμμα ἀποκτείνει, τὸ δὲ πνεῦμα ζωοποιεῖ‘, 2 Kor 3,6). In diesem Sinne seien, so Paulus, die wahren Gläubigen keine ‚Diener des Buchstabens‘, sondern ‚Diener des Geistes‘. Zweifelsohne hat diese paulinische Polemik das theologische Schriftverständnis des christlichen Mittelalters zumindest mitgeprägt. Von dieser Perspektive aus war es kaum möglich, Schrift im substantiellen Sinne als etwas Sakrales oder Wirkmächtiges zu verstehen: Das hierographische Potential der Schrift hatte sich stets in der rituellen Verbindung mit dem gesprochenen Wort und der liturgischen Handlung zu entfalten. Bemerkenswert ist vor diesem Hintergrund jedoch, dass volkstümliche und paraliturgische Praktiken der Sakralisierung durch Schrift, Schriftzeichen und Bücher, die bis zum mantischen und magischen Gebrauch reichen können,⁴⁶ trotz aller Kritik und Einwände der Theologen lange Zeit Teil der christlichen Frömmigkeit geblieben sind.

Abschließend zeigt sich, dass Schrift – unabhängig von der Textbedeutung – Artefakten Wirksamkeit verleihen kann. Der sakrale Status kann durch Schriftzeichen und Schrift hervorgerufen oder aber angezeigt werden. Solche Praktiken müssen dabei nicht eine grundlegende Gültigkeit in den Kulturen besitzen. Inhärent ist der Schrift folglich eine Potentialität hierographischer Qualität. Diese kann, wie die

⁴³ Ausführlich dazu Schreiner 1990. Die offenbar schon in der christlichen Spätantike bekannte Praxis, Kopfkrankheiten durch Bibel-Kontakt zu kurieren, wurde von Augustinus aber toleriert. Vgl. Schreiner 2002, 82.

⁴⁴ Senzel 2018. Im Prozess der Makulatur wird bereits beschriebenes Papier und Pergament für die Verstärkung von Bucheinbänden neuer Drucke und Handschriften genutzt. Dem Geschriebenen selbst – ganz im Gegensatz zum Material – wird dabei kein Wert mehr zugemessen, vgl. Kühne-Wespi/Oschema/Quack 2019, 15–16.

⁴⁵ Dazu auch: Frese 2014; Reudenbach 2021.

⁴⁶ Weitere Beispiele bei Schreiner 2000.

verschiedenen Beispiele zeigten, sich in der Ausschöpfung graduell und qualitativ unterscheiden. Es handelt sich letztlich um ein Spektrum hierographischer Qualitäten, deren Wirksamkeit sich nicht zuletzt innerhalb ritueller Handlungen, durch das Wissen darum und den Glauben daran entfaltet.

These 25

Schrift eröffnet Möglichkeiten zur Scheidung von profanem und sakralem Raum. Dadurch entstehen Räume der Liminalität.

Schon in der antiken Mittelmeerwelt trennte Schrift den profanen vom sakralen Raum: Inschriften auf Stein konnten die Grenzlinie griechischer Heiligtümer markieren und sicherstellen, dass diese Grenze nicht zufällig oder unbedacht durchquert wurde. Diese Aufgabe kam vor allem den Bezirkswänden oder den Horossteinen und deren griechischen Inschriften zu. Grundsätzlich konnten Horossteine alle möglichen Grenzen in der griechischen Welt markieren: zwischenstaatliche Grenzen, Asylbereiche, Verwaltungs- und Siedlungsgrenzen (Demengrenzen), Grenzen öffentlicher Gebiete und Gebäude sowie Privatbesitz.⁴⁷ Auf der Athener Agora erklärte ein gemeißelter Stein aus dem 5. Jh. v. Chr.: ‚Ich bin die Grenze der Agora‘ („ὁρος εἰμὶ τῆς ἀγορᾶς“).⁴⁸ Dieser und ähnliche Steine dienten dazu, sicherzustellen, dass jeder, der die Agora betrat, die Regeln befolgte. So durfte etwa kein Mörder diesen Raum betreten. Diese Sorge um die Kontrolle von Grenzen war bei Heiligtümern nochmals von besonderer Dringlichkeit. Auf einem Stein aus dem 5. Jh. v. Chr. von der Insel Aigina ist zu lesen: ‚Grenzstein des Heiligtums von Athena‘ („ὁρος τεμένος Ἀθηναίας“).⁴⁹ Dieser Text war zunächst als einfache deklarative Aussage zu verstehen: Der Stein wies sich selbst als ὄρος aus – setzte eine Grenze – und bestimmte den dahinterliegenden Bereich als einen der Athena zugehörigen, heiligen Raum, der zudem eine eigenständige Rechtssphäre konstituierte. Jenseits dieser wörtlichen Lesart musste eine solche Inschrift von den Rezipierenden aber auch als Appell verstanden werden: als eine Aufforderung, Halt zu machen und die eigene Eintrittsbefugnis zu prüfen.⁵⁰ So war es in der griechischen Weltanschauung nur denjenigen erlaubt, ins Heiligtum einzutreten, die keine ‚Verunreinigungen‘ (gr. μῦσμα, *miasma*) aufwiesen.⁵¹ Eine solche rituelle Verunreinigung erfolgte aus ‚unreinen‘ Ereignissen – einige außerhalb menschlicher Kontrolle,

⁴⁷ Seiffert 2006.

⁴⁸ IG I³,2 1087; Lagner 2017, 69. Für andere „sprechende Objekte“: Edelmann-Singer/Ehrich 2021.

⁴⁹ IG IV²,2 792; Seiffert 2006, 30–33.

⁵⁰ Ober 1995, 93.

⁵¹ Carbon/Peels-Matthey 2018. Hier muss allerdings Folgendes beachtet werden: „A convincing unifying account of Greek pollution remains elusive [... it] is an immensely flexible metaphor that could be applied in many different spheres“ (Parker 2018, 27).

wie z. B. einer Geburt oder einem Todesfall im Haushalt. Eine Person, die ‚befleckt‘ ins Heiligtum eindrang, riskierte nichts weniger, als dass die gesamte Gemeinschaft bestraft wird.

In einer Inschrift an einem Heiligtum in Priene (Kleinasien) kam die Sorge um Reinheit folgendermaßen zum Ausdruck: ‚Man soll in das Heiligtum eintreten rein in weißem Gewand‘ („εἰσὶναι εἰς τὸ ἱερόν ἄγνόν ἐν ἑσθῇτι λευκῇ“; 2. Jh. v. Chr.).⁵² Hier war der Appell an den potentiellen Besucher des Heiligtums nicht nur implizit enthalten, sondern wurde in aller Deutlichkeit formuliert. Die Grenze zwischen dem Profanen und Sakralen wandelte sich zu einem Bereich, in dem man nicht nur innehalten sollte, um über seine rituelle Reinheit nachzudenken, sondern in dem man auch konkret etwas tun konnte: u. a. sich mit geheiligtem Wasser zu reinigen oder die Hände mit Blut eines geopfertem Tieres zu waschen. Der beschriftete Stein markierte in diesem Sinne nicht einfach eine ‚harte‘ Grenzlinie, sondern eröffnete einen Reflexions- und Handlungsraum: einen liminalen Raum des Übergangs.

Die Bezugnahme auf den in den Kulturwissenschaften intensiv diskutierten Begriff der ‚Liminalität‘⁵³ ist hier naheliegend. Ganz im Sinne der anthropologischen Grundfrage, wie in Gesellschaften existentiell bedeutsame Übergänge mit Hilfe von Ritualen moderiert wurden, lautet hier in Analogie die Frage: Welche Bedeutung kam Inschriften an ‚kritischen‘ Übergängen – an Toren, Türschwellen und Eingangsbereichen – zu? In unserem Kontext: Welche Aufgaben übernahmen Schriften konkret an der Schwelle zum Heiligtum? Wie die anthropologische Forschung immer wieder betont hat, wurden in vormodernen Gesellschaften statusverändernde Übergänge als grundsätzlich ordnungsgefährdend und bedrohlich wahrgenommen. Umso wichtiger erschien daher stets die ‚Einhegung‘ des liminalen Bedrohungspotentials durch Rituale, Zeremonien und Bilder.⁵⁴ In diesem Sinne ist zu vermuten, dass die Nutzung der Schrift (Inschriften, Schilder, heilige Bücher, Schrift-Bilder, metaphysische Texte im Narrativ) innerhalb einer liminalen Situation nicht nur dazu diente, den jeweiligen ‚Zwischen-Raum‘ klarer zu definieren und inhaltlich zu füllen, sondern auch dazu beitrug, eine potentiell gefährvolle Stelle zeichenhaft zu stabilisieren. So umfasste etwa die Einweihung in einen antiken Mysterienkult unterschiedliche Praktiken mit geheimen Gegenständen und zielte auf die rituelle Vermittlung geheimen, ungeschriebenen Wissens ab. Die spezifischen Regeln aber, die für viele verschiedene Rituale erforderlich waren, konnten auf Stein am Eingang zum Heiligtum gemeißelt sein.⁵⁵

⁵² Blümel/Merkelbach 2014, 402.

⁵³ Bei ‚Liminalität‘ handelt es sich um ein anthropologisches Konzept, das ursprünglich im Kontext der Erforschung von Übergangsriten entwickelt wurde. Vgl. van Gennep 1909 [2005]; Turner 1964. Zur Übernahme des Konzepts in den jüngeren Kunst- und Kulturwissenschaften siehe Kern 2013; Krüger 2018; Foletti/Doležalová 2020.

⁵⁴ Zu Bildern an der Schwelle und zur rezeptiven Performativität in Eingangsbereichen vgl. Bawden 2014; Kern 2004.

⁵⁵ Harris 2015; Petrovic/Petrovic 2018.

Das Potential des Geschriebenen, eine Grenze verstärken und einen liminalen Raum generieren zu können, wird besonders in der frühchristlichen Periode (4.–6. Jh. n. Chr.) deutlich, in welcher weniger die rituelle Verunreinigung als die individuelle Sündhaftigkeit für problematisch erachtet wurde.⁵⁶ In verschiedenen Inschriften der nahöstlichen Kirchen der Spätantike, die man in Vorhallen oder an Eingängen platzierte, wurden Aspekte der Selbstprüfung der Besucher vor Eintritt in das Heiligtum angesprochen. Die Besucher wurden ermahnt, sich vor dem Eintritt zu besinnen, ob sie vorbereitet und würdig waren, Gott und seinen Heiligen im Kirchenraum gegenüberzutreten.⁵⁷ Es bestand immer die Gefahr, dem Sakralcharakter des Kirchenraums Schaden zuzufügen und dafür Strafe zu erleiden, sollte es an körperlicher, aber besonders auch geistiger Reinheit mangeln.⁵⁸

Anders als im antiken Griechenland hatten die Christen ein heiliges Buch zu zitieren, und an Kirchentüren geschriebene Bibeltexte riefen den Betrachter nicht nur zum Nachdenken, sondern auch zur inneren Umkehr auf, bevor er den heiligen Raum betrat.⁵⁹ Besonders beliebt war Ps 117,20 (LXX): ‚Das ist das Tor des Herrn; die Gerechten werden dort einziehen‘ (‚αὕτη ἡ πύλη τοῦ κυρίου, δίκαιοι εἰσελεύσονται ἐν αὐτῇ‘) – in seinem originalen Kontext ein Verweis auf den heiligen Tempel in Jerusalem und selbst im christlichen Glauben ein Prototyp des himmlischen Zion.⁶⁰ Durch diesen schriftlichen Ausweis wurde die Schwelle zum Kirchenraum als ‚Tor des Herrn‘ (‚πύλη τοῦ κυρίου‘) nobilitiert und auf diese Weise als besonderer Ort zwischen dem Profanen und dem Sakralen, weltlichem und himmlischem Reich, zwischen Gegenwart und Zukunft hervorgehoben.⁶¹ Interessant ist, dass dieses ‚Tor‘ offenbar immer wieder auch Laienbesucher zu Schriftakten animierte. Eingeritzte Graffiti (Gebets-
texte, Kreuze u. a.) lassen sich oftmals an Eingängen sakraler Bereiche finden – so etwa an einem griechischen Tempel bei Aphrodisias, der in eine Kirche umgewandelt

⁵⁶ Vgl. van Opstall 2018.

⁵⁷ Zum Beispiel in einer beschädigten Mosaikinschrift in der Kirche der Märtyrer (al-Khadir), in Madaba (Jordanien), 2. Hälfte 6. Jh. / Anf. 7. Jh.: „Wer immer hier eintritt, soll einen reinen Palmzweig (?) mit sich führen, die Erinnerung an die heiligsten Märtyrer bewahrend, und Gott rühmend, wie es sich geziemt.“; zur Inschrift Di Segni 2006, 586; Denis Feissel schlug die Lesung „ein reines Herz“ vor, siehe Gatier/Feissel 2008, 754–755 (Nr. 571). Zum Bau: Watta 2018, 246–247 Nr. 61 mit Abb. 74, 166; Piccirillo 1997, 129–131 mit Abb. 142–157.

⁵⁸ So stellte beispielsweise Clemens von Alexandrien um 200 n. Chr. in seinem *Paedagogus* beide Formen der Reinheit als essentielle Voraussetzung für den Kontakt mit Gott und den Heiligen nicht nur für die Kleriker, sondern auch für die Gemeinde heraus: „Beim Kirchgang sollen die Frauen und die Männer anständig gekleidet sein, in der Art zu gehen alles Auffällige vermeiden, sich des Schweigens befleißigen, ‚ungeheuchelte Liebe‘ im Herzen tragen, reinen Körpers und reinen Herzens sein, tauglich zum Gebet zu Gott.“ (übers. von Otto Stählin: Clemens von Alexandrien, *Der Erzieher*, 204; vgl. Clemens von Alexandrien, *Paedagogus*, III 11, 79, 3–4).

⁵⁹ Auch wenn die alten Griechen ebenfalls eine Kategorie von Texten (nicht immer in schriftlicher Form) besaßen, die sie als ‚heilige Berichte‘ (ἱεροὶ λόγοι) bezeichneten: Henrichs 2003.

⁶⁰ Leatherbury 2020, 258–267; Breytenbach 2012, 389–394; Watta 2018, 84–85, 92.

⁶¹ Frese/Krüger 2019.



Abb. 3:
Türpfosten aus
Marmor mit Graf-
fiti, um 500 n. Chr.
und später, Aphro-
disias (Türkei),
Eingang zum in
eine Kirche umge-
wandelten Heilig-
tum der Aphrodite.
Foto: Anna Sitz.

wurde (Kleinasien, gegen 500 n. Chr., Abb. 3). Hier findet man sowohl offizielle als auch inoffizielle Schriftakte bzw. Zeichenakte in Form von Kreuzen (sowohl professionell eingeritzt als auch Graffiti), einen Hinweis auf die Auferstehung Christi und Bitten um göttliche Hilfe.⁶² Die sich überlagernden Texte bilden ein Palimpsest auf Marmor, das auf die überzeitliche Bedeutung des Eintritts in einen Kirchenraum hinweist; diese Ansammlung von Graffiti legt nahe, dass hier innegehalten, geschaut, reflektiert, aber auch rituell agiert wurde.⁶³

Die Bedeutung dieser Grenze des Sakralbaus sollte allerdings nicht nur denen deutlich werden, die in ihn eintraten. In einzelnen Fällen sind bei spätantiken Kirchen und Kapellenbauten im Bereich der Haupt- und Nebenzugänge im Mosaikboden platzierte Inschriften (Bau- und Fürbitteninschriften um Errettung, die ewige Ruhe etc.) oder mit Figuren besetzte Mosaikfelder nach Westen bzw. nach außen hin orientiert worden. Sie richteten sich damit also offenbar an Besucher, die die Kirche wieder ver-

⁶² Reynolds/Roueché/Bodard 2007, 1.21 und 1.22.

⁶³ Yasin 2009, 143; Sitz 2019, 151.

ließen, und hielten damit die durch sie vertretenen Botschaften im Moment des Durchschreitens des Portals präsent.⁶⁴ Dies galt auch für die Verwendung der genannten Psalmassage: Verließen Kirchenbesucher die sogenannte Akropoliskirche von Ma'in (Jordanien, 719/720 n. Chr.) durch den Westeingang, so erblickten sie innen direkt vor der Schwelle eine nach Westen ausgerichtete *tabula ansata* mit der Bauinschrift in Verbindung mit dem bereits erwähnten Zitat aus Ps 117,20 (LXX), allerdings in diesem Fall ergänzt durch ein weiteres Psalmzitat Ps 86,2 (LXX): ‚Der Herr liebt die Tore Zions mehr als alle Zelte Jakobs.‘ Der Eingangsbereich der Kirche wird damit auch hier direkt Gott zugeschrieben und seiner Gewalt unterstellt. Die Verbindung des Kirchenportals mit den ‚Toren Zions‘ setzt noch deutlicher den christlichen Sakralbau in Bezug zur ‚Stadt Gottes‘, dem Himmlischen Jerusalem.⁶⁵ Inschriften mit diesem Psalmvers dienten in verschiedenen Kirchenbauten des Nahen Ostens zugleich auch zum apotropäischen Schutz von Zugängen durch die Zuweisung an Gottes Macht, wobei offenbar die Positionierung in diesem Bereich, nicht aber die Ausrichtung nach innen oder außen als entscheidend angesehen wurde.⁶⁶

Sakralisierende Wirkung wurde im christlichen Mittelalter aber nicht nur Kreuzen und bestimmten Sätzen der Bibel, sondern auch dem ganzen Alphabet⁶⁷ und sogar einzelnen Buchstaben zugeschrieben.⁶⁸ Im Kontext der Liminalität kam insbesondere dem griechischen Tau bzw. lateinischen T große Bedeutung zu. In diesem Fall war es zunächst die bildliche Ähnlichkeit mit dem Kreuz, die diesen Buchstaben zu einem Heilszeichen machte. Zudem waren christliche Theologen des Mittelalters überzeugt, dass schon die Israeliten am Pesach-Fest die ‚Türpfosten und die Oberschwelle‘ (Ex 12,7) mit diesem Zeichen markiert hatten, um von der letzten der ägyptischen Plagen verschont zu bleiben (Abb. 4). Von Schriftzeichen auf dem Türpfosten weiß die Hebräische Bibel in diesem Kontext zwar nichts zu berichten; diese Deutung der apotropäischen Wirkung von Geschriebenem geht aber womöglich auf die prophetische Beschreibung in Ez 9,4–6 zurück, gemäß welcher ein ‚Zeichen‘ (*tāw*,

⁶⁴ Beispielsweise in der Apostelkirche von Anemurium (Türkei): Fürbitteninschrift (Leatherbury 2020, 120–121 Abb. 3.26), in der Nord-Kirche von Herodion (Israel): Fürbitten- und Psalminschrift (Leatherbury 2020, 265–268 Abb. 6.16), in der Dometios-Basilika (Basilika A) in Nikopolis (Griechenland): Bau- und Psalminschrift (Leatherbury 2020, 80 Anm. 220, 141–142, 265), in der Anastasia-Basilika in Arkasas (Griechenland): Bauinschrift (Leatherbury 2020, 64–66, 267–268). Für Jordanien siehe Watta 2018: Kat. 47.1, 48, 52, 63 (Inschriften); Kat. 43, 47.1, 47.2, 48, 52, 64 (Elemente figürlicher Szenerien).

⁶⁵ Zum Bau: Watta 2018, 248–250 Nr. 63 mit Abb. 76, 169–170; Piccirillo 1997, 200–201 mit Abb. 304–312. Anmerkungen zur Inschrift: SEG 35, 1579; Gatier 1986, 186–187 Nr. 158. Zu den Psalminschriften allgemein: Leatherbury 2020, 249–270; Watta 2018, 84–86; Vriezen 1998.

⁶⁶ Vriezen 1998, 249 Anm. 5 mit Beispielen. Ebenfalls nicht immer auf die von außen eintretenden Besucher ausgerichtet sind apotropäische Elemente in den Bodenmosaiken kaiserzeitlicher Villenanlagen; Swift 2009, 43 mit Anm. 77.

⁶⁷ Vgl. oben Anm. 36.

⁶⁸ Als prominente Beispiele können die griechischen Paare Chi und Rho sowie Alpha und Omega genannt werden. Vgl. Debais 2017.



Abb. 4: Kruzifix, Detail: Aaron zeichnet mit dem Blut des Lammes den Buchstaben T auf den Giebel eines Hauses, 12. Jh., Grubenschmelz. London, Victoria and Albert Museum, Inv.-Nr. 7234. Repro aus Schreiner 2000, 73.

ebenso: der letzte Buchstabe des hebräischen Alphabets, *Tāw*), das ein Bote Gottes auf die Stirn der gottesfürchtigen Männer Jerusalems zu schreiben hatte, diese vor dem Tod bewahren sollte.⁶⁹

⁶⁹ Das Wort תָּ in hebräischer ‚Urtext‘ ist doppeldeutig und kann den Buchstaben (ת/Tāw) als solchen meinen, oder aber die andere gängige Bedeutung, nämlich ‚Zeichen‘. Der Text der Septuaginta liest sich hier einfach „τὸ σημεῖον“ (‚das Zeichen‘, Ez 9,4–6). In der Vulgata sind beide Lesarten vertreten (*signa thou*, Ez 9,4 und *thau*, Ez 9,6). Die Deutung dieses von Ezechiel erwähnten Zeichens als Tau lässt sich – trotz genannter Differenzen – in der patristischen Theologie sowohl des Ostens als auch des Westens finden. Vgl. Suntrup 1980, 290–294; Schreiner 2000, 69–77. Vgl. auch Liss 2008, bes. 30–32. Als Mahnzeichen, allerdings nicht mit apotropäischer Wirkung (und darin auch mit antimagischer Implikation), fordert das Buch Deuteronomium zum Schreiben des Bekenntnisses zur Einheit Gottes (*Shema Yisrael*) auf Türpfosten auf. Bis heute ist das Anbringen einer *Mesusa*, einem kleinen Röhrchen, in das die Schriftverse Dtn 6,4–9 und 11,13–21 auf Pergament geschrieben werden, auf jedem äußeren und inneren Türpfosten eines Hauses (außer Bad und WC) Pflicht. Das jüdische Haus wird darin zwar weder zu einem sakralen noch zu einem besonders geschützten Raum, wohl aber zu einem von der äußeren Umwelt unterschiedenen Raum, der durch die *Mesusa* die Pflicht zum gesetzestreuen Leben symbolisiert und den jüdischen Menschen darin niemals aus dieser Pflicht entlässt. Diese Relation der Schaffung distinkter Räume mittels Geschriebenem begegnet in der jüdischen Tradition allenthalben, wobei betont werden muss, dass das Geschriebene die Räume konstituiert, nicht die Räume dem Geschriebenen Bedeutung zusprechen. Vgl. dazu auch Liss 2014.

Die christliche Exegese war äußerst folgenreich für die Interpretation des T als Zeichen, das eine Grenze markiert und einen Raum schützt. Dabei musste es sich nicht zwingend um einen architektonisch umgrenzten Kirchenraum handeln, sondern konnte sich auch auf den innerlichen, spirituellen Raum eines einzelnen Gläubigen beziehen. Im Falle der Buchkunst war es wiederum der ‚sakrale Schriftraum‘⁷⁰ eines Codex, der durch Initialen strukturiert werden konnte.

Als prominentes Beispiel lässt sich hier ein Sakramentar⁷¹ des ostfränkischen Königs Heinrichs II. aus dem frühen 11. Jahrhundert anführen, das vermutlich in Regensburg hergestellt wurde (Abb. 5). In dieser liturgischen Handschrift wird auf fol. 16r eine prächtige Initialzierseite präsentiert. Es handelt sich um den Beginn des Opfergebets: *Te igitur, clementissime pater* („Dich also, gütigster Vater“). Der erste Buchstabe des Textes wird in der Handschrift durch eine große T-Initiale hervorgehoben: Mit Flechtwerk gefüllt und von Goldranken umspielt zieht die Initiale die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich und fesselt dessen Blick. Dem T kam im Kontext der Messfeier sicherlich eine starke Symbol- und Signal-Wirkung zu. So wurde dem Leser, d. h. dem Zelebranten, deutlich vor Augen geführt, dass die Vormesse mit den Lesungen vorbei ist und die Opfermesse mit der eucharistischen Feier beginnt. Das T markierte somit eine wichtige Zäsur innerhalb des Textes und des Messgeschehens an sich. In dieser Weise korrespondierte der Schriftraum der Handschrift mit dem liturgischen Raum des Opfergebets, in den der Zelebrant – wie es in einem frühmittelalterlichen Messordo heißt – „allein“ und „stillschweigend“ einzutreten hatte.⁷² Die Goldranken, die über die fast unlesbaren Majuskel-Buchstaben im unteren Bereich ausgebreitet sind, wirkten in diesem Sinne zum einen wie ein metallenes Sperrgitter, wie eine Warnung vor unbefugtem Eintritt;⁷³ zum anderen hatte der Zelebrant an dieser Stelle aber auch ein göttliches Schutzzeichen vor Augen, das ihm während des Übergangs in den Messkanon die Gewissheit sakramentalen Heils veranschaulichte.

Liminal bedeutsame Inschriften sind auch in den geistlichen Erzähltexten des europäischen Mittelalters zu finden. Hier werden profan konnotierte Erzählorte von Sakralräumen mittels erzählter Inschriftlichkeit geschieden.⁷⁴ Räume, die – wie etwa ein Kirchenraum, eine Mönchszelle, eine Eremitage etc. – nicht bereits explizit als sakral ausgewiesen sind, können erzählstrategisch mithilfe textimmanenter Inschriften

⁷⁰ Zum Konzept der ‚Sakralen Schrifträume‘: Frese/Krüger 2019.

⁷¹ Ein Sakramentar enthält die Gebete und Segensformeln, die ein Priester während der Messe zu rezitieren hatte. Der wichtigste Teil, der Messkanon mit dem eucharistischen Opfergebet, beginnt mit einer direkten Ansprache des Priesters an Gott: „Dich also, gütigster Vater, bitten wir durch Jesus Christus, Deinen Sohn, unseren Herrn [...]“ (*Te igitur, clementissime pater* [...]).

⁷² ‚Es erhebt sich allein der Bischof und betritt stillschweigend den Kanon‘ (*Surgit solus pontifex et tacito intrat canonem*). *Ordo secundum Romanos* (Ordo V), in: Andrieu 1948, 209–227.

⁷³ Frese 2019, 49–51. Vgl. die kunstvollen physischen Barrieren, die den Altarraum – den heiligsten Bereich der byzantinischen Kirche – vom Kirchenschiff trennten, in dem sich die Gemeinde versammelte. Dazu: Pallis 2017.

⁷⁴ Vgl. Lieb 2015, 18–19.



Abb. 5: *Te-Igitur*-Seite aus dem Sakramentar Heinrichs II., nach 1002 n. Chr., Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 4456, fol. 16r.

sakralisiert werden. Geschriebenes mit explizit geistlich-religiösem Inhalt (Bibeltexte, Glaubensformeln, Liturgisches), Buchstaben (Tau, Alpha und Omega) und Zeichen (Kreuz) markieren in Texten ebenfalls sakrale Räume. Jene sakralen Schriftzeichen, die über Portalen und Türen angebracht sind, müssen nun – wie in den oben beschriebenen realen Kontexten – vor dem Eingehen in den dahinterliegenden Raum wahrgenommen, dechiffriert und gelesen werden. Da sie zudem eine Schwelle zwischen zwei

disparaten Räumen (profan vs. sakral) anzeigen, spielen sie oftmals eine wichtige Rolle in der Narration.

Die lateinische Fassung des *Stundenbuchs der Weisheit* (*Horologium Sapientiae*, 14. Jh.)⁷⁵ von Heinrich Seuse, eines aus dem süddeutschen Raum stammenden mittelalterlichen Mystikers, berichtet beispielsweise von einer Raumallegorie, die mittels textimmanenter Inschriftlichkeit einen sakralisierten Raum von einem weltlichen Raum abgrenzt. Dem Protagonisten dieser mystischen Berichterstattung, dem ‚Jünger‘, der sich auf der Suche nach der Weisheit der Alten befindet (*sapientia omnium antiquorum*),⁷⁶ erscheint in einer Vision „eine goldene Kugel von wunderbarem Ausmaß und geschmückt mit schönen Edelsteinen, wo zahllose Lehrer und Schüler aller Künste und Wissenschaften sich aufhielten“ (*sphaeram auream, mira amplitudine diffusam et pulchritudine gemmarum perornatam, ubi cunctarum artium et scientiarum magistri et scholares innumeri degebant*).⁷⁷ Dieser allegorische Raum, eine Schule, ist in zwei halbkugelförmige Abteilungen unterteilt: In der einen werden die freien Künste gelehrt, während sich die andere der Lehre der theologischen Wahrheit widmet. Drei Arten von Studenten und Gelehrten (*tres studentium ordines atque doctorum*) lernen und lehren in der Schule der Theologie.⁷⁸ Eine Inschrift, die über dem Eingang angebracht ist und über das Vorgenannte Auskunft gibt, grenzt den profanen Raum der Schule der freien Künste ab, indem sie den dahinter liegenden Raum als sakral ausweist: „Dies ist die Schule der theologischen Wahrheit, in welcher die ewige Weisheit die Lehrerin, die Wahrheit der Unterrichtsstoff und die ewige Glückseligkeit das Ziel ist“ (*Haec est schola theologicae veritatis, ubi magistra aeterna sapientia, doctrina veritas, finis aeterna felicitas*).⁷⁹ Der Raum, der sich hinter dem Eingang öffnet, wird erst rezeptiv mit der Wahrnehmung der Inschrift als sakraler Raum ausgezeichnet: „Als er [d. i. der Jünger] das gelesen hatte, beeilte er sich in die Schule einzutreten, da er sich von ganzem Herzen wünschte, ein Student dieser Schule zu sein, durch welche er hoffte, an sein ersehntes Ziel zu gelangen“ (*Quibus perlectis festinanter accurit, et scholas intravit, cupiens totis visceribus huius scholae discipulus esse, per quam sperabat se ad finem desideratum pervenire*).⁸⁰ Die Schrift ist mit der Formulierung eines religiösen Fluchtpunktes verknüpft, der die ewige Glückseligkeit zum Ziel hat (vgl. auch Augustinus *De beata vita*). Sie leitet den Rezipienten so regelrecht dazu an, grenzüberschreitend in den neuen Raum einzutreten, und ermöglicht

⁷⁵ Heinrich Seuse, *Horologium Sapientiae*, 1977, 519–521 und 525–526; Übers. von Sandra Fenten: Heinrich Seuse, *Stundenbuch der Weisheit*, 148 und 153.

⁷⁶ Heinrich Seuse, *Horologium Sapientiae*, 519.

⁷⁷ Heinrich Seuse, *Horologium Sapientiae*, 520; Übers. von Sandra Fenten: Heinrich Seuse, *Stundenbuch der Weisheit*, 148.

⁷⁸ Heinrich Seuse, *Horologium Sapientiae*, 521.

⁷⁹ Heinrich Seuse, *Horologium Sapientiae*, 520; Übers. von Sandra Fenten: Heinrich Seuse, *Stundenbuch der Weisheit*, 148.

⁸⁰ Heinrich Seuse, *Horologium Sapientiae*, 520; Übers. von Sandra Fenten: Heinrich Seuse, *Stundenbuch der Weisheit*, 148.

ihm zugleich, die Rolle eines Schülers und Lernenden anzunehmen. Der Jünger, der in der verinnerlichenden Rezeption des Geschriebenen eine liminale Phase durchläuft, wird mit seinem Eingang in den im weitesten Sinne sakralisierten Raum der Institution ‚Schule der Theologie‘ angegliedert und augenscheinlich damit auch Teil der Lernenden und Lehrenden.

Die allegorische Erzählung der ‚kugelförmigen‘ Schule ist gewissermaßen als Lehr-exempel mit dem Thema ‚spiritueller Schriftsinn‘ in das *Horologium Sapientiae* integriert. Bevor eine Art Stimme (*quasi vox*) die allegorische Bedeutung des Geschauten schließend auslegt – die drei Gelehrtenstände, „welche du [d. i. der Jünger] gesehen hast, sind die drei Arten, die Heilige Schrift zu studieren und zu lehren“ (*Tres ordines, quos vidisti, tres modi sunt studendi atque docendi sacram scripturam*) –, hat die erzählte Inschrift zunächst deskriptive Funktion und ist darüber hinaus zugleich im Hinblick auf die anschließende Allegorese der Vision explikativ.⁸¹ Die Inschrift trägt hier gewissermaßen präludierend zur „Entschlüsselung des Geschauten“ bei und markiert den neuen Status des Jüngers als ein Teil der Theologieschule (*Igitur discipulus, aliis omissis cupiebat cum his mansionem habere*).⁸²

Resümierend lässt sich feststellen, dass Schrift in Räumen der Antike, der Spätantike und des Mittelalters oftmals die Aufgabe zukam, die Trennung zwischen profanen und sakralen Bereichen zu kommentieren, zu verstärken oder überhaupt erst zu bestimmen. Dabei ist signifikant, dass sich die lokalen Grenzen in allen genannten Beispielen erst durch den Schrifteinsatz in einen liminalen Schwellenraum – einen reflexiv bedeutsamen, kritischen Zwischenraum – verwandelten. Die an Grenzstellen markierten Inschriften und Schriftzeichen wurden eingesetzt, um unreine bzw. unwürdige Personen, aber auch dämonische Mächte vor dem Eintritt zu hindern und auf diese Weise die sakrale Sphäre zu schützen. Zudem konnten die Schriftzeichen auch dazu dienen, die liminale Phase des Grenzübergangs zu moderieren, um den Schutz der Eintretenden (und Austretenden) zu gewährleisten und zur Selbstreflexion zu animieren. Von den zuletzt analysierten Erzähltexten abgesehen, ist davon auszugehen, dass (materiell reale) Inschriften und Schriftzeichen diese Funktionen nicht allein, sondern stets im Zusammenspiel mit besonderen Handlungen, Gebeten und Ritualen erfüllten. Im christlichen Kontext kam der Schrift an der Grenze zum Sakralraum zudem starker Verheißungscharakter⁸³ zu: Durch die Schrift am Eingang wurde dem Eintretenden, ob implizit oder explizit, die Verheißung individuellen Heils und himmlischer Glückseligkeit vor Augen geführt.

⁸¹ Heinrich Seuse, *Horologium Sapientiae*, 525; Übers. von Sandra Fenten: Heinrich Seuse, *Stundenbuch der Weisheit*, 153; vgl. dazu Disselhoff 2022, 71.

⁸² Heinrich Seuse, *Horologium Sapientiae*, 526; dazu Disselhoff 2022, 74.

⁸³ Zur „Verheißung“ als einer wichtigen „Koordinate der Schwelle“ vgl. Bawden 2014, 28–29.

These 26

Sakralität ist in ihrem Status stets gefährdet. Demonstrativer Einsatz von Schrift dient der Beglaubigung, Legitimierung und Stabilisierung von Sakralität.

Ob Sakralität gefährdet ist, verlorengehen oder entzogen werden kann, ist mit der Frage verbunden, ob es religiös neutrale Sphären gibt. Gerade in polytheistischen Religionen finden sich Vorstellungen von der Omnipräsenz des Sakralen, die eine negative Antwort nahelegen. Die römische Antike allerdings kennt wie andere antike Kulturen eine Opposition von sakral und profan, entwickelt ein Verständnis von göttlichem Recht (*ius divinum*), eine Unterscheidung von (nicht vollwertiger) privater und öffentlicher Sakralität, und eine Vorstellung von göttlichem Besitz. Darauf angewandt finden sich Begriffe für das Überführen vom Heiligen (*sacrum*) zum Unheiligen (*profanum*) bzw. umgekehrt: Entweihe (*profanatio*) und Weihe (*consecratio*). Neben den gegenständlichen und örtlichen gibt es personale Kategorien, etwa *profani* als Uneingeweihte.⁸⁴ Die lateinischen Kirchenväter verstehen das Pagane (auch das Häretische) als das Unheilige und ersetzen das überkommene *sacer* durch *sanctus*. Ähnliches ereignet sich im Griechischen. In analoger Weise wird jede religiöse Transformation Formen von Tilgung, Profanierung, Umbenennung und Umwidmung einsetzen, um der Überwindung alter Kulte und Religionen Ausdruck zu verleihen. Inwieweit hier Sakralität verlorengeht oder übernommen wird, muss am Einzelfall beurteilt werden und ist durchaus Ansichtssache. Jedenfalls gibt es zahlreiche Beispiele für die Kontinuität alter Heiligtümer mit teils mehrschichtigen Kultwechseln, in denen Reste ‚ursprünglicher‘ Sakralität sichtbar übernommen sind. Was einen Ort oder Gegenstand sakralisiert, ist eine Frage religiöser Vorgaben. Naturbezogene Vorstellungen von Sakralität kennen eine Präsenz des Heiligen im Herausgehobenen (Baum, Berg), Separierten (Quelle) oder Angelegten (Hain). Institutionalisierte Religionen und deren Praktiken bedienen sich markant abgeschlossener Areale mit Versammlungsräumen oder Sakralgebäuden als Kultzentren. Wie in These 25 erörtert, dient Schrift deren Markierung, Abgrenzung und Stabilisierung; die epigraphische Forschung operiert dafür mit einem eigenen Typ der Weihinschrift samt charakteristischem Protokoll. Für das Verständnis der Funktion von Schrift könnte man sich vom technischen Aspekt ‚Inschrift‘ lösen und von ‚Weihebeschriftung‘ sprechen. Beispiele für Weihebeschriftungen finden sich überall, wo Schrift und Schriftzeichen zu etablierten Kulturtechniken gehören.⁸⁵

Im Folgenden beschränken wir uns auf Phänomene der Weihebeschriftung bzw. der sakralen Funktion von Schrift. Diese fasst man am sinnvollsten in praxeologisch gut dokumentierten Zusammenhängen, etwa am Beispiel christlicher Sakralräume

⁸⁴ De Souza 2010.

⁸⁵ Campanelli 2016, 161–162.

und ihrer Liturgie. In vielen sakralen Räumen ist Schrift ein bestimmendes Element. Ob im Altarraum in der Apsis, den Fenstern oder der Wandmalerei, am Altar selbst, auf dem Retabel oder auf den Objekten rund um und auf dem Altar, wie beispielsweise auf liturgischem Gerät, in Form von wertvollen Codices oder an und in Reliquiaren dient Schrift der Dokumentation der heiligen Qualität des Ortes. Dass diese Qualität gefährdet ist, lässt sich auf verschiedene Aspekte zurückführen. Der Status kann in Vergessenheit geraten oder gar entzogen werden, der Raum selbst und die Artefakte, die für den Status stehen, können zerstört werden. Die Bewertung des Ortes kann sich ändern oder durch Konkurrenz zu Gunsten einer Neuinterpretation verworfen werden. Aus diesem Grund bedarf es einer Beglaubigung, Legitimierung und Stabilisierung des sakralen Status. Dieser kann auf den Ort, die verehrten Heiligen und den ihnen gewidmeten Ritus zurückgeführt werden, aber auch auf den hohen Materialwert von Artefakten, die der Veranschaulichung der sakralen Herrlichkeit und des göttlichen Glanzes dienen. Es sind durchaus Wechselwirkungen zu beobachten: Gegenstände werden zu sakralitätsstiftenden Objekten erhoben oder stiften durch ihre Präsenz Sakralität am Ort (vgl. These 27).

Dass Sakralität tatsächlich durch Vergessen verlorengehen kann, zeigen die allgegenwärtigen Bemühungen, dagegen anzugehen. Es gibt ein Bewusstsein dafür, dass der Jahreskreis der Festtage ein Stabilisator der Erinnerung ist. Der Erzbischof Petrus Chrysologus († ca. 450) von Ravenna formulierte es so: ‚Deshalb nämlich feiern wir jährlich den Festtag der Märtyrer, damit, was einmal geschehen ist, auf alle Zeiten im Gedächtnis der Gläubigen bleibt.⁸⁶ Neben der zeitlichen Dimension von Memoria steht die örtliche: Der Platz, der mit den Verehrten in Verbindung steht, wird zum Kultort. Auf den ältesten datierten christlichen Authentiken, jenen den Reliquien beigegebenen beschrifteten Etiketten, werden nicht die Reliquien referenziert, sondern ihre ‚Erinnerung‘. Es heißt also zunächst nicht *reliquiae Sancti* sondern *memoria Sancti* etwa auf der in das Jahr 543 n. Chr. zu datierenden Glimmerauthentik eines heiligen Julian, die bei Grabungen in Henchir Akrib (Algerien) gefunden wurde: ‚Souvenir des Heiligen Felix‘ könnte man übersetzen.⁸⁷ Dass solch ein Souvenir keine Immobilie war, ist leicht einzusehen und zu belegen: Mit dem Körper und anderen Hinterlassenschaften bewegte sich der Kultort, bei Augustinus von Hippo über Sardinien nach Pavia, bei Benedikt von Montecassino nach Fleury, bei Isidor von Sevilla nach León.⁸⁸

Wenn Sakralität verlustig gehen und übertragen werden kann, kann sie folgerichtig auch entzogen werden: Der Bischof Rather († 974) raubte im Jahr 962 den Gläubi-

⁸⁶ Petrus Chrysologus Sermo 129, 2: *Idcirco ergo natales martyrum annua laetitia celebrantur, ut quod semel actum est, per omne aeuum in memoria maneat deuotorum* (siehe *Sancti Petri Chrysologi Collectio sermonum*, 793–794).

⁸⁷ Editionsangabe bei Licht/Wallenwein 2021, XXXIII f.

⁸⁸ Zur Einrichtung mehrerer Kultorte für Augustinus während des 6. und erneut im 19./20. Jh. siehe Ardeleanu 2019 und Ardeleanu 2020.



Abb. 6: Apsismosaik, zwischen 817 und 824 n. Chr., Rom, St. Maria in Domnica. Repro aus Poeschke 2009, 193; Foto von Abbrescia Santinelli, Rom.

gen von Verona ihren Heiligen Metro und begründete das in einer Bußpredigt an sie mit dem Mangel an Verehrung in literarischer Form, die sie ihm entgegengebracht hätten.⁸⁹ Durch die Forschungen von Jutta Fliege wissen wir, dass Metro nach Gernrode gebracht wurde, wo daraufhin ein neuer Ort seiner Verehrung entstand.⁹⁰ Wird ein Ort auf diese Weise neu be- und aufgewertet, z. B. durch die Unterbringung von Reliquien, kann ein neuer sakraler Ort etabliert werden, etwa auch dort, wo vorher Zerstörung war. Beispielhaft dafür stehen die drei von Papst Paschalis I. († 824) gestifteten Kirchen Santa Prassede, Santa Cecilia in Trastevere und Santa Maria in Domnica in Rom (Abb. 6).⁹¹ Fand die Reliquienverehrung vieler römischer Heiliger anfänglich außerhalb der Stadtmauern nahe der Friedhöfe in Kapellen, Oratorien, Basiliken und Katakomben selbst statt, bewertete Paschalis einige von ihnen als derart verehrungswürdig, dass er ihre sterblichen Überreste in den städtischen Raum überführte.⁹² Davon zeugen u. a. die sogenannten Tituli der Apsismosaik: In Santa Prassede gibt der Titulus Auskunft darüber, dass es der Papst war, der die Gebeine vieler Heiliger an diesen Ort brachte.⁹³ Für Santa Cecilia belegt er, dass es nur durch das Engagement

⁸⁹ Berschin 1999, 53–58.

⁹⁰ Fliege 1990.

⁹¹ Thunø 2015, 1–3.

⁹² Goodson 2010, 198–199; Poeschke 2009, 190–205.

⁹³ Goodson 2010, 228.

Paschalis' möglich war, das als Ruine daliegende Haus der hl. Cecilia in eine prächtig glänzende Halle Gottes umzuwandeln, in die die Gebeine der Heiligen aus den Praetextatus-Katakomben überführt werden konnten. Einst Ruine, wurde Santa Maria in Domnica unter seiner Federführung zu einem Ort umgestaltet, der der Verehrung der Jungfrau würdig war. Alle drei Bauten stehen dafür, dass Paschalis daran gelegen war, auch innerhalb der Stadtmauern zu demonstrieren, dass sein überzeitliches Verständnis von Heiligkeit weiter ging, als es bisher gepflegt wurde.⁹⁴ Um die Richtigkeit seines Handelns zu beglaubigen und zu legitimieren, stellte er eine Verbindung zwischen den Passionen und den Reliquien her und sicherte mittels Kultobjekten und Inschriften ihre Identität.

Wie das folgende Beispiel belegt, gingen solche Entscheidungen nicht ohne weitreichende Konsequenzen einher: Waren die Fälle weniger prominent, die Hauptorte der Verehrung nicht evident und traten lokale Traditionen in Konkurrenz, dann musste sich eine Entscheidung über den rechten Ort oder Gegenstand der Verehrung auf Dokumente stützen. Über einen solchen Fall räsoniert zu Beginn des 12. Jahrhunderts Abt Guibert von Nogent († 1124) in einem beachtenswerten Text zur Reliquienverehrung: *De pigneribus*. Laut Guibert war der heilige Firminus, erster Bischof und Märtyrer von Amiens, von einem seiner Nachfolger umgebettet worden, ohne dass eine Authentik bei seinem vermeintlichen Leichnam gefunden wurde, weshalb eine Bleitafel beschriftet und dem Toten im neuen Reliquiar beigelegt wurde. Zeitgleich hatte der Abt von Saint-Denis an seinem Ort einen Körper umgebettet; in den Nasenhöhlen des Leichnams lag eine Authentik, die den Körper als „Firminus, Märtyrer von Amiens“ auswies. Guibert von Nogent empfahl, genau zu erwägen: Müsse man den Fall nicht zugunsten von Saint-Denis entscheiden, denn dort könne man sich auf etwas Schriftliches, das nicht nachgefertigt wurde, stützen? Es sei nämlich „nichts frevelhafter, denn Unheiliges als Heiliges zu verehren“.⁹⁵

Das Unerwartete an Guiberts Ausführungen ist nicht nur, dass er beim Gründerbischof von Amiens eine Entscheidung gegen dessen Kathedrale empfiehlt. Vielmehr überrascht die Grundlage, auf die er sein Votum stützt. Nicht die Berufung auf eine Tradition, nicht der Verweis auf Wundererscheinungen spielt eine Rolle, sondern die *ratio* – so wörtlich – ist Entscheidungsgeber, und diese bedient sich der Schriftlichkeit: Schriftlichkeit ist für Guibert sachliche Entscheidungshilfe in Fragen der Authentizität des Heiligen. Man bedenke die Spannung zwischen den vermeintlich randständigen Dokumenten – Etiketten, mit denen Reliquien beschriftet wurden, waren kaum klingelschildgroß – und dem ihnen innewohnenden Dokumentationswert. Der Verlust einer Authentik war folgerichtig bedrohlich. Authentiken gehören zu den wenigen Zeugnissen älterer Schriftlichkeit, von denen wir oft mit dem Original gemeinsam aufbewahrte Zweitanfertigungen haben: Die ältere belegt die Tradition des Heiligen,

⁹⁴ Goodson 2010, 1–4, 197, 255–256.

⁹⁵ Guibert von Nogent, *De sanctis et eorum pigneribus*, 103–104.



Abb. 7: Frühmittelalterliche Authentik zu unbekannten Reliquien: *Hic sunt reliquias [sic] nescimus quales* („Hierin befinden sich Reliquien. Wir wissen nicht welche.“), um 800 n. Chr., Höhe 2,2 cm, Länge 5,5 cm. Sens, Trésor de la cathédrale (CERP-Musées), J 36.

die jüngere aktualisiert die Lesbarkeit und stabilisiert die Sakralität. Guiberts Haltung, ungerechtfertigte Verehrung sei Frevel, war übrigens keine Sonderposition: *Hic sunt reliquias [sic] nescimus quales* („Hierin befinden sich Reliquien. Wir wissen nicht welche.“) steht auf einer um oder bald nach 800 entstandenen Authentik, die sich im Bestand der Kathedrale von Sens erhalten hat (Abb. 7).⁹⁶ Den Frevel, falsche Heiligenamen einzutragen, wollte man auch in diesem Fall nicht begehen.

Ähnliches Konfliktpotential ergibt sich aus der Geschichte des sogenannten Prudentiaschreins (gefertigt ca. 1230–1240) in der Propsteikirche in Beckum (Abb. 8). Eine Inschrift an einer der äußeren vergoldeten Leisten des Artefaktes zählt die Namen der Hl. Stephanus, Sebastianus und Fabian auf, die jedoch im Bildrepertoire fehlen. Stephanus galt nachweislich seit 785 als Patron der Stadt Beckum, während Sebastianus als solcher erstmals mit der Inschrift auf dem Schrein erwähnt wurde. Fabians Festtag traf mit dem des Sebastianus am 20. Januar zusammen, weshalb er wohl inschriftlich aufgenommen wurde.⁹⁷ Dass sich tatsächlich Reliquien der drei im Inneren befanden und dass diese auch mit entsprechenden Authentiken versehen waren, ist aufgrund der Inschrift anzunehmen. Weder in Beckum selbst noch im Bistum Münster, das heute viele Beckumer Quellen verwaltet, sind allerdings mittelalterliche oder frühneuzeitliche Inventarbücher mit entsprechenden Hinweisen erhalten.⁹⁸ Vom Mittelalter bis zum Jahr 1814 wurde der Schrein an St. Vitus (15. Juni) und später an St. Johannes (24. Juni) in einer großen, siebenstündigen Prozession durch die Straßen Beckums zu

⁹⁶ Wallenwein 2021, 259; weitere Beispiele ebd., 269, Anm. 26.

⁹⁷ Gesing 2007, 26.

⁹⁸ Vielen Dank für den Hinweis von Prof. Dr. Thomas Flammer.



Abb. 8: Sog. Prudentiaschrein, um 1230–1240. Silberblech, vergoldet, getrieben, gestanzt, graviert, nielliert, Kupfer, vergoldet, Filigran, Edelsteine, sog. Alsen-Gemme. Eichenholzkern. Höhe 69,5 cm, Breite 41,5 cm, Länge 102,5 cm. Beckum, Kath. Propsteikirche St. Stephanus. Foto: Stephan Kube, Greven.

umliegenden Kapellen getragen.⁹⁹ Die auf die Heiligen hinweisende Inschrift suggerierte zumindest den Lesekundigen, es befänden sich Reliquien der besagten Heiligen im Inneren des Artefaktes, wodurch dessen heilige Qualität beglaubigt wurde.

Dass Sakralität durch den Verlust von Reliquien oder deren Authentiken gefährdet war, zeigt sich auch in einem Brief des Pfarrdechanten Hagemann an den Bürgermeister Marcus vom 16. Mai 1836. Er weist auf das Fehlen der Heiligenpartikel und den damit einhergehenden Statusverlust in Verbindung mit dem damals im Zuge der Säkularisierung herrschenden Prozessionsverbot hin: „Da nun das Herumtragen solcher Gegenstände bei den Prozessionen kirchlich verboten ist, so hat der Kasten für die hiesige Kirche keinen Werth mehr [...]“.¹⁰⁰ 1881 wurden daher Reliquien der hl. Prudentia in den Schrein überführt, die der ehemalige Beckumer Kaplan Johann Bernhard Brinkmann 1878 bei einem Rombesuch von Papst Pius IX. bekommen hatte.

⁹⁹ Gesing 2007, 83.

¹⁰⁰ Gesing 2007, 86 und Kreisarchiv Warendorf, Stadt Beckum B 333. In der Chronik von Beckum verzeichnet der Kaplan A. Pollack am 14. Oktober 1875 ebenfalls das Fehlen von Reliquien im Schrein und dass dieser angesichts der Säkularisation „in Gefahr stand, unter den Hammer gebracht zu werden oder ins Museum zu Berlin als Antiquität zu wandern. Danach ist er noch glücklich solcher Profanation oder Destruction entgangen. [...] Möchte er recht bald wieder seinem alten Zwecke als Reliquien-schrein zurückgegeben werden, und einen passenderen Platz finden“ (Gesing 2007, 87).

Eine Bestätigungsurkunde der Echtheitsprüfung der Heiligenpartikel befindet sich im Pfarrarchiv in Beckum¹⁰¹ und demonstriert, dass Reliquien inschriftlich authentifiziert werden mussten. Der Schrein ist seither als Prudentiaschrein bekannt.¹⁰²

Es zeigt sich demnach, dass Sakralität in den hier behandelten christlichen Kontexten nicht im essentialistischen Sinne als ‚gesetzter‘, immerwährender oder gar präfigurierter Zustand/Status begegnet, sondern offenbar bereits in Spätantike und Mittelalter als unsicher und fragil galt und deswegen kommemoriert, aktualisiert und revitalisiert werden musste. Bedrohungen wie Vergessen, Entzug oder Transfer von Heiligen/Heiligkeit wurde insbesondere durch den Einsatz von schrifttragenden Artefakten Rechnung getragen und vorgebeugt, insofern diese authentifizierende und Sakralität garantierende Funktionen übernahmen.

These 27

**Sakrale Orte (Tempel, Kirche, Altar) ziehen Schrift an:
Schrifttragende Artefakte empfangen dort Anteil am
Sakralen und tragen zugleich selbst zur Sakralisierung bei.**

Die Auseinandersetzung mit Orten der Heiligkeit hat in den Altertumswissenschaften und den mediävistischen Disziplinen eine lange Tradition. Bei der Behandlung einzelner Manifestationen des Heiligen bzw. davon kündender hagiographischer, inschriftlicher und archäologischer Überlieferung begegnet das Sakrale indes meist als fest umrissen und absolut. Heiligtümer, Kirchen oder Tempel schienen kaum hinsichtlich ihrer Sakralität erklärt werden zu müssen. Die Frage jedoch, welche Elemente entscheidend zur Sakralisierung von Räumen z. B. urbaner, funeärer, religiöser oder privater Natur beitrugen, stand lange nicht im Fokus der Altertums- oder Mittelalterforschung. Erst in jüngerer Zeit haben unter dem Eindruck konstruktivistischer Theorieansätze und eines gesteigerten Interesses an Kultpraktiken auch die Produktion von Sakralität und Prozesse der Sakralisierung in verschiedenen räumlichen Kontexten besondere Beachtung erfahren.¹⁰³ Ebenso wird die Heiligkeit von Städten, ja sogar ganzer Landschaften, die Sakralität von Objekten oder diejenige von Konzepten wie Herrschaft vermehrt zur Diskussion gestellt,¹⁰⁴ und zwar besonders aus diachroner

¹⁰¹ Gering 2007, 28 und Anm. 12.

¹⁰² Gering 2007, 9.

¹⁰³ Hamm/Herbers/Stein-Kecks 2007; Beck/Berndt 2013; Herbers/Düchting 2015; Bihrer/Fritz 2019. Für Sakralität im urbanen Raum: Ferrari 2015; Lafond/Michel 2016. Zum Verhältnis von Raum und Liturgie: Bauer 2010.

¹⁰⁴ Zu Macht/Herrschaft: Erken 2002; Herbers/Nehring/Steiner 2019; sowie Kapitel 6 ‚Politische Herrschaft und Verwaltung‘. Zu Landschaft: Walaker Nordeide/Brink 2013; Belaj et al. 2018. Zu Objekten: Beck/Herbers/Nehring 2017.

und interdisziplinärer Perspektive.¹⁰⁵ Die Rolle schrifttragender Artefakte, ihr Anteil an der Kreierung, Abgrenzung und Legitimierung von Sakralität, hat bei der Analyse der genannten Zusammenhänge bislang jedoch nur in Einzelfällen und noch kaum systematisch Berücksichtigung erfahren.¹⁰⁶

In den Altertumswissenschaften werden Inschriften aus sakralen Zusammenhängen zunehmend als wichtige ‚Aktanten‘ der Sakralisierung von Räumen wahrgenommen. Die Rolle von Weihinschriften und normativen epigraphischen Regelungen in griechischen Heiligtümern und in frühchristlichen Kirchen wurde oben bereits diskutiert (vgl. die Ausführungen zur ‚hierographischen Qualität‘ in These 24 bzw. zu ‚Liminalität‘ in These 25). Solche Texte garantierten und dokumentierten die richtige Anbetung der Götter und damit den korrekten Vollzug des Kults. Aber innerhalb der Heiligtümer findet sich auch eine immense Anzahl offizieller, öffentlicher Dokumente auf Stein. Dazu gehören Verträge zwischen Städten, Briefe von Königen und Kaisern sowie Manumissionen von Sklaven in archaischer bis spätantiker Zeit (6. Jh. v. Chr. bis 4. Jh. n. Chr.).¹⁰⁷ Ganze Städte suchten das Heiligtum von Apollo in Delphi in Mittelgriechenland auf, um das Orakel zu konsultieren, Bürgerdokumente auszustellen und Siegesdenkmäler nach Kriegen zu weihen, die sowohl gegen Griechen als auch gegen nicht-griechische Gegner geführt wurden. Im kaiserzeitlichen Klaros (Türkei) verewigten Delegationen aus verschiedenen Städten Aufzeichnungen über ihren Besuch auf Säulen und Stufen des Tempels, was diesem eine ungewöhnliche ‚eingeschriebene Haut‘ verlieh (Abb. 9).¹⁰⁸ Dabei mag es zunächst so aussehen, als ob diese ‚profanen‘ Dokumente nicht zur Sakralität der hier diskutierten Heiligtümer beitrugen, sondern vielmehr von dieser profitierten und dadurch einen unverletzlichen oder heiligen Status erlangten, dass sie den Göttern anvertraut wurden. Tatsächlich aber verbanden diese Schriftzeugnisse Herrscher, Städte und Götter in einem Beziehungsgeflecht, in dem der politische Erfolg der sterblichen Akteure die sakrale Aura der Gottheit bestätigte und dadurch noch verstärkte.

Auch spätantike Kirchen und Grabräume bieten sich als vielversprechende Betätigungsfelder für unsere Fragen an.¹⁰⁹ Rezente kontextuelle Analysen zeigen, dass Inschriften nicht nur einen großen Anteil an der Schaffung von Sakralräumen hatten, sondern diese auch durch ihren kommunikativen Charakter in erheblichem Maße qualifizierten, strukturierten, hierarchisierten und schützten. In den vorzüglich erhaltenen Kirchen Jordaniens (5.–8. Jh. n. Chr.) lenkten veritable ‚Inscriptenteppiche‘ mit Psalm-

¹⁰⁵ Hamm/Herbers/Stein-Kecks 2007; Ferrari 2015; Bergmeier/Palmberger/Sanzo 2016; Belaj et al. 2018.

¹⁰⁶ Ägypten: Luft 2014, bes. 33–34 Archaik bis Kaiserzeit; Dihle 2003 (zum antiken Vokabular von Heiligkeit); Parker 2012; Borgeaud/Fabiano 2013; Roels 2018. Spätantike: Yasin 2009; van Opstall 2018; Watta 2018, 73–99.

¹⁰⁷ Roels 2018; Drauschke 2019.

¹⁰⁸ Ferrary 2014.

¹⁰⁹ Kirchen: Jäggi 2007; Bergmeier 2017; Watta 2018. Gräber: Duval 1982; Ardeleanu 2018. Nicht zu allen Epochen der Antike wurden Gräber als Teil von Sakralräumen aufgefasst. In griechischen Heiligtümern galt beispielsweise ein Bestattungsverbot innerhalb des *temenos*.



Abb. 9: Säule aus Marmor mit Inschriften des 2./3. Jh. n. Chr., Klaros (Türkei), Orakeltempel des Apollo. Foto: Anna Sitz.

zitat, Fürbitteninschriften und Bauinschriften den Blick und somit auch die Bewegung der Besucher zum *sanctuarium* und anderen zentralen Kultzonen (z. B. Baptisterium) (Abb. 10).¹¹⁰ Hierbei bildete das Areal vor dem abgeschrankten und nur noch für den Klerus zugänglichen *sanctuarium*, als Endpunkt der Bewegungsmöglichkeit und in der Nähe des liturgischen Geschehens am Altar, einen speziellen „Aufmerksamkeitsort“, dessen Boden man mit besonders aufwändigen Mosaikfeldern mit großformatigen Inschriften und detailreichen figürlichen Darstellungen versah.¹¹¹ Verschiedene Zitate aus der Heiligen Schrift wurden wohl im Rahmen der Liturgie bzw. des Totengedenkens gesprochen oder gesungen und trugen so wesentlich zur sakralen Raumwirkung bei.¹¹²

¹¹⁰ Vgl. Watta 2018, 74–99, der die „vielfache Nutzung von Bezeichnungen des Begriffsfeldes ‚heilig‘“ in den Inschriften betont. Auch die blicklenkende Rahmung der Inschriften durch *tabulae ansatae*, gegenständliche Tierpaare oder Kreise muss bedacht werden: Leatherbury 2020, 97–124; vgl. Kapitel 2 ‚Layout, Gestaltung, Text-Bild‘.

¹¹¹ Watta 2018, 52, 71, 93, 106.

¹¹² Papalexandrou 2007; Yasin 2009, 143, 226–228; Cubelic/Lougovaya/Quack 2015; Leatherbury 2020, 14–18; von ca. 800 Bibelzitaten in spätantiken Inschriften sind 163 aus Funerärkontexten belegt. Dort konnten sie apotropäisch und Grabkult-bezogen, aber auch als reine Bildunterschrift und als ‚permanente Gebete‘ im Kontext der Wiederauferstehung fungieren: Felle 2006, 406–408; vgl. Inschriften, die explizit zu Gesang/Gebet auffordern, z. B. CIL VIII, 20 903: *omnis sacra canens manus porrigere gaudet / sacramento Dei [...]* (Ardeleanu 2018, 482–487).

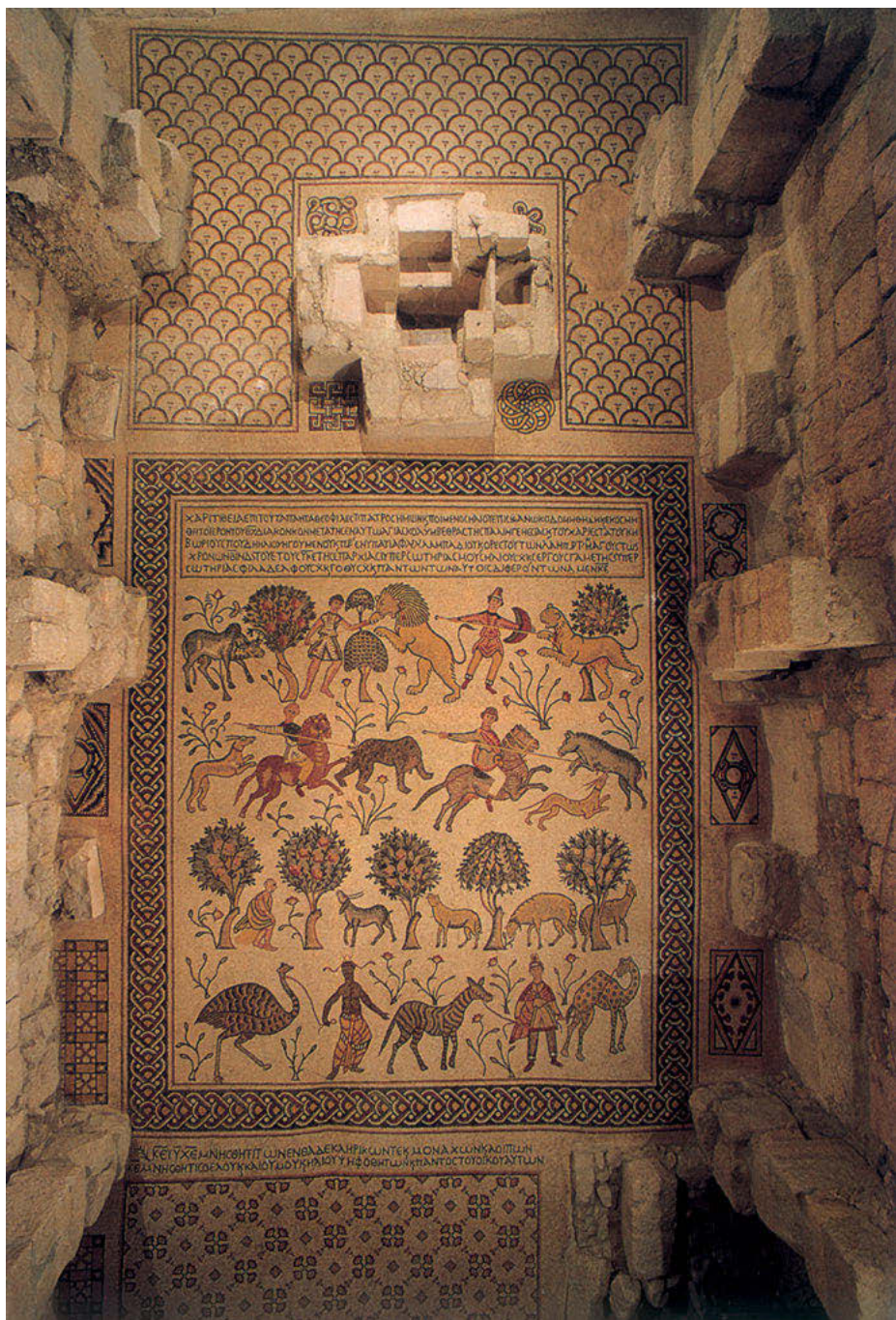


Abb. 10: Taufanlage mit Mosaikteppichen, 530 n. Chr. Anraum der Pilgerkirche des Moses-Heiligtums auf dem Berg Nebo (Jordanien). Repro aus Piccirillo 1998, 273 Abb. 12 (Courtesy of the Studium Biblicum Franciscanum, Jerusalem).

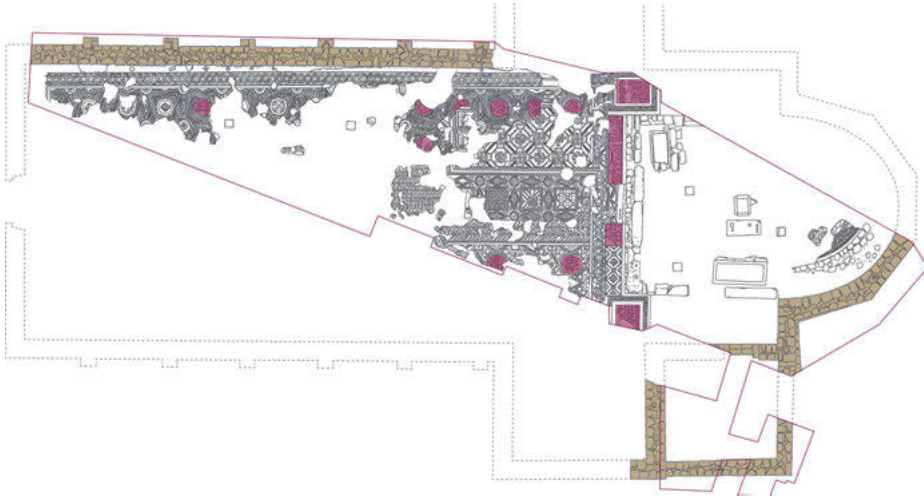


Abb. 11: Stifterinschriften (5./6. Jh. n. Chr.) vor dem Altarbereich. Triest, Kirche in der Via Madonna del Mare. Foto aus: <https://mosaikinschriften.materiale-textkulturen.de/plaene.php> (SFB 933, Umzeichnung von Christoph Forster).

Monumentale Bauinschriften an Kirchenaußenfassaden konnten hingegen die Sakralität des Ortes bereits beim Eintritt ankündigen (vgl. hierzu die Ausführungen in These 25).¹¹³ Mit ihren laut gesprochenen Texten (z. T. in Ich-Form) machten sie heilige Orte persönlich erfahrbar. Die in den musivischen Stifterinschriften Histriens und Venetiens beobachtete Häufung von Stiftungen in Altarnähe zeigt, dass der heiligste Ort in der Kirche maximales Prestigepotential für die Stifter bot (Abb. 11).¹¹⁴ Unweigerlich zog die Verdichtung solcher Inschriften aber auch rein visuell eine weitere Nobilitierung der heiligsten Zonen nach sich, unabhängig von der Frage der Alphabetisierung des Publikums. Neben dem Charakter dieses Bereiches als Zone besonderer Aufmerksamkeit und erhöhten Prestiges verweist die Häufung von Stifterbildern und -inschriften vor den Altarschranken der spätantiken Kirchen im heutigen Jordanien noch auf einen weiteren Beweggrund der Financiers der Bauten: In den Medien Bild und Inschrift, die als veritable Vertretungsinstanzen verstanden wurden, suchte man sich durch die permanente Präsenz im Medium dem Fokuspunkt des Altars und der dort vollzogenen heilsvermittelnden eucharistischen Liturgie anzunähern.¹¹⁵

¹¹³ Papalexandrou 2007; Leatherbury 2020, 168–169. Zu Portalinschriften vgl. Dickmann/Keil/Witschel 2015, 126–127.

¹¹⁴ Yasin 2009, 123–129; Bolle/Westphalen/Witschel 2015, 494–498; vgl. die Datenbank ‚Mosaikinschriften auf den Fußböden von Kirchenräumen in der spätantiken Provinz Venetia et Histria‘ (<https://mosaikinschriften.materiale-textkulturen.de/>).

¹¹⁵ Watta 2018, 93, 105–106, 143–144; zur Anhäufung von Stifterdarstellungen an Fokuspunkten der Liturgie auch Bauer 2013, 185–233.

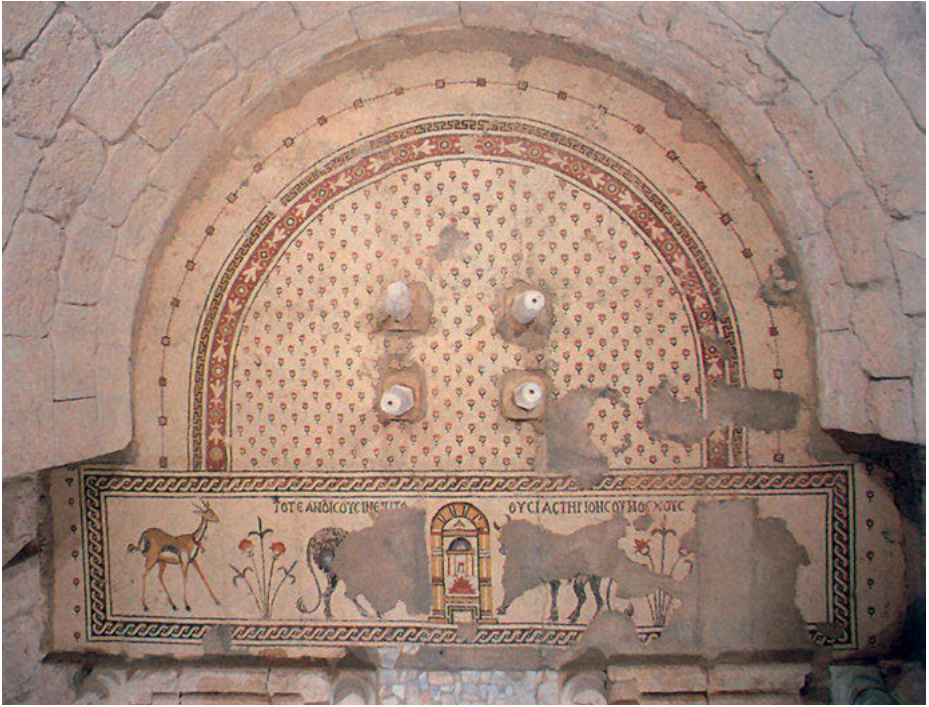


Abb. 12: Mosaikboden mit einem Zitat aus Ps 50,21 (LXX) und figürlichen Darstellungen, frühes 7. Jh. n. Chr., Sanktuarium der Theotokos-Kapelle des Moses-Heiligtums auf dem Berg Nebo (Jordanien). Repro aus Piccirillo 1998, 301, Abb. 74 (Courtesy of the Studium Biblicum Franciscanum, Jerusalem).

Eine seit dem 4. Jahrhundert verbreitete Strategie zur Übertragung von Heiligkeitsvorstellungen auf den Kirchenbau in seiner Gesamtheit, aber auch auf das Areal des *sanctuarium* im Besonderen, stellte die Parallelisierung mit Heiligtümern des Alten Testaments dar, allen voran mit dem Tempel in Jerusalem. Vielfältige entsprechende Bezugnahmen finden sich etwa in Kirchweihpredigten, aber auch in Architektur und Ausstattung, in Bild und Inschrift.¹¹⁶ So zeigt das Mosaikfeld, das man dem Altar der im beginnenden 7. Jahrhundert fertiggestellten Theotokoskapelle am Mosesheiligtum auf dem Nebo (Jordanien) vorlagerte, eine Kombination aus einer Inschrift mit Ps 50,21 (LXX): ‚Dann wird man Stiere auf deinen Altar legen‘ und einer Darstellung des Jerusalemer Tempels mit Allerheiligstem und Brandopferaltar, flankiert von zwei Stieren (Abb. 12). Für die Betrachtenden wurden hierbei zentrale Bestandteile alttestamentlicher Tempelsakralität im Ritual in die Gegenwart des christlichen Kultbaus und seine Liturgie übertragen, alttestamentliche und christliche Gaben- und Opferthematik miteinander parallelisiert.¹¹⁷

¹¹⁶ Branham 2012; Ousterhout 2010; McVey 2010.

¹¹⁷ SEG 8, 321; Piccirillo 1997, 133–151; Branham 2012; Watta 2018, 86–88. Zum Bau der Theotokoskapelle: Watta 2018, 216–217 Nr. 46.8.



Abb. 13: Sog. ‚Alexanderkirche‘ (rechts) mit Märtyrer-Grabbezirk (links) aus dem 4.–6. Jh. n. Chr., Tipasa (Algerien). Rot: Inschriften *in situ* mit Leserichtung. Hellgrün: rekonstruierter Liturgieverlauf. Repro aus Ardeleanu 2018, Fig. 3.

Dies zeigt, dass Inschriften niemals isoliert zu betrachten sind. Im Sakralisierungsprozess nahmen Symbole wie Kreuze oder Nimben, reiche Materialien, gezielte Belichtung, Architekturdekor, Wandmalereien, Schranken usw. zentrale Rollen ein.¹¹⁸ Die Schaffung sakraler Räume lässt sich auch in spätantiken Bauten mit Bestattungsfunktion verfolgen. Solche Grabräume müssen zunächst als soziale Räume begriffen werden, die regelmäßig für das Totengedenken besucht wurden. In Nordafrika nahmen zahlreiche solcher Bauten im Laufe des 4. Jahrhunderts zunehmend Züge von Kirchen an (Schiffe, Schranken, Apsiden, Altäre, Baptisterien). Inschriften unterstützten diesen Sakralisierungsprozess. Das Gedenken an die verstorbenen Gemeindemitglieder wurde durch kommemorative wie funeräre Inschriften an neuralgischen Punkten liturgischer Abläufe im Kirchenboden ‚festgeschrieben‘.¹¹⁹ Die Stifter betonten die von ihnen ‚sakralisierten‘ Kirchenpartien (*sancta altaria fulgent*: ‚die heiligen Altäre glänzen‘; *limina sancta*: ‚die heiligen Türschwellen‘; *clausula iustitiae*: ‚die Schranke/ das Tor der/zur Gerechtigkeit‘) und erhofften sich durch gezielte Positionierung ihrer Grabinschriften an liturgisch relevanten Stellen bzw. deren kollektive Rezitation im Kultablauf besonderes Seelenheil (Abb. 13).¹²⁰ Eine starke sakrale Aufwertung erhielt-

¹¹⁸ Jäggi 2007; Bergmeier 2017.

¹¹⁹ Entscheidend war hier die Position und Leserichtung: Duval 1982; Yasin 2009, 56–100; Ardeleanu 2018.

¹²⁰ CIL VIII, 20 903; 20 906; 20 914. Ausführlich zu den o. g. Inschriftenzitat: Ardeleanu 2018, 478–492.

ten solche Bauten durch die *depositio* von Märtyrerreliquien, die oft erst im Laufe der Zeit in die Bauten eingebracht wurden. Inschriften über/an den ‚Gräbern‘ kündeten plakativ von der Präsenz des Heiligen.¹²¹ Individuen partizipierten dauerhaft an dieser Sakralität, indem sie sich möglichst nah bei den ‚Heiligengräbern‘ (*ad sanctos*) bestatten ließen.¹²²

Auch mit Blick auf spätere Jahrhunderte ließe sich erörtern, inwiefern Inschriften im Kirchen- bzw. Sakralraum zu dessen Aufladung mit Heiligkeit beitrugen oder diese gar erst begründeten. Statt eines breiten Überblicks sei hier auf ein einschlägiges Fallbeispiel verwiesen, bei dem die angerissenen Fragen nicht nur auf dramatische Weise akut, sondern auch rituell inszeniert wurden. Gemeint ist und zur Disposition steht die Heiligkeit solcher Orte, die nach gängiger christlicher Vorstellung scheinbar keiner weiteren Zuschreibung von Sakralität bedurften, nämlich die mit Leben und Passionswerk Jesu in Verbindung stehenden *loca sancta* der Bibel in Palästina.

Ein einzigartiges epigraphisches Zeugnis aus dem Jerusalem des 12. Jahrhunderts demonstriert, dass die hier skizzierte Problemstellung nicht lediglich dem modernen Forschungsdiskurs entspringt, sondern bereits von den Zeitgenossen kritisch reflektiert wurde. Die Rede ist von der Inschrift, die der Einweihung des kreuzfahrerzeitlichen Neubaus der Grabeskirche im Jahr 1149 gedachte, in materialer Form leider nicht mehr erhalten, aber in ihrem Wortlaut kopial überliefert ist. Die Auftraggeber bzw. Autoren, die als Protagonisten der liturgischen Dedikation der Kathedrale zu identifizieren und mit Patriarch und Domkapitel von Jerusalem gleichzusetzen sind, verliehen mit der Inschrift ihrer auch anderweitig (etwa urkundlich) attestierten Überzeugung Ausdruck, dass ihr religiöser Lebensmittelpunkt, der Ort der Kreuzigung und Auferstehung Christi, allein durch dessen Blut geheiligt sei und durch ihr Zutun keine zusätzliche sakrale Potenz erlangen würde. Ihrer Ansicht nach sei das über den Stätten des Leidens und der Auferstehung Jesu Christi errichtete Gotteshaus lediglich förmlich und neuerlich konsekriert worden. Im lateinischen Original und der deutschen Übersetzung lautet der entscheidende Anfang der Inschrift wie folgt:

Est locus iste sacer sacratus sanguine Christi / Per nostrum sacrare sacro nichil addimus isti / Sed domus huic sacro circum superedificata / Est quinta decima Quintilis luce sacrata [...].

Dieser heilige Ort ist geheiligt durch das Blut Christi / Durch unser Konsekrieren fügen wir dieser Heiligkeit nichts hinzu / Aber das um das Heilige herum und darüber errichtete Haus / Ist am 15. Juli eingeweiht [wörtlich: ‚geheiligt‘; Anm. d. Übers.] worden [...].¹²³

¹²¹ Duval 1982; Bergmeier 2017.

¹²² Die Epitaphe verwiesen z. T. explizit auf die physische Nähe zu den Heiligengräbern: AE 1973, 650 (aus Tipasa): *co[r]pus sanc[tae] martyris [Sa]ls(a)e Clim[ene(?)?] adiun[cta] est sep[ultura(?)].*

¹²³ Übers. von Wolf Zöllner; Rekonstruktion des Textes nach mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Pilgerberichten bei Linder 2009, 31–32. Vgl. außerdem *Peregrinationes tres*, 123 und 156; sowie Franciscus Quaresimus, *Historica, theologica et moralis terræ sanctæ elucidatio*, 483.

Den hier getätigten Aussagen stehen freilich die mit höchster performativer Kraft vollzogenen Weihehandlungen gegenüber, denen im Kontext der Legitimierung der noch jungen lateinischen Herrschaft über die heiligen Stätten des verheißenen Landes, der *terra promissionis*, höchste politische und theologische Bedeutung sowie im kirchlich-kulturellen Leben von Diözese und Königreich sinn- und identitätsstiftende Funktionen zukamen.¹²⁴ Alljährlich sollte das Fest der *dedicatio ecclesiae sancti Sepulchri* fortan begangen werden, ja es überlagerte sogar die am selben Tag, dem 15. Juli, kommemorierte *liberatio* Jerusalems durch die Kreuzfahrer, die 1149 exakt 50 Jahre zurücklag. Die Inschrift selbst rekurrierte in diesem Kontext nicht zufällig gerade auf jene Bibelstellen, die dem römischen Ritus der Kirchweihe zugrunde lagen und an mehreren Stellen in die neu komponierte Feiertagsliturgie inkorporiert wurden.¹²⁵

Aus der Reflexion des eigenen Tuns und der eigenen Existenz im Angesicht des vermeintlichen Quells der Erlösung speiste sich ein beinahe paradoxes Verhältnis zwischen der explizierten Auffassung von der unabänderlichen Sakralität des Ortes und der epigraphischen Proklamation und Einschreibung dieser Heiligkeit in die materiale Substanz der Kirche, die mit Referenzen auf die entsprechenden rituellen Inszenierungen und die dabei verwendeten frommen Formeln gespickt wurde. Unmittelbar neben dem Ausgang zur kreuzfahrerzeitlichen Kalvarienkapelle, der über dem Felsen Golgatha lokalisierten vermeintlichen Kreuzigungsstätte Jesu, d. h. in unmittelbarer Nähe des Hauptportals der Kathedrale, nur wenige Schritte vom Zugang zum Kirchenraum entfernt, monumentalisierte die Inschrift an architektonisch prominenter Stelle das Credo von der scheinbar unantastbaren, dem menschlichen Zugriff entzogenen Sakralität des Ortes (Abb. 14). Doch gleichzeitig erinnert sie an das irdische Geschehen im Umfeld der Neuweihe der Kirche, an den Sakralisierungsakt und die daran beteiligten bzw. dafür verantwortlichen klerikalen Würdenträger.

Die notwendigerweise selektive Auswahl der angeführten Beispiele illustriert, dass sakrale bzw. als sakral erachtete Orte eine besondere Attraktion auf Schriftakte ausübten bzw. auf vielfältige Weise zur Beschriftung von Gebäuden ebenso wie von Gegenständen einluden. Gleichzeitig entfaltete sich in solchen räumlichen Konfigurationen ein komplexes Spannungsfeld zwischen der zugeschriebenen, konstruierten Heiligkeit des Ortes und den dort anzutreffenden und/oder geschaffenen schrifttragenden Artefakten, die in unterschiedlichen Schattierungen und Abstufungen an Sakralisierungsprozessen partizipierten oder von diesen profitierten. Inschriften an Sakralorten proklamierten nicht nur den herausragenden spezifischen Charakter des Raumes, der ihn von profanen Sphären abhob, sondern sie motivierten zur und unterstützten bei der Vollführung der zentralen kultisch-religiösen Praktiken. Aus topologischer und

¹²⁴ Zur Liturgie im kreuzfahrerzeitlichen Jerusalem im Allgemeinen zuletzt Shagrir/Gaposchkin 2019. Zum Ritus der Kanoniker vom Heiligen Grab siehe Dondi 2004 sowie den Überblick bei Zöllner 2018, 93–107.

¹²⁵ Linder 2009, 35–37.

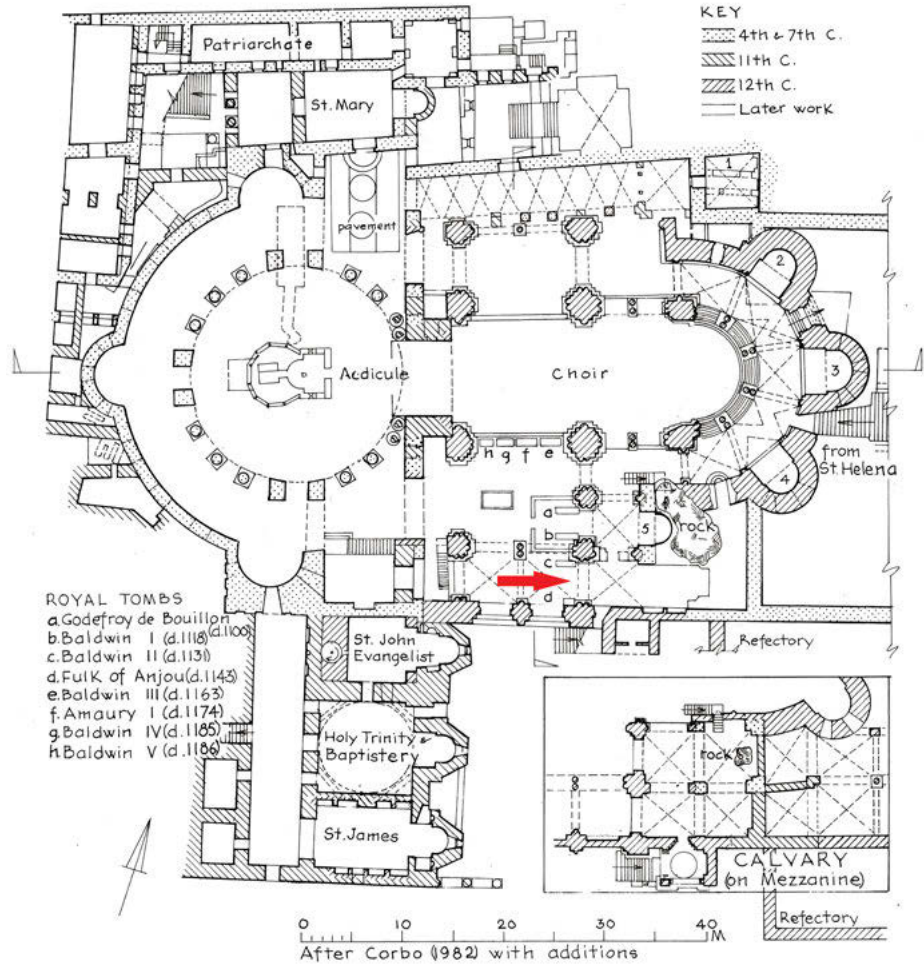


Abb. 14: Grundriss mit möglicher Platzierung (Pfeil) der kreuzfahrerzeitlichen Weihinschrift, 12. Jh., Jerusalem, Grabeskirche. Repro aus Pringle 2007, 39.

praxeologischer Perspektive übernahmen sie wichtige Funktionen bei der Kreierung, Aufrechterhaltung und Sicherstellung von Sakralität; in herausragenden Fällen zeugen sie sogar von der Reflexion und kritischen Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Konzepten von Sakralität.

Bibliographie

Abkürzungen und Sigla

- AE** *L'Année Épigraphique*, Paris 1888–.
- CIL VIII** *Corpus Inscriptionum Latinarum*, Vol. VIII: *Inscriptiones Africae Latinae*, 7 partes, coll. Gustav Wilmanns, hg. von Theodor Mommsen, Berlin 1881.
- IG I³,2** *Inscriptiones Graecae*, Vol. I, Ed. 3: *Inscriptiones Atticae Euclidis anno anteriores*, Fasc. 2: *Dedicationes, catalogi, termini, tituli sepulcrales, varia, tituli Attici extra Atticam reperti, addenda*, hg. von David Lewis u. Lilian Jeffery unter Mitarb. von Eberhard Erxleben, Berlin 1994.
- IG IV²,2** *Inscriptiones Graecae*, Vol. IV, Ed. 2: *Inscriptiones Argolidis*, Fasc. 2: *Inscriptiones Aeginae insulae. Schedis usus quas condidit Hans R. Goette*, hg. von Klaus Hallof, Berlin 2007.
- SEG 8** *Supplementum Epigraphicum Graecum*, Vol. VIII, hg. von J. J. E. Hondius, Amsterdam 1937.
- SEG 35** *Supplementum Epigraphicum Graecum*, Vol. XXXV, hg. von H. W. Pleket u. R. S. Stroud, Amsterdam 1988.

Quellen

- Clemens von Alexandrien, *Clementis Alexandrini Paedagogus*, hg. von Miroslav Marcovich unter Mitarb. von Jacobus C. M. van Winden (Supplements to Vigiliae christianae 61), Leiden/Boston 2002.
- Clemens von Alexandrien, *Der Erzieher*, in: *Des Clemens von Alexandria ausgewählte Schriften*, aus dem Griechischen übers. von Otto Stählin (Bibliothek der Kirchenväter, 2. Reihe, Bd. 7), Kempten/München 1934.
- Franciscus Quaresimus, *Historica, theologica et moralis terræ sanctæ elucidatio*, Bd. II, Antwerpen: Balthasar Moretus 1639.
- Guibert von Nogent, *De sanctis et eorum pigneribus*, in: Guibert von Nogent, *Quo ordine sermo fieri debeat. De bucella iudae data et de veritate dominici corporis. De sanctis et eorum pigneribus*, hg. von Robert B. C. Huygens (Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis 127), Turnhout 1993.
- Heinrich Seuse, *Horologium Sapientiae*, hg. von Pius Künzle unter Benützung der Vorarbeiten von Dominikus Planzer O. P. (Spicilegium Friburgense 23), Freiburg (CH) 1977.
- Heinrich Seuse, *Stundenbuch der Weisheit. Das „Horologium Sapientiae“*, übers. von Sandra Fenten, Würzburg 2007.
- Peregrinationes tres: Saewulf, John of Würzburg, Theodericus, with a Study of the Voyages of Saewulf by John H. Pryor*, hg. von Robert B. C. Huygens (Corpus Christianorum. Continuatio mediaevalis 139), Turnhout 1994.
- Rupert von Deutz, *Vita Herberti. Kritische Edition mit Kommentar und Untersuchung*, hg. von Peter Dinter (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein 13), Bonn 1976.
- Sancti Petri Chrysologi Collectio sermonum*, Bd. 3, hg. von Alexander Olivar (Corpus Christianorum. Series Latina 24B), Turnhout 1982.

Forschungsliteratur

- Agamben, Giorgio (1995), *Homo Sacer. Il potere sovrano e la nuda vita*, Turin.
- Andrieu, Michel (1948), *Les ordines romani du haut moyen age*, Bd. 2 (Spicilegium Sacrum Lovaniense 24), Paris.
- Ardeleanu, Stefan (2018), „Directing the Faithful, Structuring the Sacred Space: Funerary Epigraphy in its Archaeological Context in Late-Antique Tipasa“, in: *Journal of Roman Archaeology* 31, 475–501.
- Ardeleanu, Stefan (2019), „Zum funerärepigraphischen Habit des spätantiken Hippo Regius. Gräber, Kirchen mit Bestattungen und Grabinschriften in ihrem urbanen und sozialen Kontext“, in: *Römische Mitteilungen* 125, 401–448.
- Ardeleanu, Stefan (2020), „Hippo Regius – Būna – Bōne. Ein Erinnerungsort im Spiegel der kolonialzeitlichen Augustinusrezeption“, in: *Römische Quartalschrift* 115, 29–56.
- Assmann, Aleida/Assmann, Jan (2003), „Hieroglyphen: altägyptische Ursprünge abendländischer Grammatologie“, in: Aleida Assmann u. Jan Assmann (Hgg.), *Hieroglyphen. Stationen einer anderen abendländischen Grammatologie*, München 2003, 9–25.
- Bauer, Dieter R. (Hg.) (2013), *Heilige – Liturgie – Raum* (Beiträge zur Hagiographie 8), Stuttgart.
- Bauer, Franz Alto (2013), *Eine Stadt und ihr Patron. Thessaloniki und der Heilige Demetrios*, Regensburg.
- Bawden, Tina (2014), *Die Schwelle im Mittelalter: Bildmotiv und Bildort*, Köln/Weimar/Wien.
- Beck, Andrea/Berndt, Andreas (Hgg.) (2013), *Sakralität und Sakralisierung. Perspektiven des Heiligen* (Beiträge zur Hagiographie 13), Stuttgart.
- Beck, Andrea/Herbers, Klaus/Nehring, Andreas (Hgg.) (2017), *Heilige und geheiligte Dinge: Formen und Funktionen* (Beiträge zur Hagiographie 20), Stuttgart.
- Belaj, Juraj/Belaj, Marijana/Krznar, Siniša/Sekelj Ivančan, Tatjana/Tkalčec, Tatjana (Hgg.) (2016), *Sacralization of Landscape and Sacred Places. Proceedings of the 3rd International Scientific Conference of Mediaeval Archaeology of the Institute of Archaeology. Zagreb, 2nd and 3rd June 2016*, Zagreb.
- Bergmeier, Armin (2017), *Visionserwartungen. Visualisierung und Präsenzerfahrung des Göttlichen in der Spätantike*, Wiesbaden.
- Bergmeier, Armin/Palmberger, Katharina/Sanzo, Joseph Emanuel (Hgg.) (2016), *Erzeugung und Zerstörung von Sakralität zwischen Antike und Mittelalter*, Heidelberg.
- Berschlin, Walter (1999), *Biographie und Epochenstil im Lateinischen Mittelalter*, Bd. IV/1 (Quellen und Untersuchungen zur Lateinischen Philologie des Mittelalters 12,1), Stuttgart.
- Bihrer, Andreas/Fritz, Fiona (Hgg.) (2019), *Heiligkeiten: Konstruktionen, Funktionen und Transfer von Heiligkeitskonzepten im europäischen Früh- und Hochmittelalter* (Beiträge zur Hagiographie 21), Stuttgart.
- Blümel, Wolfgang/Merkelbach, Reinhold (2014), *Die Inschriften von Priene* (Inschriften griechischer Städte aus Kleinasien 69), Bonn.
- Bolle, Katharina/Westphalen, Stefan/Witschel, Christian (2015), „Mosaizieren“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin, 485–501, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.485>.
- Borgeaud, Philippe/Fabiano, Doralice (Hgg.) (2013), *Perception et construction du divin dans l'antiquité*, Genf.
- Branham, Joan R. (2012), „Mapping Sacrifice on Bodies and Spaces in Late-Antique Judaism and Early Christianity“, in: Bonna D. Wescoat u. Robert G. Ousterhout (Hgg.), *Architecture of the Sacred. Space, Ritual and Experience from Classical Greece to Byzantium*, New York, 201–230.
- Breytenbach, Cilliers (2012), „Psalms LXX and the Christian Definition of Space: Examples Based on Inscriptions from Central Asia Minor“, in: Johann Cook u. Hermann-Josef Stipp (Hgg.), *Text-Critical and Hermeneutical Studies in the Septuagint*, Leiden, 381–394.

- Campanelli, Sara (2016), „Family Cult Foundations in the Hellenistic Age“, in: Markus Hilgert (Hg.), *Understanding Material Text Cultures* (Materiale Textkulturen 9), Berlin/Boston/München, 131–202, <https://doi.org/10.1515/9783110417845-005>.
- Carbon, Jan Mathieu/Peels-Matthey, Saskia (Hgg.) (2018), *Purity and Purification in the Ancient Greek World. Texts, Rituals, and Norms*, Paris.
- Casparis, Johannes G. de (1956), *Selected Inscriptions from the 7th to the 9th Centuries A. D.*, Bandung.
- Cubelic, Danijel/Lougovaya, Julia/Quack, Joachim Friedrich (2015), „Rezitieren, Vorlesen und Singen“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin, 651–663, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.651>.
- Dasen, Véronique/Nagy, Árpád M. (2019), „Gems“, in: David Frankfurter (Hg.), *Guide to the Study of Ancient Magic* (Religions in the Graeco-Roman World 189), Leiden, 406–445.
- De Souza, Manuel (2010), „Repousser les profanes. Les progrès du militantisme religieux d’après les sources latines de Virgile à Augustin“, in: Éric Rebillard u. Claire Sotinel (Hgg.), *Les frontières du profane dans l’Antiquité tardive* (Collection de l’École Française de Rome 428), Rom, 55–71.
- Debiais, Vincent (2017), „Writing on Medieval Doors: The Surveyor Angel on the Moissac Capital (ca. 1100)“, in: Irene Berti, Katharina Bolle, Fanny Opdenhoff u. Fabian Stroth (Hgg.), *Writing Matters: Presenting and Perceiving Monumental Inscriptions in Antiquity and the Middle Ages* (Materiale Textkulturen 14), Berlin, 285–308, <https://doi.org/10.1515/9783110534597-012>.
- Di Segni, Leah (2006), „Varia Arabica. Greek Inscriptions from Jordan (Pls. 53–56)“, in: Michele Piccirillo (Hg.), „Ricerca storico-archeologica in Giordania XXVI – 2006“, in: *Studium Biblicum Franciscanum. Liber Annus* 56, 578–592, <https://doi.org/10.1484/J.LA.2.303660>.
- Dickmann, Jens-Arne/Keil, Wilfried E./Witschel, Christian (2015), „Topologie“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin, 2015, 113–128, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.113>.
- Dietrich, Nikolaus (2022), „Inscribed Classical Victory Offerings at Olympia in the *longue durée*. Past as Present“, in: Nikolaus Dietrich u. Johannes Fouquet (Hgg.), *Image, Text, Stone. Intermedial Perspectives on Graeco-Roman Sculpture* (Materiale Textkulturen 36), Berlin/Boston, 321–359, <https://doi.org/10.1515/9783110775761-012>.
- Dihle, Albrecht (2003), „Das Vokabular der Heiligkeit“, in: Józef Herman u. Hannah Rosén (Hgg.), *Petroniana: Gedenkschrift für Hubert Petersmann*, Heidelberg, 215–233.
- Disselhoff, Dennis (2022), „Inschriftenallegorese. Zur Funktion inschriftenträgerender Sakralobjekte in geistlichen Texten des Mittelalters“, in: Ludger Lieb u. Laura Velte (Hgg.), *Literatur und Epigraphik. Phänomene der Inschriftlichkeit in Mittelalter und Früher Neuzeit* (Philologische Studien und Quellen 258), Berlin, 53–78.
- Dondi, Cristina F. (2004), *The Liturgy of the Canons Regular of the Holy Sepulchre of Jerusalem: A Study and a Catalogue of the Manuscript Sources* (Bibliotheca Victorina 16), Turnhout.
- Dornseiff, Franz (1925), *Das Alphabet in Mystik und Magie*, 2. Aufl., Leipzig.
- Drauschke, Marie-Kathrin (2019), *Die Aufstellung zwischenstaatlicher Vereinbarungen in griechischen Heiligtümern*, Hamburg.
- Duval, Yvette (1982), *‘Loca sanctorum Africae’. Le culte des martyrs en Afrique du 6e au 7e s. ap. J.-C.*, Rom.
- Dzwiza, Kirsten (2019), „Magical Signs: An Extraordinary Phenomenon or Just Business as Usual?“, in: Kata Endreffy, Árpád M. Nagy u. Jeffrey Spier (Hgg.) (2019), *Magical Gems in their Contexts: Proceedings of the International Workshop held in the Museum of Fine Arts, Budapest, 16–18 February 2012*, Rom, 59–83.
- Edelmann-Singer, Babett/Ehrich, Susanne (Hgg.) (2021), *Sprechende Objekte. Materielle Kultur und Stadt zwischen Antike und Früher Neuzeit*, Regensburg.

- Eitrem, Samson (1939), „Die magischen Gemmen und ihre Weihe“, in: *Symbolae Osloenses* 19 (1939), 57–85.
- Eliade, Mircea (1954), *Die Religionen und das Heilige. Elemente einer Religionsgeschichte*, Salzburg.
- Endreffy, Kata/Nagy, Árpád M./Spier, Jeffrey (Hgg.) (2019), *Magical Gems in their Contexts: Proceedings of the International Workshop held in the Museum of Fine Arts, Budapest, 16–18 February 2012*, Rom.
- Engels, Odilo (1987), „Der Pontifikatsantritt und seine Zeichen“, in: *Segni e riti nella chiesa altomedievale occidentale* (Settimane di studio del Centro italiano di studi sull'alto Medioevo XXXIII), Bd. 2, Spoleto, 707–766.
- Erkens, Franz-Reiner (Hg.) (2002), *Die Sakralität von Herrschaft. Herrschaftslegitimierung im Wechsel der Zeiten und Räume*, Berlin.
- Faraone, Christopher A. (1991), „The Agonistic Context of Early Greek Binding Spells“, in: Christopher A. Faraone u. Dirk Obbink (Hgg.), *Magika Hierà. Ancient Greek Magic and Religion*, Oxford, 3–32.
- Felle, Antonio (2006), *Biblia epigraphica. La Sacra Scrittura nella documentazione epigraphica dell'Orbis Christianus antiquus (III–VIII secolo)*, Bari.
- Ferrari, Michele (Hg.) (2015), *Saints and the City. Beiträge zum Verständnis urbaner Sakralität in christlichen Gemeinschaften (5.–17. Jh.)*, Erlangen.
- Ferrary, Jean-Louis (2014), *Les mémoriaux de délégations du sanctuaire oraculaire de Claros, d'après la documentation conservée dans le Fonds Louis Robert*, Paris.
- Ferro, Eva (2021), „Zum Verhältnis von Reliquien und Beschriftung im frühen Mittelalter. Eine Durchsicht der Quellen“, in: Tino Licht u. Kirsten Wallenwein (Hgg.), *Reliquienauthentiken. Kulturdenkmäler des Frühmittelalters*, Regensburg, 59–76.
- Fliege, Jutta (1990), „Der heilige Metro und Gernode im Harz“, in: Friedhilde Krause (Hg.), *Von der Wirkung des Buches. Festgabe für Horst Kunze zum 80. Geburtstag*, Berlin, 122–132.
- Foletti, Ivan/Doležalová, Klára (2020), *The Notion of Liminality and the Medieval Sacred Space* (Convivium Supplementum 3), Turnhout.
- Forneck, Torsten-Christian (1999), *Die Feier der Dedicatio ecclesiae im Römischen Ritus. Die Feier der Dedikation einer Kirche nach dem deutschen Pontifikale und dem Meßbuch vor dem Hintergrund ihrer Geschichte und im Vergleich zum Ordo dedicationis ecclesiae und zu einigen ausgewählten landessprachlichen Dedikationsordines* (Theologische Studien), Aachen.
- Fox, Richard/Hornbacher, Annette (Hgg.) (2016), *The Materiality and Efficacy of Balinese Letters. Situating Scriptural Practices* (Brill's Southeast Asian Library 6), Leiden/Boston.
- Frankfurter, David (2019), „The Magic of Writing in Mediterranean Antiquity“, in: David Frankfurter (Hg.), *Guide to the Study of Ancient Magic* (Religions in the Graeco-Roman World 189), Leiden, 626–658.
- Frese, Tobias (2014), „Denn der Buchstabe tötet – Reflexionen zur Schriftpräsenz aus mediävistischer Perspektive“, in: Tobias Frese, Wilfried E. Keil u. Kristina Krüger (Hgg.), *Verborgene, unsichtbar, unlesbar – zur Problematik restringierter Schriftpräsenz* (Materiale Textkulturen 2), Berlin/Boston, 1–16, <https://doi.org/10.1515/9783110353587.1>.
- Frese, Tobias (2019), „Kommt und seht den Ort – sakrale Schriftträume im Sakramentar Heinrichs II.“, in: Tobias Frese, Wilfried E. Keil u. Kristina Krüger (Hgg.), *Sacred Scripture / Sacred Space. The Interlacing of Real Places and Conceptual Spaces in Medieval Art and Architecture* (Materiale Textkulturen 23), Berlin/Boston, 37–62, <https://doi.org/10.1515/9783110629156-003>.
- Frese, Tobias/Keil, Wilfried E. (2015), „Schriftakte/Bildakte“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 633–638, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.633>.
- Frese, Tobias/Keil, Wilfried E./Krüger, Kristina (Hgg.) (2014), *Verborgene, unsichtbar, unlesbar – zur Problematik restringierter Schriftpräsenz* (Materiale Textkulturen 2), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110353587>.

- Frese, Tobias/Krüger, Kristina (2019), „Sacred Scripture / Sacred Space. The Interlacing of Real Places and Conceptual Spaces in Medieval Art and Architecture. An Introduction“, in: Tobias Frese, Wilfried E. Keil u. Kristina Krüger (Hgg.), *Sacred Scripture / Sacred Space. The Interlacing of Real Places and Conceptual Spaces in Medieval Art and Architecture* (Materiale Textkulturen 23), Berlin, 1–10, <https://doi.org/10.1515/9783110629156-001>.
- Frielinghaus, Heide (2011), *Die Helme von Olympia. Ein Beitrag zu Waffenweihungen in griechischen Heiligtümern* (Olympische Forschungen 33), Berlin.
- Ganz, David (2017), „Touching Books, Touching Art. Tactile Dimensions of Sacred Books in the Medieval West“, in: *Postscripts. The Journal of Sacred Texts, Cultural Histories, and Contemporary Contexts* 8(1–2), 81–113.
- Gatier, Pierre-Louis (1986), *Inscriptions de la Jordanie*, Bd. 2: *Région centrale: Amman, Hesban, Madaba, Main, Dhiban* (Inscriptions grecques et latines de la Syrie 21,2 / Bibliothèque archéologique et historique 114), Paris.
- Gatier, Pierre-Louis/Feissel, Denis (2008), „Syrie, Phénice, Palestine, Arabie“, in: „Bulletin épigraphique“, in: *Revue des Études Grecques* 121.2, 745–756.
- Gemeinhardt, Peter/Heyden, Katharina (2012), „Heilige, Heiliges und Heiligkeit in spätantiken Religionskulturen“, in: Peter Gemeinhardt u. Katharina Heyden (Hgg.), *Heilige, Heiliges und Heiligkeit in spätantiken Religionskulturen* (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten 61), Berlin/Boston, 417–438.
- Gennep, Arnold van (1909 [2005]), *Les rites de passage*, Paris 1909 [dt. Ausgabe: *Übergangsriten*, aus d. Franz. von Klaus Schomburg u. Sylvia M. Schomburg-Scherff, 3. erw. Aufl., Frankfurt a. M.]
- Gesing, Martin (2007), *Der Schrein der heiligen Prudentia in der Propsteikirche zu Beckum*, Beckum.
- Glück, Helmut (1987), *Schrift und Schriftlichkeit. Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie*, Stuttgart.
- Goodson, Caroline J. (2010), *The Rome of Pope Paschal I. Papal Power, Urban Renovation, Church Rebuilding and Relic Translation, 817–824*, Cambridge.
- Gordon, Richard G. (2014), „„Charaktères“ between Antiquity and Renaissance: Transmission and Re-Invention“, in: Véronique Dasen u. Jean-Michel Spieser (Hgg.), *Les savoirs magiques et leur transmission de l'Antiquité à la Renaissance*, Florenz, 253–300.
- Graf, Fritz (2005), *Fluch und Verwünschung* (Thesaurus Cultus et Rituum Antiquorum 3), Los Angeles.
- Graf, Fritz (2011), „Magie et écriture: Quelques réflexions“, in: Magali de Haro Sanchez (Hg.), *Écrire la magie dans l'antiquité. Actes du colloque international*, Liège, 227–238.
- Hamm, Berndt/Herbers, Klaus/Stein-Kecks, Heidrun (Hgg.) (2007), *Sakralität zwischen Antike und Neuzeit* (Beiträge zur Hagiographie 6), Stuttgart.
- Harris, Edward (2015), „Toward a Typology of Greek Regulations about Religious Matters: A Legal Approach“, in: *Kernos* 28, 53–83.
- Henrichs, Albert (2003), „„Hieroi Logoi“ and „Hierai Bibloi“: The (Un)Written Margins of the Sacred in Ancient Greece“, in: *Harvard Studies in Classical Philology* 101, 207–266.
- Herbers, Klaus (2013), „Sakralität: Einleitende Bemerkungen“, in: Andrea Beck u. Andreas Berndt (Hgg.), *Sakralität und Sakralisierung. Perspektiven des Heiligen* (Beiträge zur Hagiographie 13), Stuttgart, 11–14.
- Herbers, Klaus/Düchting, Larissa (Hgg.) (2015), *Sakralität und Devianz: Konstruktionen, Normen, Praxis* (Beiträge zur Hagiographie 16), Stuttgart.
- Herbers, Klaus/Nehring, Andreas/Steiner, Karin (Hgg.) (2019), *Sakralität und Macht* (Beiträge zur Hagiographie 22), Stuttgart.
- Hermans, Jo (1984), *Die Feier der Eucharistie. Erklärung und spirituelle Erschließung*, Regensburg 1984.
- Hooykaas, Christiaan (1980), *Drawings of Balinese Sorcery*, Leiden.

- Hornbacher, Annette (2016), „The Body of Letters: Balinese Aksara as an Intersection between Script, Power and Knowledge“, in: Richard Fox u. Annette Hornbacher (Hgg.), *The Materiality and Efficacy of Balinese Letters. Situating Scriptural Practices* (Brill's Southeast Asian Library 6), Leiden/Boston, 90–99.
- Hornbacher, Annette (2019), „Schriftverbrennung als kosmologische Realisierung. Eine balinesische Perspektive auf die Handlungsmacht von Schrift“, in: Carina Kühne-Wespi, Klaus Oschema u. Joachim Friedrich Quack (Hgg.), *Zerstörung von Geschriebenem. Historische und transkulturelle Perspektiven* (Materiale Textkulturen 22), Berlin, 315–338, <https://doi.org/10.1515/9783110629040-011>.
- Hornbacher, Annette/Frese, Tobias/Willer, Laura (2015), „Präsenz“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*, (Materiale Textkulturen 1), Berlin, 87–100, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.87>.
- Hornbacher, Annette/Neumann, Sabine/Willer, Laura (2015), „Schriftzeichen“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin, 169–182, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.169>.
- Jäggi, Carola (2007), „Die Kirche als heiliger Raum: Zur Geschichte eines Paradoxons“, in: Berndt Hamm, Klaus Herbers u. Heidrun Stein-Kecks (Hgg.), *Sakralität zwischen Antike und Neuzeit* (Beiträge zur Hagiographie 6), Stuttgart, 75–89.
- Jäggi, Carola (2011), „Heilige Räume. Architektur und Sakralität – Geschichte einer Zuschreibung“, in: Angelika Nollert, Matthias Volkenandt u. Rut-Maria Gollan (Hgg.), *Kirchenbauten in der Gegenwart. Architektur zwischen Sakralität und sozialer Wirklichkeit*, Regensburg, 23–30.
- Kehnel, Annette/Panagiotopoulos, Diamantis (2015), „Textträger – Schriftträger: Ein Kurzportrait (statt Einleitung)“, in: Annette Kehnel u. Diamantis Panagiotopoulos (Hgg.), *Schriftträger – Textträger. Zur materialen Präsenz des Geschriebenen in frühen Gesellschaften* (Materiale Textkulturen 6), Berlin/München/Boston, 1–13, <https://doi.org/10.1515/9783110371345.1>.
- Keil, Wilfried E./Kiyanrad, Sarah/Theis, Christoffer/Willer, Laura (Hgg.) (2018), *Zeichentragende Artefakte im sakralen Raum. Zwischen Präsenz und Unsichtbarkeit* (Materiale Textkulturen 20), Berlin, <https://doi.org/10.1515/9783110619928>.
- Kern, Margit (2004), „Performativität im Bereich von Tür und Tor. Eine Ikonologie der Bewegung“, in: Margit Kern, Thomas Kirchner u. Hubertus Kohle (Hgg.), *Geschichte und Ästhetik. Festschrift für Werner Busch zum 60. Geburtstag*, München/Berlin, 32–48.
- Kern, Margit (2013), „Liminalität“, in: Jörn Schaffaff, Nina Schallenberg u. Tobias Vogt (Hgg.), *Kunst – Begriffe der Gegenwart. Von Allegorie bis Zip* (Kunstwissenschaftliche Bibliothek 50), Köln, 147–151.
- Kropp, Amina (2011), „Schriftlichkeit in der Schadenzauberpraxis am Beispiel der vulgärlateinischen *defixionum tabellae*“, in: Anne Kolb (Hg.), *Literacy in Ancient Everyday Life*, Berlin, 261–286.
- Krüger, Klaus (2018), *Bildpräsenz – Heilspräsenz. Ästhetik der Liminalität*, Göttingen.
- Kühne-Wespi, Carina/Oschema, Klaus/Quack, Joachim Friedrich (2019), „Zerstörung von Geschriebenem. Für eine Phänomenologie des Beschädigens und Vernichtens“, in: Carina Kühne-Wespi, Klaus Oschema u. Joachim Friedrich Quack (Hgg.), *Zerstörung von Geschriebenem. Historische und transkulturelle Perspektiven* (Materiale Textkulturen 22), Berlin, 1–40, <https://doi.org/10.1515/9783110629040-001>.
- Lafond, Yves/Michel, Vincent (Hgg.) (2016), *Espaces sacrés dans la Méditerranée antique*, Rennes.
- Lagner, Martin (2017), „Urbane Qualitäten hochklassischer Zeit. Treffpunkte als städtische Angebote an die Bürger Athens“, in: Alexandra W. Busch, Jochen Griesbach u. Johannes Lipps (Hgg.), *Urbanitas – Urbane Qualitäten. Die Antike Stadt als Kulturelle Selbstverwirklichung*, Mainz, 69–89.
- Leatherbury, Sean V. (2020), *Inscribing Faith in Late Antiquity. Between Reading and Seeing*, New York.

- Licht, Tino/Wallenwein, Kirsten (2021), „Frühe Authentiken. Eine Einführung“, in: Tino Licht u. Kirsten Wallenwein (Hgg.), *Reliquienauthentiken. Kulturdenkmäler des Frühmittelalters*, Regensburg, IX–XXXVI.
- Lieb, Ludger (2015), „Spuren materialer Textkulturen. Neun Thesen zur höfischen Textualität im Spiegel textimmanenter Inschriften“, in: Beate Kellner, Ludger Lieb u. Stephan Müller (Hgg.), *Höfische Textualität. Festschrift für Peter Strohschneider* (Germanisch-romanische Monatsschrift, Beiheft 69), Heidelberg, 1–20.
- Linder, Amnon (2009), „‘Like Purest Gold Resplendent’: The Fiftieth Anniversary of the Liberation of Jerusalem“, in: *Crusades* 8, 31–51.
- Liss, Hanna (2001), „Die Offenbarung Gottes in der mittelalterlichen Bibel- und Gebetsauslegung“, in: *Mitteilungen für Anthropologie und Religionsgeschichte* 13, 1998 (erschien 2001), 271–292.
- Liss, Hanna (2007), „Das Problem des eifernden Mannes: Das ‚Eifer‘-Ordal in der biblischen Überlieferung und in der jüdischen Tradition“, in: Sylke Lubs, Louis Jonker, Andreas Ruwe u. Uwe Weise (Hgg.), *Behutsames Lesen. Alttestamentliche Exegese im interdisziplinären Methodendiskurs. Christof Hardmeier zum 65. Geburtstag* (Arbeiten zur Bibel und ihrer Geschichte 28), Leipzig, 197–215.
- Liss, Hanna (2008), „Das destruktive Potential des Heiligen und seine ‚Bändigung‘ durch die Tora“, in: Katharina von Bremen (Hg.): *Wie gefährlich ist der Heilige Geist? Ordnung – Geist – Anarchie* (Tagungsprotokolle – Institut für Kirche und Gesellschaft), Schwerte, 27–40.
- Liss, Hanna (2014), „Vom *Sefer Tora* zum *sefer*: Die Bedeutung von Büchern im ‚Buch der Frommen‘ des R. Yehuda ben Shemu’el he-Chasid“, in: Joachim Friedrich Quack u. Daniela Christina Luft (Hgg.), *Erscheinungsformen und Handhabungen Heiliger Schriften* (Materiale Textkulturen 5), Berlin, 207–227, <https://doi.org/10.1515/9783110371277.207>.
- Liss, Hanna (2015), „The Torah Scroll and its Function as a Ritual Object in Jewish Culture“, in: Hendrik Schulze (Hg.), *Musical Text as Ritual Object*, Turnhout, 165–174.
- Luft, Daniela C. (2014), „Einleitung: Heilige Schriften und ihre Heiligkeit in Umgang und materieller Präsenz. Zu Zielen und Ergebnissen des Workshops“, in: Joachim Friedrich Quack u. Daniela Christina Luft (Hgg.), *Erscheinungsformen und Handhabungen Heiliger Schriften* (Materiale Textkulturen 5), Berlin, 3–38, <https://doi.org/10.1515/9783110371277.3>.
- McVey, Kathleen E. (2010), „Spirit Embodied. The Emergence of Symbolic Interpretations of Early Christian and Byzantine Architecture“, in: Slobodan Ćurčić u. Evangelia Hadjitryphonos (Hgg.), *Architecture as Icon. Perception and Representation of Architecture in Byzantine Art*, New Haven/London, 39–71.
- Meyer-Dietrich, Erika (2010), „Recitation, Speech Acts, and Declamation“, in: Willeke Wendrich (Hgg.), *UCLA Encyclopedia of Egyptology*, Los Angeles.
- Ober, Josiah (1995), „Greek Horoi: Artifactual Texts and the Contingency of Meaning“, in: David Small (Hg.), *Methods in the Mediterranean: Historical and Archaeological Views on Texts and Archaeology*, Leiden, 91–123.
- Opstall, Emilie van (Hg.) (2018), *Sacred Thresholds. The Door to the Sanctuary in Late Antiquity*, Leiden.
- Otto, Bernd-Christian (2011), *Magie: Rezeptions- und diskursgeschichtliche Analysen. Von der Antike bis zur Neuzeit*, Berlin.
- Ousterhout, Robert G. (2010), „New Temples and New Solomons. The Rhetoric of Byzantine Architecture“, in: Paul Magdalino u. Robert Nelson (Hgg.), *The Old Testament in Byzantium. Selected Papers from a Symposium Held Dec. 2006, Dumbarton Oaks* (Dumbarton Oaks Byzantine Symposia and Colloquia 2), Washington D. C., 223–253.
- Pallis, Georgios (2017), „Messages from a Sacred Space: The Function of the Byzantine Sanctuary Barrier Inscription (9th–14th Centuries)“, in: Irene Berti, Katharina Bolle, Fanny Opdenhoff u. Fabian Stroth (Hgg.), *Writing Matters. Presenting and Perceiving Monumental Inscriptions in*

- Antiquity and the Middle Ages* (Materiale Textkulturen 14), Berlin/Boston, 145–158, <https://doi.org/10.1515/9783110534597-007>.
- Papalexandrou, Amy (2007), „Echoes of Orality in the Monumental Inscriptions of Byzantium“, in: Liz James (Hg.), *Art and Text in Byzantine Culture*, Cambridge, 161–187.
- Parker, Robert (2012), „Epigraphy and Greek Religion“, in: John Davies (Hg.), *Epigraphy and the Historical Sciences*, Oxford, 17–30.
- Parker, Robert (2018), „Miasma: Old and New Problems“, in: Jan M. Carbon u. Saskia Peels-Matthey (Hgg.), *Purity and Purification in the Ancient Greek World. Texts, Rituals, and Norms*, Paris, 23–33.
- Petrovic, Ivana/Petrovic, Andrej (2018), „Purity of Body and Soul in the Cult of Athena Lindia: On the Eastern Background of Greek Abstentions“, in: Jan M. Carbon u. Saskia Peels-Matthey (Hgg.), *Purity and Purification in the Ancient Greek World. Texts, Rituals, and Norms*, Paris, 225–260.
- Piccirillo, Michele (1997), *The Mosaics of Jordan* (American Center of Oriental Research Publications 1), 2nd ed., Amman.
- Piccirillo, Michele (1998), „The Mosaics“, in: Michele Piccirillo u. Eugenio Alliata (Hgg.), *Mount Nebo. New Archaeological Excavations 1967–1997* (Studium Biblicum Franciscanum/Collectio maior 27), Jerusalem, 265–371.
- Poeschke, Joachim (2009), *Mosaiken in Italien, 300–1300*, München.
- Pringle, Denys (2007), *The Churches of the Crusader Kingdom of Jerusalem. A Corpus*, Vol. 3: *The City of Jerusalem (Appendix)*, Cambridge.
- Quack, Joachim Friedrich (2014), „Die Drohung des Unlesbaren und die Macht des Ungelesenen. Zwei Fallbeispiele aus dem Alten Ägypten“, in: Tobias Frese, Wilfried E. Keil und Kristina Krüger (Hgg.), *Verborgene, unsichtbar, unlesbar – zur Problematik restringierter Schriftpräsenz* (Materiale Textkulturen 2), Berlin, 33–41, <https://doi.org/10.1515/9783110353587.33>.
- Reudenbach, Bruno (2021), „Enigmatic Calligraphy: Lettering as Visualized Hermeneutic of Sacred Scripture“, in: Jörg B. Quenzer (Hg.), *Exploring Written Artefacts. Objects, Methods, and Concepts*, Vol. 2. (Studies in Manuscript Cultures 25), Berlin/Boston, 773–794.
- Reynolds, Joyce/Roueché, Charlotte/Bodard, Gabriel (Hgg.) (2007), *Inscriptions of Aphrodisias*, Online Corpus: <http://insaph.kcl.ac.uk/iaph2007/index.html> (Stand: 28.2.2023).
- Roels, Evelien (2018), „The Queen of Inscriptions Contextualized. The Presence of Civic Inscriptions in the Pronaos of Ancient Temples in Hellenistic and Roman Asia Minor (4th cent. BCE–2nd cent. CE)“, in: Emilie van Opstall (Hg.), *Sacred Thresholds. The Door to the Sanctuary in Late Antiquity*, Leiden, 221–253.
- Schmitt, Hanno (2004), „*Mache dieses Haus zu einem Haus der Gnade und des Heiles*“. *Der Kirchweihritus in Geschichte und Gegenwart als Spiegel des jeweiligen Kirchen- und Liturgieverständnisses im 2. Jahrtausend* (Paderborner theologische Studien 4), Paderborn.
- Schreiner, Klaus (1990), „Volkstümliche Bibelmagie und volkssprachige Bibellektüre“, in: Peter Dinzelbacher u. Dieter R. Bauer (Hgg.), *Volksreligion im hohen und späten Mittelalter*, Paderborn, 329–373.
- Schreiner, Klaus (2000), „Buchstabensymbolik, Bibelorakel, Schriftmagie. Religiöse Bedeutung und Lebensweltliche Funktion Heiliger Schriften im Mittelalter und der Frühen Neuzeit“, in: Horst Wenzel, Wilfried Seipel u. Gotthart Wunberg (Hgg.), *Die Verschriftlichung der Welt. Bild, Text, Zahl in der Kultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit* (Schriften des Kunsthistorischen Museums 5), Wien, 59–103.
- Schreiner, Klaus (2002), „Heilige Buchstaben, Texte und Bücher, die schützen, heilen und helfen. Formen und Funktionen mittelalterlicher Schriftmagie“, in: Erika Greber, Konrad Ehrlich u. Jan-Dirk Müller (Hgg.), *Materialität und Medialität von Schrift*, Bielefeld, 73–89.
- Schreiner, Klaus (2006), „Abecedarium. Die Symbolik des Alphabets in der Liturgie der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kirchweihe“, in: Ralf Stammberger (Hg.), „*Das Haus Gottes, das seid ihr selbst*“. *Mittelalterliches und barockes Kirchenverständnis im Spiegel der*

- Kirchweihe* (Wissenschaftliche Fachtagung im Erbacher Hof, Akademie des Bistums Mainz, 23.–26.01.2002), Berlin, 143–188.
- Schreiner, Klaus (2011), „Das Buch im Nacken. Bücher und Buchstaben als Zeichenhafte Kommunikationsmedien in rituellen Handlungen der mittelalterlichen Kirche“, in: Klaus Schreiner, *Rituale, Zeichen, Bilder. Formen und Funktionen symbolischer Kommunikation im Mittelalter*, hg. von Ulrich Meier, Gabriela Signori u. Gerd Schwerhoff, Köln/Weimar/Wien, 283–322.
- Schulz, Katja (2020), „Inscriptions in Old Norse Literature“, in: Ricarda Wagner, Christine Neufeld u. Ludger Lieb (Hgg.), *Writing Beyond Pen and Parchment. Inscribed Objects in Medieval European Literature* (Materiale Textkulturen 30), Berlin/Boston, 41–62, <https://doi.org/10.1515/9783110645446-003>.
- Seiffert, Aletta (2006), *Der Sakrale Schutz von Grenzen im Antiken Griechenland – Formen und Ikonographie* (Diss. Julius-Maximilians-Universität Würzburg).
- Senzel, Dennis (2018), „Makulatur“, in: Susanne Scholz u. Ulrike Vedder (Hgg.), *Handbuch Literatur und Materielle Kultur* (Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie 6), Berlin, 422–424.
- Shagrir, Iris/Gaposchkin, Cecilia (Hgg.) (2019), *Liturgy and Devotion in the Crusader States*, Abingdon.
- Sitz, Anna M. (2019), „Hiding in Plain Sight: Epigraphic Reuse in the Temple-Church at Aphrodisias“, in: *Journal of Late Antiquity* 12 (1), 136–168.
- Speyer, Wolfgang (1992), „Das Buch als magisch-religiöser Kraftträger im griechischen und römischen Altertum“, in: Peter Ganz (Hg.), *Das Buch als magisches und als Repräsentationsobjekt. Vorträge gehalten anlässlich des 26. Wolfenbütteler Symposions vom 11.–15. September 1989 in der Herzog-August-Bibliothek*, Wiesbaden, 59–86.
- Stapper, Richard (1937), „Kirchweihe und griechisches Alphabet im Korveyer Codex Wibaldi“, in: *Westfälische Zeitschrift* 93, 143–150.
- Suntrup, Rudolf (1980), „Te igitur-Initialen und Kanonbilder in mittelalterlichen Sakramentarhandschriften“, in: Christel Meier u. Uwe Ruberg (Hgg.), *Text und Bild: Aspekte des Zusammenwirkens zweier Künste im Mittelalter und früher Neuzeit*, Wiesbaden, 278–382.
- Swift, Ellen (2009), *Style and Function in Roman Decoration. Living with Objects and Interiors*, Aldershot.
- Theis, Christoffer (2015), „Mobile und immobile Schriftträger“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin, 611–618, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.611>.
- Thunø, Erik (2015), *The Apse Mosaic in Early Medieval Rome. Time, Network, and Repetition*, Cambridge.
- Tilley, Christopher (2002), „Metaphor, Materiality and Interpretation“, in: Victor Buchli (Hg.), *The Material Culture Reader*, London, 23–56.
- Turner, Victor (1964), „Betwixt and Between: The Liminal Period in Rites de Passage“, in: Melford E. Spiro (Hg.), *Symposium on New Approaches to the Study of Religion. Proceedings of the 1964 Annual Spring Meeting of the American Ethnological Association*, Seattle, 4–20.
- Veltri, Giuseppe (2002), „Das Ordal der ehebruchsverdächtigen Frau im jüdischen Mittelalter“, in: Giuseppe Veltri, *Gegenwart der Tradition. Studien zur jüdischen Literatur und Kulturgeschichte*, Leiden/Boston/Köln, 172–191.
- Vriezen, Karel J. (1998), *Inscriptions in Mosaic Pavements in Byzantine Palaestina/Arabia Quoting Texts from the Old Testament*, in: Leonard V. Rutgers, Pieter W. Van der Horst u. Henriette W. Hevelaar (Hgg.): *The Use of Sacred Books in the Ancient World*, Leuven, 247–261.
- Walaker Nordeide, Saebjorg/Brink, Stefan (Hgg.) (2013), *Sacred Sites and Holy Places: Exploring the Sacralization of Landscape through Time and Space*, Turnhout.

- Wallenwein, Kirsten (2021), „Die Reliquienauthentiken von Baume-les-Messieurs“, in: Tino Licht u. Kirsten Wallenwein (Hgg.), *Reliquienauthentiken. Kulturdenkmäler des Frühmittelalters*, Regensburg, 255–273.
- Watta, Sebastian (2018), *Sakrale Zonen im frühen Kirchenbau des Nahen Ostens. Zum Kommunikationspotenzial von Bodenmosaiken für die Schaffung heiliger Räume* (Spätantike – frühes Christentum – Byzanz. Reihe B: Studien und Perspektiven 45), Wiesbaden.
- Wenzel, Horst (2000), „Die Schrift und das Heilige“, in: Horst Wenzel, Wilfried Seipel u. Gotthart Wunberg (Hgg.), *Die Verschriftlichung der Welt. Bild, Text, Zahl in der Kultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit* (Schriften des Kunsthistorischen Museums 5), Wien, 15–58.
- Wieser, Matthias (2008), „Technik/Artefakte. Mattering Matter“, in: Stephan Moebius u. Andreas Reckwitz (Hgg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt a. M., 419–432.
- Willer, Laura (2015), *„Beschreib es und trag es versteckt“. Sogenannte magische Papyrusamulette aus dem römischen Ägypten in der Praxis – Ihre Herstellung und Handhabung* (Diss. Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg).
- Yasin, Ann Marie (2009), *Saints and Church Spaces in the Late Antique Mediterranean. Architecture, Cult, and Community*, Cambridge.
- Zöllner, Wolf (2018), *Regularkanoniker im Heiligen Land. Studien zur Kirchen-, Ordens- und Frömmigkeitsgeschichte der Kreuzfahrerstaaten* (Vita regularis. Abhandlungen 73), Berlin.

Kapitel 6

Politische Herrschaft und Verwaltung

Abigail S. Armstrong, Rodney Ast, Enno Giele, Julia Lougovaya,
Hannah Mieger, Jörg Peltzer, Joachim Friedrich Quack,
Chun Fung Tong, Sarina Tschachtli, Banban Wang

Kapitel 6

Politische Herrschaft und Verwaltung

Abigail S. Armstrong, Rodney Ast, Enno Giele, Julia Lougovaya, Hannah Mieger,
Jörg Peltzer, Joachim Friedrich Quack, Chun Fung Tong, Sarina Tschachtli,
Banban Wang*

Eine Botschaft über eine größere zeitliche und räumliche Distanz zu übermitteln, als es die mündliche Kommunikation könnte, und damit einen flüchtigen Gedanken oder einen sprachlichen Ausdruck als materialisiertes, externes Gedächtnis zu fixieren: Diese beiden Funktionen werden üblicherweise als der eigentliche Ursprung des Schreibens als Kulturtechnik postuliert.¹ Es wird angenommen, dass die Kulturtechnik des Schreibens entweder als Botschaften an eine übernatürliche, heilige Macht seinen Anfang genommen hat, die auch als Mittel zur Steigerung weltlicher Autorität gedient haben könnten, oder aus der Notwendigkeit geboren wurde, eine immer komplexer werdende Wirtschaft zu organisieren, die Einnahmen aus staatlichen (oder Tempel-) Ressourcen und deren Umverteilung beinhaltete.²

Vielleicht nicht ganz zufällig sind diese beiden Funktionen auch meistens die eigentliche Grundlage politischer Herrschaft und Verwaltung. Politische Herrschaft ist untrennbar mit dem verbunden, was wir hier pragmatisch ‚Staat‘ nennen wollen, also ein Gefüge hierarchisch geordneten gesellschaftlichen Handelns, das über die Dimension solcher Gruppen hinausgeht, deren Mitglieder sich persönlich kennen (etwa Familien oder Dorfbevölkerungen). Ein solches Gefüge ist darauf angewiesen, dass Botschaften unter allen Gruppenmitgliedern verbreitet werden; es muss sich selbst legitimieren und diese Legitimation überzeugend und dauerhaft gestalten.³ Auch Verwaltung braucht Nachrichten, die verbreitet und an bestimmte Gruppenmit-

1 Eine kritische Diskussion dieser Annahmen findet sich in den Ausführungen zu Kapitel 1, These 1.

2 Postgate/Wang/Wilkinson 1995. Siehe auch Martin 1988 (oder seine englische Übersetzung: Cochrane 1994), der die oben erwähnten konkurrierenden Theorien kombiniert, allerdings auf eine eher abstrakte Weise.

3 Die Einschränkung hinsichtlich Größe und Art der politischen Herrschaft erscheint für unsere Zwecke notwendig, da es freilich Gesellschaften oder „Gemeinschaften gab und gibt, die keine übergreifende Führungs- und Autoritätsstruktur, keinen Souverän, keinen Häuptling, keinen König, keinen ständigen Rat für Leitung oder Koordination ihrer Angelegenheiten haben“. Solche werden daher als „akephale (das heißt kopflose [...]) Gesellschaften“ bezeichnet (Goody 1986, 88). Es ist noch offen, ob oder inwieweit solche politischen Gefüge auf das Schreiben angewiesen waren, um ihr führerloses kollektives Handeln aufrechtzuerhalten, und wie groß sie werden konnten, bevor sie der Art von despotischer Herrschaft erlagen, die frühere Generationen von Gelehrten als unvermeidlich postuliert haben.

* In alphabetischer Reihenfolge.

glieder gesendet werden müssen, um ihre Aktionen räumlich und zeitlich zu koordinieren.⁴ Aber noch mehr braucht es schriftliche Aufzeichnungen von Besitztümern und Personen, deren Auflistung sowie den Aufbau von Archiven als Aufbewahrungsorten für das Informationsmanagement.⁵

Mit diesen theoretischen Überlegungen werden zwei Sphären hervorgehoben, nämlich ‚Herrschaft‘ / ‚Ausdruck von Autorität‘ und ‚Verwaltung‘ / ‚Informationsmanagement‘, in denen sich das Schreiben als staatliche Praxis seit seinen Anfängen entwickelt und in denen es gedeiht. Selbstverständlich sind Verwaltung und Informationsmanagement nicht auf staatliche Praktiken beschränkt, sondern bilden als Betriebswirtschaft auch den Kern von Wirtschaftsunternehmungen. Aber hier konzentrieren wir uns aus pragmatischen Gründen überwiegend auf staatliche Akteure. In jedem Fall definieren die beiden oben genannten Sphären die grundlegendsten Funktionen von Geschriebenem. Als ‚Herrschaftsschrifttum‘ werden hier daher Texte bezeichnet, die politische Herrschaft darstellen, begründen und legitimieren, während Texte, die relevante Informationen erbitten, bereitstellen, sammeln, zusammenfassen, archivieren und abrufen und damit politische Herrschaft ermöglichen bzw. unterstützen, als ‚Verwaltungsschrifttum‘ bezeichnet werden. Meistens verteilen sich grundlegende binäre Charakterisierungen von Geschriebenem wie ‚öffentlicher vs. eingeschränkter Zugang‘, ‚Wahrheitsanspruch vs. Anspruch, genau und umfassend zu sein‘, ‚für die Ewigkeit vs. den (einzelnen oder wiederholten) Augenblick‘ recht gut auf die beiden unterschiedlichen Kategorien Herrschaft und Verwaltung, wobei betont werden muss, dass es sich bei diesen beiden lediglich um hermeneutische Kategorien handelt, nicht um in sich geschlossene Gattungen, und es gibt sicherlich auch viele Übergänge und Überschneidungen zwischen beiden.

Um politische Autorität zu beanspruchen oder politische Herrschaft jeglicher Art zu rechtfertigen, müssen die Beherrschten – und vielleicht auch die herrschende Elite selbst sowie andere Herrscher oder die Götter – von der Legitimität dieser Herrschaft *überzeugt* werden. Anstatt die Beherrschten einfach gewaltsam unter das Joch zu *zwingen*, bringt die Legitimation politischer Herrschaft eine spezifische kommunikative Situation mit folgenden Bedingungen mit sich.

Die Argumente, die im Herrschaftsschrifttum legitimierend sein sollen, stellen normalerweise eine einseitige Botschaft von einem Sender (den Herrschern oder ihren Fürsprechern) an einen Empfänger (die Beherrschten) dar. Zwar kann jeder Anspruch auf Herrschaft angefochten werden, aber er wird nicht mit der Absicht erhoben, dass

⁴ Obwohl Goody in Bezug auf das Modell des kollektiven Handelns – d. h. seine akephalen Gesellschaften – ausdrücklich versichert, dass „[a]uf dieser Ebene Literalität [und damit auch: Geschriebenes] keine Rolle im Gemeinwesen spielte“, ist er sich ebenso sicher, dass „[d]ie Bürokratie, das heißt die Trennung verschiedener Arten von Verwaltungstätigkeit in einer bestimmten Organisation [...], entscheidend [...] von der Fähigkeit abhängt, auf Distanz zu kommunizieren, Informationen in Dateien zu speichern und die Interaktion tendenziell zu entpersonalisieren“ (Goody 1986, 89–90).

⁵ Nissen/Damerow/Englund 2004.

dies passieren sollte; er ist prinzipiell als Monolog gedacht, nicht als Dialog. Dennoch muss die Nachricht öffentlich und für so viele Empfänger wie möglich zugänglich gemacht werden. Wie jedes Argument muss sie einen Wahrheitsanspruch erheben. Sie darf nicht auf Zweifel oder einer Wahl zwischen gleichwertigen Alternativen beruhen. Selbst in einer Demokratie besteht Herrschaftslegitimation in dem Argument, dass bestimmte politische Kandidaten (bzw. bereits gewählte Politiker) für eine aktuelle politische Konstellation am besten gerüstet und daher der vorübergehend in sie investierten politischen Macht würdig sind. Wie jede Form von Überzeugungsarbeit kann Herrschaftsschrifttum auf rationalen, irrationalen oder emotionalen Ebenen oder sogar auf allen diesen gleichzeitig wirken. Daher ist das Medium manchmal wichtiger als die eigentliche Botschaft, die Wirkung wichtiger als Klarheit. Dabei wird die Inszenierung einer Botschaft zu einem entscheidenden Faktor, um deren Überzeugungskraft zu erhöhen.

Schließlich enthält das Argument in der Regel zumindest implizit die Idee, dass die beanspruchte Herrschaft entweder dauerhaft überall dort gilt, wo die Nachricht verbreitet wird, oder dass sie zumindest für einen bestimmten Zeitraum und in einem genau definierten Gebiet gültig ist. Mit anderen Worten, der Anspruch kann unbestimmt sein (lebens- oder dynastielang und grenzenlos, d. h. weltweit oder sogar kosmologisch), oder er kann zeitlich und örtlich begrenzt und an die Erfüllung bestimmter Bedingungen gebunden sein (an das Mandat des Himmels oder die Zustimmung der Götter, zum Beispiel).

Nichts davon *muss* verschriftlicht werden. Das für Überzeugungsarbeit so wichtige Charisma kommt durch persönliche Auftritte, etwa in Reden, oft besser zur Geltung.⁶ Aber da Öffentlichkeit und Dauerhaftigkeit der Botschaft ebenfalls wichtige Faktoren sind, wird Geschriebenes oft als mächtiges Werkzeug eingesetzt, um beides zu erreichen. Dabei werden die eingesetzten Schriftträger tendenziell so gewählt werden, dass sie das Legitimationsargument durch ihren Gesamteindruck, ihre Größe, Schönheit, Haltbarkeit, Sichtbarkeit, Platzierung und so weiter stützen.

Informationsmanagement hingegen setzt stark auf Interaktion und Dialog, auf Vertraulichkeit statt Öffentlichkeit, Klarheit statt Appell an Emotionen, Genauigkeit statt ‚Wahrheit‘ und Aktualität statt Permanenz. Informationen können zwar durch Beobachtung gewonnen werden, aber ohne die Mitwirkung einiger Beherrscher (oder zumindest von Funktionären) in Form von Berichten kann ein Staat nicht regiert werden. Und obwohl bürokratische Sprache dafür berüchtigt ist, unverständlich und – manchmal absichtlich – uneindeutig zu sein, müssen sich Machthaber ganz allgemein auf eindeutige Berichte verlassen können, um gut informiert zu sein. Ebenso müssen

⁶ Dies bezieht sich natürlich auf persönliches Charisma in dem Sinne, wie Max Weber den Begriff verwendet hat, als er die Kategorie der „charismatischen Herrschaft“ bezeichnete; siehe Weber 2009 [1922], 221; siehe auch seine Behauptung, dass auch andere, stark auf Bürokratie beruhende Herrschaftsformen tatsächlich nicht ganz auf die persönliche Ausstrahlung von Führern verzichten können (ebd., 218).

sie in der Hierarchie deutlich nach unten kommunizieren, wenn sie wollen, dass die Beherrschten ihre Wünsche ausführen. Mag es aus dem gleichen Grund bei vielen Anordnungen notwendig sein, sie öffentlich zu machen, müssen Herrschende oder Verwalter aber auch immer ihren Informationsvorsprung gegenüber den Beherrschten behalten. Wo dies nicht möglich ist, müssen sie zumindest den Anschein erwecken, mehr zu wissen, und die Fähigkeit behalten, den Zugang zu Informationsquellen zu kontrollieren, Verfahren zum Sammeln von Informationen einzuführen oder zu entscheiden, welche Fakten von Bedeutung sind. Für Herrscher ist es eindeutig von Vorteil, wenn die Informationen, die ihnen vorliegen, nicht nur klar, sondern auch genau und umfassend sind. Sie müssen nicht im moralischen oder rechtfertigenden Sinne ‚wahr‘ sein, aber Entscheidungen auf der Grundlage falscher Informationen zu treffen, ist der Regierung nicht förderlich. Aus dem gleichen Grund müssen Informationen für Regierungen aktuell sein. Das Sammeln von Informationen zielt nicht auf das Einmalige, sondern auf den steten Zustrom eingehender Nachrichten und deren regelmäßige Aktualisierung. Das Ziel ist es, ein Repositorium an Informationen aufzubauen, auf das diejenigen, die Macht ausüben, jederzeit nach Bedarf zurückgreifen können.

Wiederum müssen dabei nicht alle verwaltungsrelevanten Informationen schriftlich fixiert werden. Einige Nachrichten werden aus Sicherheitsgründen nur mündlich weitergegeben. Dort aber, wo Schrift zur Speicherung und Übermittlung von Informationen als Basis für eine erfolgreiche und effiziente Verwaltung dient, kann sie die Erinnerung wahrende Funktion von Schrift gut nutzen. Dies wird zur Einrichtung von Archiven führen, deren Zugang kontrolliert werden muss.⁷

Wie im Fall des autoritativen Herrschaftsschrifttums ist auch für das Verwaltungsschrifttum zu erwarten, dass die ausgewählten Materialien und Praktiken den spezifischen Zwecken des Informationsmanagements dienen, die sich von den Zwecken unterscheiden, die Herrschaftsansprüche mit sich bringen. Die in der Verwaltung verwendeten Schreibmaterialien müssen auf eine schnelle Herstellung, Handhabung und Beförderung ausgelegt sein; sie sind normalerweise in ausreichender Zahl verfügbar, bequem tragbar und einfach herzustellen, zumindest von den Funktionären und denen, die sie verwenden sollen (aber nicht unbedingt von irgendjemand anderem). Diese Schreibmaterialien müssen auch archivierbar sein, was bedeutet, dass sie leicht zu organisieren, zu lagern, wiederzufinden, zu entsorgen und zu ersetzen sind. Auch wenn es immer einige Daten geben wird, die unveränderlich und dauerhaft sind, ist eine gute, alltägliche Verwaltung grundsätzlich auf viele Informationen angewiesen, die mehr oder weniger kurzlebig sind und die – buchstäblich – nicht ‚in Stein gemeißelt‘ werden müssen. Das Sammeln von Informationen ist normalerweise ein zyklisches und sich wiederholendes Geschäft. Im Gegensatz zum Bemühen um die Ansammlung von Macht, das jeder Herrschaft zugrunde liegt, kann eine Verwaltung mit dem Problem konfrontiert werden, zu wenig oder zu viel Informationen gesam-

⁷ Siehe Kapitel 3 ‚Gedächtnis und Archiv‘.

melt zu haben, da diese nicht vollständig selbst generiert werden, sondern die Verwaltung auf Gelegenheiten und externe Informationsquellen angewiesen ist.

Diese kommunikativen Situationen lassen bestimmte Materialitäten angemessener erscheinen als andere.⁸ Sobald Konventionen der Materialität jedoch einmal etabliert sind, werden sie zu einem Code, den ihre Benutzer bewusst einsetzen können. Daher sehen wir manchmal, dass Verwaltungsschreiben als Herrschaftsschreiben inszeniert werden, und wenn dies geschieht, ist es oft von einem Wechsel der Materialität begleitet. Dies ist beispielsweise der Fall, wo Verwaltungslisten veröffentlicht wurden, um die Großmut eines Herrschers zu demonstrieren, und dann von vergänglichem Holz, Bambus, Papyrus oder Papier auf dauerhaften Stein oder Bronze übertragen wurden. Ebenso sind Größe, Layout, Farbe, Ausschmückung etc. alles Parameter, die in den meisten Fällen für Herrschaftsschrifttum mit seinem öffentlichen und entweder großspurigen oder subtil verfeinerten Autoritätsanspruch anders eingesetzt werden als für Verwaltungsschrifttum, das hastig oder akribisch genau, aber immer möglichst effizient und sachlich täglich Informationen sammelt und Buch führt.

In einigen Bereichen ist die Unterscheidung zwischen Herrschafts- und Verwaltungsschrifttum weniger klar. Rechtstexte – also Gesetzgebung, Kodifizierung, Verlautbarung und Rechtsprechung – haben zum Beispiel tendenziell einen doppel- oder mehrdeutigen Charakter. Die Rechtsprechung ist dazu da, Konflikte zu regeln und von Fall zu Fall zu entscheiden, um das reibungslose Funktionieren der Gesellschaft zu gewährleisten, ähnlich wie die Verwaltung; aber in vormodernen Zeiten waren Gerichtsentscheidungen, ganz zu schweigen von der Gesetzgebung, Vorrecht politischer Gewalten und dienten durchaus auch zur Stärkung ihrer politischen Autorität. Kodifizierte Gesetze sowie königliche oder kaiserliche Edikte und Dekrete müssen ihrer Natur nach Autorität demonstrieren. Gleichzeitig dienen sie auch dem sehr praktischen Zweck der Organisation und Lenkung des Verhaltens der Masse der Beherrschten. Sie müssen also Ehrfurcht gebietend, aber gleichzeitig verständlich und klar sein. Darüber hinaus stellen sie ein praktisches Problem für die Verwaltung dar: Sie fallen ständig neu an und werden mit der Zeit durch ihre schiere Menge zu einer Herausforderung für Archivierung und Wiederauffindbarkeit. Sie können auch politisch peinlich werden, wenn bisherige Gesetze, Schwüre, Verträge oder Bündnisse obsolet werden und daraufhin geheim gehalten oder stillschweigend gelöscht werden müssen.

In vielen non-typographischen Gesellschaften gab es außerdem ein Element, das die hier getroffene Unterscheidung zwischen ‚Herrschafts-‘ und ‚Verwaltungsschrifttum‘ potentiell verwischt. Dies war die oft transzendente oder kosmologische Rechtfertigung einer Herrschaft. In diesem Zusammenhang repräsentierten Verwaltungsschriften – noch deutlicher als in der Neuzeit – politische Herrschaft durch ihre bloße

⁸ Neben der kommunikativen Situation ist auch die tatsächliche territoriale Ausdehnung eines Herrschaftsbereichs vom Faktor der Materialität des Verwaltungs- und Herrschaftsschrifttums betroffen. Vgl. dazu Innis 2007 [1950], 26–27, der die jeweils unterschiedliche Eignung verschiedener Medien bespricht.

Existenz, und ihre Anwesenheit erinnerte ihre Benutzer an die Machtverhältnisse, an denen sie beteiligt waren. So wurde häufig alles, was die Äußerungen der Herrschenden repräsentierte – ihr Name oder ihre Darstellung – mit kostbarem Material, Layout, Größe und Farbe sowie besonderer Wortwahl und speziellen Verfahren während der Produktions- und Rezeptionsprozesse aufgewertet, selbst wenn der Inhalt des Geschriebenen rein administrativen Zwecken diene. So nimmt dieses Kapitel zwar häufig auf ‚Herrschafts-‘ und ‚Verwaltungsschrifttum‘ als zwei grundlegende Kategorien Bezug, um konkrete historische Beispiele besser kontextualisieren und klassifizieren zu können, aber fallweise erweist sich diese Klassifizierung als wenig nützlich. In diesen Fällen müssen andere Kontextualisierungen vorgenommen werden, um dem hermeneutischen Zweck zu dienen.

Ein solcher Kontext wird durch die Struktur der folgenden Erzählung bereitgestellt. Er wird durch den diachronen Rahmen bestimmt, den der Produktionsprozess beschriebener Artefakte und die verschiedenen Umstände dieser Produktion natürlicherweise liefern. In diesem Rahmen sollen acht oft bewusst vereinfachende Thesen aufgestellt werden, um die Leserinnen und Leser unmittelbar in die Thematik des jeweiligen Abschnitts einzuführen, der dann Konkretisierungen und auch Gegenbeispiele enthalten mag.

Der erste Abschnitt (These 28) befasst sich mit den kulturellen Kontexten, die die von uns analysierten Objekte und Handlungen überhaupt erst möglich machen. Das sind Sprach- und Schriftsysteme, ohne die keine offizielle Schriftkultur entstehen kann. Dazu gehören insbesondere Aspekte wie Mehrsprachigkeit und Übersetzung. Der zweite Abschnitt (These 29) analysiert den räumlichen und performativen Kontext, also die Bedeutung von Ort, Setting und Inszenierung von Herrschafts- und Verwaltungsschrifttum. Dies umfasst Veröffentlichung wie auch Geheimhaltung. Im dritten Abschnitt (These 30) werden die physikalischen Eigenschaften, die Form und die Abmessungen der schrifttragenden Artefakte sowie Aspekte der Herstellung und Standardisierung von Schriftträgern vor ihrer Beschriftung behandelt; das heißt, hier geht es um die Wahl des Schreibmaterials. Im weiteren Verlauf des Produktionsprozesses wird in den folgenden drei Abschnitten herausgearbeitet, wie die Schriftträger ihre Beschriftung erhalten haben, ggf. mit Illustrationen und/oder Echtheitsnachweisen versehen wurden und wie all diese Elemente bewusst eingesetzt wurden, um bestimmte Ziele zu erreichen. Der vierte Abschnitt (These 31) widmet sich zunächst der Gestaltung der Schrift auf dem Träger, dem Layout. Im Mittelpunkt des fünften Abschnitts (These 32) steht die Art der Schrift, also deren Ausführung als Kursiv-, Standard-, Auszeichnungsschrift usw. Der sechste Abschnitt (These 33) wendet sich kurz dem Gebrauch von Illustrationen in Herrschafts- und Verwaltungsschrifttum zu. Der siebte Abschnitt (These 34) beendet die Diskussion des Produktionsprozesses, indem er die Mittel der Authentifizierung untersucht, wobei der Schwerpunkt insbesondere auf Siegeln und Zählkerben liegt. Schließlich werden im achten Abschnitt (These 35) gängige Reaktionen auf und Interaktionen mit den fertigen Schriftstücken seitens der Rezipienten von Herrschafts- und Verwaltungsschrifttum betrachtet.

These 28

Herrscher und Administratoren in Gebieten mit mehreren Sprachen wählten bewusst, welche Sprachen und Schriftsysteme als Geschriebenes materialisiert wurden. Die Beschriftung eines Denkmals mit einem Text in mehreren Sprachen diente fast immer in erster Linie der Visualisierung von Autorität.

Ganz am Anfang einer Diskussion materialer Textkulturen im Kontext von Herrschaft und Verwaltung steht die Feststellung, dass Schreiben keine Voraussetzung für Herrschaft ist. Eine Sprache schriftlich festzuhalten, ein Prozess, den man als Materialisierung von Sprache bezeichnen könnte, ist eine bewusste Entscheidung. Diese Entscheidung war umso relevanter, je mehr sich die Herrschaft über Menschen mit unterschiedlichen Sprachen erstreckte oder wenn die Herrscher und/oder ihre Verwaltung versuchten, Menschen von außerhalb anzusprechen, die möglicherweise andere Sprachen sprachen (z. B. Kaufleute). In mehrsprachigen Gemeinwesen, die schon sehr früh in der Geschichte zu beobachten sind und wahrscheinlich eher die Regel als die Ausnahme darstellten, ist die Frage, welche Sprache(n) materialisiert wurden und welche nicht, von einiger Bedeutung für das Verständnis der jeweiligen politischen und administrativen Kultur.

Um das Potential einer solchen Untersuchung zu veranschaulichen, werden wir kurz auf die Materialisierung von Sprache(n) in einer kleinen Anzahl mehrsprachiger Gemeinwesen eingehen, die vom alten Ägypten bis zum mittelalterlichen England reichen. Zunächst soll ein allgemeiner Überblick darüber gegeben werden, wie die Herrscher in ihren jeweiligen Reichen mit dem Thema Mehrsprachigkeit umgingen und ob es eine Rangordnung zwischen den Sprachen gab, bevor wir uns der Frage zuwenden, inwieweit sich Mehrsprachigkeit in den Schriften der lokalen Verwalter niederschlug. Der letzte Teil wird kurz auf ein spezifisches Phänomen des Herrschaftsschrifttums eingehen: die Verwendung mehrerer Sprachen auf öffentlichen Denkmälern.

In Manuskripten materialisierte Sprachen: Entscheidungen zwischen Ideologie und Pragmatismus

Ein Beispiel für Reiche, die mehrere ursprünglich unabhängige politische und sprachliche Gruppen unter ihre Herrschaft brachten und die Sprache (und Schrift) der dominierenden politischen Gruppe für die oberste Verwaltungsebene festlegten, stellt das römische Reich dar, das Latein im Westen und Griechisch im Osten verwendete. Aber grundlegende administrative Bedürfnisse erforderten auch die Berücksichtigung der unterschiedlichen Sprachen der lokalen Bevölkerung. Ein bemerkenswerter Fall ist

das altpersische Reich, das nicht Persisch zur Verwaltungssprache machte, sondern Aramäisch, wie in Dokumenten vom äußersten Westen (Ägypten) bis zum fernen Osten (Baktrien) zu sehen ist.⁹ Diese Sprache und Schrift war nicht spezifisch für eine politisch dominierende Gruppe, aber vergleichsweise leicht zu erlernen und hatte bereits vor der persischen Eroberung eine Rolle in der Verwaltung der neuassyrischen und neubabylonischen Reiche gespielt.

Im Vergleich zum römischen oder persischen Reich umfasste das englische Königreich im 11. Jahrhundert nur ein kleines Gebiet. Und doch beherbergte es am Vorabend der normannischen Eroberung im Jahr 1066 eine Reihe von Sprachgemeinschaften: Altenglisch, Altnordisch, verschiedene Formen von Keltisch und sogar das normannische Altfranzösisch wurden auf den Britischen Inseln gesprochen. Diese Mehrsprachigkeit spiegelt sich jedoch nur teilweise in den Dokumenten wider, die von den angelsächsischen Königen ausgestellt wurden. Jene wurden auf Latein und Altenglisch verfasst und verschriftlichten daher nur die Sprachen, die mit königlicher Autorität verbunden waren.¹⁰

Während Latein zu dieser Zeit die *lingua franca* der Urkunden in Europa war, war die Verwendung einer Umgangssprache in Urkunden außergewöhnlich. Diese Praxis hob das Altenglische deutlich von den anderen gesprochenen Sprachen ab und machte es zu so etwas wie einer ‚offiziellen‘ Umgangssprache im Reich. Die normannischen Eroberer waren von Haus aus eine andere Verwaltungspraxis gewohnt. Ihre gesprochene Sprache, das Französische, kam in den Urkunden nicht vor, denn diese waren alle in lateinischer Sprache abgefasst.

Nach der Eroberung der Insel führte der neue König Wilhelm (reg. 1066–1087) diese heimische Praxis jedoch nicht sofort in England ein. Zunächst stellte er weiterhin Urkunden auf Altenglisch aus und bediente sich dabei des Personals, das bereits beim angelsächsischen König Eduard dem Bekenner (reg. 1042–1066) beschäftigt gewesen war. Bemerkenswerterweise war Altenglisch in den ersten Jahren von Wilhelms Herrschaft praktisch die einzige Sprache, die in königlichen Mandaten und Urkunden verwendet wurde – nur eine einzige lateinische Urkunde ist aus der Zeit vor 1070 erhalten.¹¹ Die fortgesetzte Verwendung des Altenglischen war in erster Linie ein politisches Statement und weniger das Ergebnis praktischer Erwägungen (z. B. bestehender Verwaltungsroutinen oder der Verständlichkeit von Entscheidungen durch die englische Bevölkerung). Obwohl Wilhelm bestrebt war, die kurzlebige Herrschaft seines Gegners in Hastings, Harold (reg. 1066), vergessen zu machen, war

⁹ Zu Ägypten siehe Porten/Yardeni 1986–1999; zu Baktrien siehe Naveh/Shaked 2012. Generell siehe Tavernier 2017.

¹⁰ Keynes 2013, 135–137.

¹¹ *Regesta regum Anglo-Normannorum*, 48. Die Urkunde (Nr. 35) wurde sehr wahrscheinlich vor 1070 ausgestellt). Ein weiteres Stück aus der Zeit vor 1069 ist eine lateinische Übersetzung eines altenglischen Mandats, Nr. 32. Zu volkssprachlichen Dokumenten nach der Eroberung im Allgemeinen siehe Pelteret 1990.

er sehr daran interessiert, sein eigenes Königtum mit dem von Harolds Vorgänger, Eduard, zu verbinden. Wilhelm versuchte, sich als legitimer Nachfolger von König Eduard zu positionieren. Die Verwendung des Altenglischen mag durchaus dazu gedient haben, auf ein gewisses Maß an Kontinuität zwischen den Regierungszeiten von Eduard und Wilhelm hinzuweisen. Darüber hinaus könnte es auch ein Signal an die Angelsachsen, insbesondere die Mitglieder der überlebenden Elite, von Wilhelms Kooperationsbereitschaft gewesen sein. Als Wilhelm jedoch 1070 seine Politik der Zusammenarbeit mit den überlebenden Mitgliedern der angelsächsischen Elite beendete und aktiv ihre Ersetzung durch Normannen anstrebte, endete auch die Praxis, königliche Dokumente ausschließlich auf Altenglisch zu verfassen.¹²

Doch das Altenglische verschwand nicht ganz. Eine eher seltene Besonderheit unter den von Wilhelm nach 1070 ausgestellten Schriftstücken stellte die zweisprachige Urkunde dar. In dieser stand gewöhnlich, bis auf eine bekannte Ausnahme, zuerst der lateinische, dann der altenglische Text.¹³ In diesem speziellen Fall machte die Reihenfolge der Sprachen deutlich, wer die Eroberer und wer die Besiegten waren.

Latein wurde so zur einzigen verschriftlichten Sprache der herrschenden Elite, doch war es nicht die einzige Sprache, die mit den neuen Herrschern in Verbindung gebracht wurde. Die von den Eroberern verwendete französische Umgangssprache war ein mindestens ebenso bezeichnendes und wirksames Symbol ihrer sozial gehobenen Stellung. Im Gegensatz zur Situation im angelsächsischen Königreich und im normannischen Herzogtum, wo die gesprochene Sprache der herrschenden Elite von den Beherrschten geteilt wurde, sprachen in England nach 1066 Eroberer und Eroberte in der Regel unterschiedliche Idiome. Die Invasoren teilten ihre Sprache nicht mit ihren Untertanen. Dies zeigt auch, dass die Materialisierung einer Sprache als solcher – durch ihre Schrift – nicht automatisch eine ausschließliche Verbindung zwischen dieser Sprache und dem/den Herrschenden herstellte. Das geschriebene (materialisierte) Wort war nicht unbedingt das wichtigere. Außerdem war die Anerkennung der Umgangssprache nicht auf das Französische beschränkt. Von der königlichen Kanzlei ausgestellte Dokumente richteten sich ausdrücklich nicht nur an französischsprachige Personen, sondern auch an englisch-, dänisch- und gälischsprachige. Die Eroberer wussten um die multilinguale Realität ihres Reiches. Ihr Fokus auf eine (und in den seltenen Fällen von Urkunden auf Latein und Altenglisch auf zwei) bestimmte Sprache(n) zielte nicht darauf ab, die Existenz anderer Sprachen zu leugnen oder gar zu unterdrücken.¹⁴

Die Wahl, welche Sprache tatsächlich verwirklicht werden würde, hing also von verschiedenen Faktoren ab. Es ist wichtig festzuhalten, dass es keine allgemeingültigen Regeln gab, die die Wahl der Sprache(n) bestimmten. Es ist nicht einmal selbstverständlich, dass es immer die vom Herrscher gesprochene Sprache war, die unbe-

¹² *Regesta regum Anglo-Normannorum*, 50.

¹³ *Regesta regum Anglo-Normannorum*, 50–52.

¹⁴ Sharpe 2011.

dingt unter den verschriftlichten sein musste. Auch das Anliegen, dass die Schrift von allen Empfängern verstanden werden sollte, diktierte nicht immer die Wahl. Welche Sprache Herrscher für ihre Schriften verwendeten, war im Großen und Ganzen eine ideologische Wahl im weitesten Sinne des Wortes, die durch Gewohnheiten, konkrete politische Ziele oder andere Aspekte beeinflusst sein konnte.

Ebenso kann nicht davon ausgegangen werden, dass die Schriftstücke lokaler Amtsträger den möglicherweise mehrsprachigen Hintergrund der Menschen widerspiegeln, mit denen sie zu tun hatten. Es scheint zwar eine gewisse Korrelation zwischen dem Grad der Literalität in der Gesellschaft und der Verwendung mehrsprachiger Dokumente durch lokale Administratoren zu geben (je höher die Literalität, desto höher die Wahrscheinlichkeit mehrsprachiger Dokumente), aber es gibt keinen Automatismus, der auf dieser Korrelation basiert. Ob und inwieweit Dokumente mehrsprachig verfasst wurden, beruhte immer auf einer bewussten Entscheidung der örtlichen Verwalter. Deren Wahl konnte sowohl von pragmatischen als auch von ideologischen Gründen bestimmt sein. Ob hinsichtlich der Mehrsprachigkeit ein Unterschied zwischen Verwaltungs- und Herrschaftsschrifttum bestand, bleibt daher im jeweiligen Einzelfall zu prüfen.

Die Arbeitsbedingungen in der subalternen Verwaltung legten es allerdings oft nahe, keine mehrsprachigen Texte zu verwenden, sondern nur die lokal gebräuchliche Sprache und Schrift und ggf. Übersetzungen. Die Notwendigkeit der Übersetzung mancher Verwaltungsschriften kann durch demotische ägyptische Briefe aus dem achämenidischen Ägypten¹⁵ belegt werden, die entweder ausdrücklich auf eine Übersetzung aus dem Aramäischen hinweisen oder an ihrem unidiomatischen Sprachgebrauch als solche erkennbar sind. Es gibt auch einen demotischen ägyptischen Brief in hieratischer Schrift aus dem Ägypten der Römerzeit, der angibt, dass er aus dem Griechischen übersetzt wurde.¹⁶

In der griechisch-römischen Welt wurden Verwaltungstexte auf lokaler Ebene in der Regel in der Sprache der lokalen Verwaltung verfasst, die dieselbe war wie die Sprache zumindest eines großen Teils der Bevölkerung, aber, wie im mittelalterlichen England, möglicherweise nicht die Sprache der Zentralbehörde. So wurden im östlichen Teil des römischen Reiches Dekrete, Briefe oder sonstige Anordnungen hochrangiger Regierungsvertreter, die in lateinischer Sprache ergangen waren, routinemäßig ins Griechische übersetzt. Ein anschauliches Beispiel ist ein Ostrakon mit einem Präfekturbrief, der in Mons Claudianus gefunden wurde, einem Ort in der Ostwüste Ägyptens, wo sich die kaiserlichen Steinbrüche der Römer befanden und der unter der Kontrolle und dem Schutz der Armee stand.¹⁷ Der Text auf dem Ostrakon ist die griechische Übersetzung eines lateinischen Originals, in dem der Präfekt von Ägypten anordnete, dass sein Urteil im Fall zweier Soldaten, die beschuldigt worden

¹⁵ Dies meint das Ägypten unter persischer Herrschaft (526–404/401 v. Chr.); siehe Quack 2021.

¹⁶ Quack 2020.

¹⁷ Eine Edition des Briefes (O.Claud. inv. 7218) findet sich bei Bülow-Jacobsen 2013.

waren, ihre Kameraden bei einem Angriff feindlicher Einheimischer im Stich gelassen zu haben, in Militärfestungen rund um die Steinbrüche veröffentlicht werden sollte. Dass der Präfekt von Ägypten als Oberbefehlshaber der gesamten Provinz anstatt eines untergeordneten Entscheidungsträgers mit diesem Fall befasst war, ist auf die Schwere des Vergehens zurückzuführen. Die Sprache des Gouverneurs war Latein, aber sein Befehl kursierte in griechischer Übersetzung, da dies die Sprache der Mehrheit der stationierten Soldaten sowie der örtlichen Verwaltung war.

In einigen Verwaltungsdokumenten wurde sowohl Griechisch als auch Latein verwendet, aber die darin verschriftlichten Texte unterschieden sich normalerweise in Inhalt und Funktion. Beispielsweise konnte ein Text in der einen Sprache eine Zusammenfassung des Textes in der anderen sein, wie im Fall der Geburtsurkunde einer Tochter des römischen Soldaten Longinus, die ihm am 26. Dezember 131 n. Chr. von seiner Konkubine in Philadelphia im Fayum geboren wurde. Eine Wachstafel enthält zunächst den lateinischen Text mit einer Reihe von Informationen, darunter die militärische Zugehörigkeit von Longinus, die Namen seiner Tochter und seiner Konkubine sowie Ort und Datum der Geburt des Kindes. Es folgt eine Zusammenfassung in griechischer Sprache, die eine einfache Geburtsurkunde umfasst und auf Details im Text darüber, also auf das lateinische Dokument, verweist.¹⁸

Am auffälligsten sind die unterschiedlichen Funktionen der beiden Sprachen in den Akten der römischen und spätantiken Gerichtsverfahren aus Ägypten. Der stark formalisierte Kopf des Dokuments ist auf Latein, die Fallbeschreibung auf Griechisch und das Urteil des Richters auf Latein verfasst, manchmal gefolgt von einer griechischen Übersetzung desselben. Offensichtlich waren die Parteien in solchen Gerichtsprozessen Griechen, die Fälle wurden aber auf Latein verhandelt, das Urteil dann schließlich in den griechischsprachigen Kontext übertragen. Aus dem gleichen Grund erfolgte die notarielle Beglaubigung¹⁹ griechischer Urkunden oft in lateinischer Sprache.

Ein anschauliches Beispiel für ein mehrsprachiges Dokument aus dem mittelalterlichen Ägypten ist ein Brief des arabischen Gouverneurs Qurra ibn Šarik aus dem Jahr 709 n. Chr (Abb. 1). Es richtet sich an die Siedlung Aphrodito in Oberägypten und fordert die Zahlung einer lokalen Steuer. Vermutlich um das Dokument vor Ort besser verständlich zu machen, wurde der arabische Text der ersten sieben Zeilen darunter ins Griechische übersetzt. Außerdem verwendet der griechische Text unten anstelle des Datums des islamischen Hidjra-Kalenders im oberen Teil das entsprechende Datum gemäß dem lokalen vorislamischen alexandrinischen ägyptischen Kalender.²⁰

In der griechisch-römischen Antike ist die Kombination von Texten gleichen Inhalts in mehr als einer Sprache in Verwaltungsdokumenten insgesamt gesehen dennoch selten. Eine bemerkenswerte Ausnahme ist ein Edikt zur Eindämmung des

¹⁸ Viereck/Zucker 1926, Nr. 1690. Eine Abbildung findet sich online in der *Berliner Papyrusdatenbank*, <https://berlpap.smb.museum/04001/> (Stand: 28.9.2021).

¹⁹ Siehe These 31.

²⁰ SB I 5638; vgl. Richter 2010.

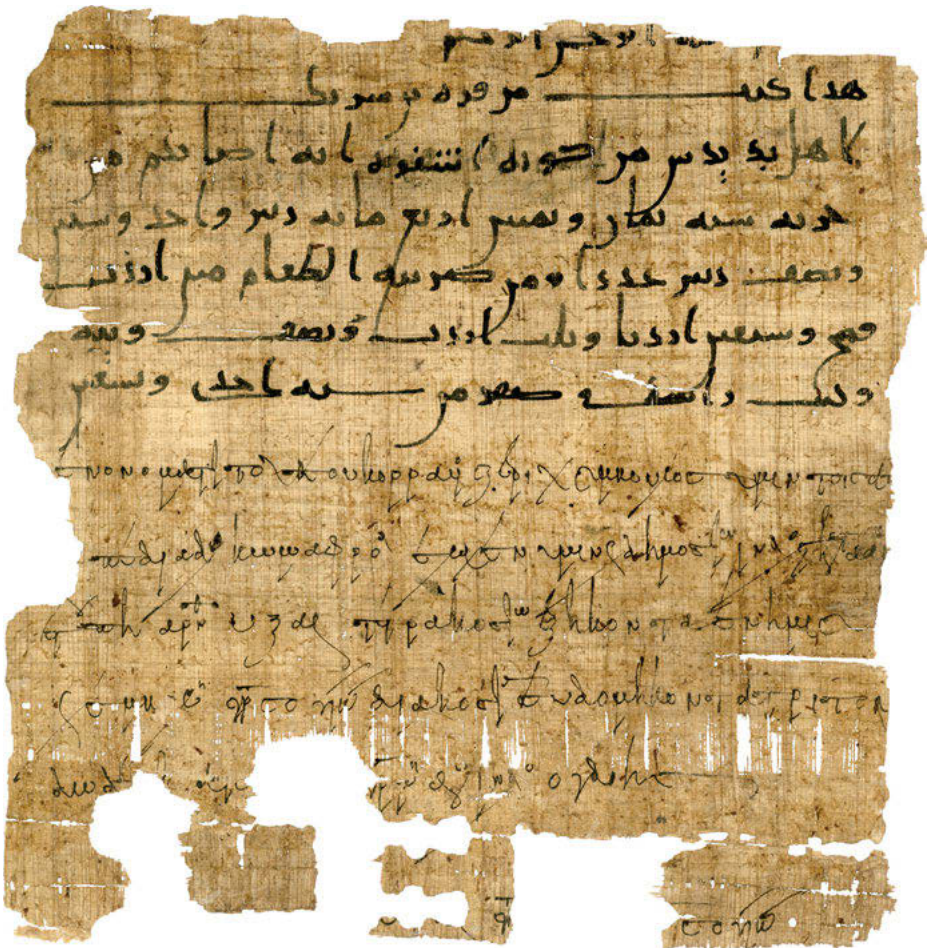


Abb. 1: Brief des Statthalters Qurra ibn Šarik, 709 n. Chr. P. Heid. Inv. Arabisch. 12, Vorderseite.
© Institut für Papyrologie, Universität Heidelberg.

Missbrauchs bei der Nutzung des Post- oder Transportsystems (*vehiculatio* oder *cur-sus publicus*), das vom Gouverneur von Galatien, Sex. Sotidius Strabo Libuscidianus, nach ca. 14 n. Chr. erlassen und auf Latein und Griechisch in Stein gemeißelt wurde. Da das Edikt minutiös regelt, was Reisenden zusteht bzw. was die lokale Bevölkerung ihnen zur Verfügung stellen muss, fungiert es als lokales Verwaltungsschreiben und richtet sich nicht nur an die herrschende Elite, sondern an breiteste Bevölkerungsschichten. Sowohl die Wahl der Inschriftenform für die Urkunde, die auch auf tragbaren Medien weite Verbreitung fand, als auch die Aufnahme des lateinischen Originals lassen sich als Bemühungen zur Durchsetzung der Vorschriften interpretieren (daher die monumentale Form und Platzierung des lateinischen vor dem griechischen Text) und durch die Notwendigkeit, möglichst viele Rezipienten zu erreichen. Da ent-

sprechender Missbrauch hauptsächlich von reisenden Soldaten begangen wurde, von denen viele selbst in dieser östlichen Provinz Latein sprachen, trug die Verbreitung der lateinischen Version dazu bei, dass sich niemand auf Unwissenheit berufen konnte.²¹

Die Fälle aus Ägypten und Rom zeigen Versuche, der Realität eines mehrsprachigen Publikums, an das sich die Dokumente richteten, Rechnung zu tragen. Sie spiegeln jedoch kaum die Gesamtheit der gesprochenen Sprachen wider. Das gesprochene Wort wird bei der Durchführung von Verwaltungsmaßnahmen vor Ort weiterhin sehr bedeutsam gewesen sein.

Dies ist in England nach der normannischen Eroberung im späten 11. und frühen 12. Jahrhundert deutlich zu sehen. Soweit Dokumente lokaler Amtsträger aus dieser Zeit vorliegen, unterscheiden sie sich sprachlich nicht von denen des Königs; sie wurden auf Latein geschrieben.²² In jedem Falle wurde der Großteil der praktischen Verwaltungsarbeit vor Ort mündlich durchgeführt, und wenn königliche Vertreter nicht in der Lage waren, sich mit den Einheimischen zu verständigen, mussten sie Dolmetscher hinzuziehen. Dies zeigt erstens, dass die lokale Verwaltung nicht auf das geschriebene Wort angewiesen war; Mündlichkeit spielte in der Verwaltung weiterhin eine wichtige Rolle, insbesondere in mehrsprachigen Gemeinwesen. Zweitens ergeben die Urkunden des Königs und die seiner Vertreter wie auch die anderer Herren sprachlich ein sehr kohärentes Bild. In der Tat mag diese Kohärenz die wichtigste Funktion jener Schriftstücke gewesen sein: die Vermittlung herrschaftlicher Autorität. Mit anderen Worten: Die Sprachwahl kommunizierte keine Dichotomie zwischen dem Herrscher auf der einen Seite und seinen Vertretern auf der anderen. Wenn es darum ging, herrschaftliche Autorität zu vermitteln, verwendeten sie dieselbe materialisierte Sprache. Insofern waren Herrschafts- und Verwaltungsschrifttum eins. Das bedeutet aber auch, dass die praktische Notwendigkeit der mehrsprachigen Kommunikation der Sphäre des Mündlichen überlassen wurde.

Mehrsprachige und vielschriftliche Denkmäler und Manuskripte: Ansprüche auf kaiserliche Herrschaft

Mehrsprachigkeit eignete sich auch gut, um das positive Image eines Herrschers zu stärken, sei es im Rahmen der Zurschaustellung militärischer Erfolge oder der Proklamation herausragender Verwaltungsmaßnahmen. Obwohl zahlreiche einsprachige Beispiele solcher Dokumente existieren,²³ ist das Vorhandensein mehrerer Sprachen und Schriften in dieser Textgattung nicht selten.

²¹ Mitchell 1976.

²² Das Phänomen der Latinisierung englischer Begriffe verweist auf die Grenzen der Mehrsprachigkeit in der Praxis.

²³ So im Fall des ersten chinesischen Kaiserreiches, siehe Kern 2000.

Für das alte Ägypten erlaubt uns die Quellenlage hie und da einen Vergleich von königlichen Inschriften in ganz unterschiedlichen Medien. Von der Erzählung über die Taten des Königs Kamose (um 1550 v. Chr.) im Kampf gegen die Hyksos (Eindringlinge asiatischer Abstammung), die einen Teil Ägyptens besetzt hatten, existieren Versionen in Hieroglyphen auf Steinstelen sowie in kursiver ‚hieratischer‘ Schrift auf einer hölzernen Schreibtafel. Die Unterschiede beschränken sich auf orthographische Belange ohne wirklichen Unterschied auf sprachlicher Ebene.

Mehrsprachige Dekrete aus dem ptolemäischen Ägypten, darunter das in der Inschrift auf dem berühmten Rosetta-Stein enthaltene, legen Zeugnis von Entscheidungen durch Priestersynoden ab, die administrative Auswirkungen hatten. Dazu gehören beispielsweise Vorschriften zur Abhaltung von Festen oder die Schaffung neuer Priestergruppen. Dass sie nicht nur archiviert, sondern auch monumental in Stein (oder Metall) graviert wurden – wie bereits am Ende des Originaltextes vorgeschrieben – zeigt, dass sie auch die Funktion von Herrschaftsschrifttum erfüllten. Die verwendeten Sprachen und Schriften umfassen nicht nur die gängigen Systeme des Griechischen und des Demotisch-Ägyptischen, sondern auch Hieroglyphen, welche eine Verbindung zur jahrtausendealten indigenen Tradition des Landes herstellen. Die symbolisch stark aufgeladene Hieroglyphen-Fassung findet sich dabei im oberen Teil der Stele an erster Stelle, während das Griechische ganz unten steht, obwohl es die Sprache der herrschenden Klasse war.

Beispiele für rein monumentale Herrschaftstexte, die keine praktischen Entscheidungen enthalten, stammen aus dem Achämenidenreich. Die große Inschrift von Darius I. (reg. 522–486 v. Chr.) in Bisitun (Behistun) – eine lange Aufzeichnung der Taten des Königs, insbesondere seines Kampfes gegen verschiedene Rebellen und „Lügenkönige“ – ist in Keilschrift auf Altpersisch wiedergegeben, der Sprache der politischen Elite, aber ebenso auf Elamisch als der lokalen Verwaltungssprache, wie auch auf Babylonisch als der Sprache des benachbarten Mesopotamien (Abb. 2). Fragmente einer Version auf einer in Babylon gefundenen Stele beinhalten jedoch nur die babylonische Version; ein Papyrus, der in Elephantine in Ägypten gefunden wurde, präsentiert eine Übersetzung ins Aramäische. Die Kanalstelen, die die Schaffung einer Wasserstraße zwischen dem Nil und dem Roten Meer dokumentieren, zeigen eine altpersische und eine ägyptische Hieroglyphenversion. Eine Statue von Darius I., die in Susa entdeckt wurde, aber wahrscheinlich ursprünglich für die Errichtung in Heliopolis in Ägypten konzipiert worden war, wartet weiterhin mit einer hieroglyphisch-ägyptischen, einer altpersischen Keilschrift-, einer elamischen und einer babylonischen Inschrift auf. Die Inschriften betonen, dass die Statue ein Zeugnis für die persische Eroberung Ägyptens sein sollte; wahrscheinlich ist dies der Grund, weshalb die Keilschriftversionen in drei verschiedenen Sprachen erscheinen, mehr als für diejenigen erforderlich wäre, die wirklich damit in ihrem ursprünglichen Kontext interagierten.²⁴

²⁴ Schmitt 2009, 36–96. Zu den Kanalstelen siehe Mahlich 2020.

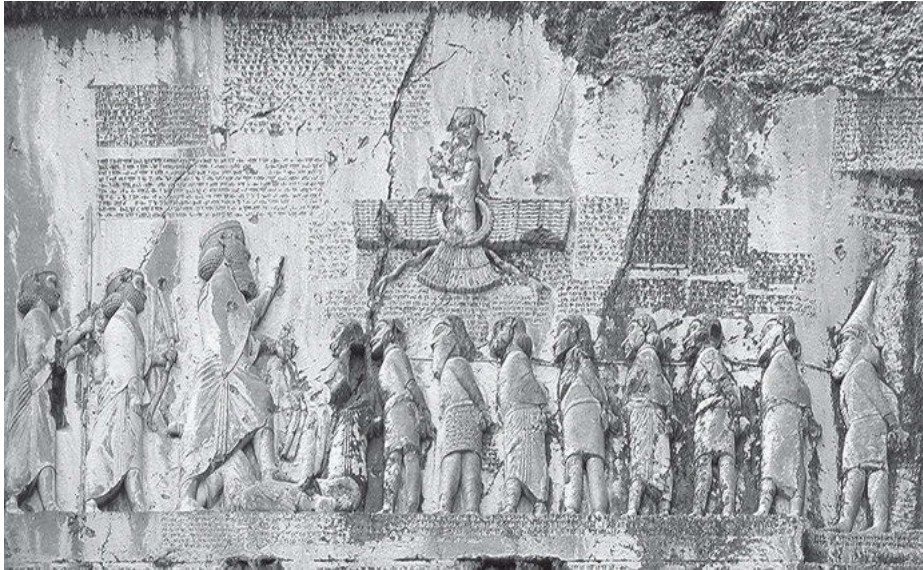


Abb. 2: Bisitun-Felsinschrift in altpersischer, elamischer und babylonischer Sprache, jeweils in Keilschrift. Public domain, via Wikimedia Commons: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Behistun_inscription_reliefs.jpg.

Zu beachten ist, dass Monumente wie der Rosetta-Stein oder die Bisitun-Inschrift sowohl als mehrsprachig als auch als ‚vielschriftlich‘ angesehen werden können. Denn vor dem Hintergrund der vieltausendjährigen Entwicklung sowohl der Sprachen (insbesondere des Ägyptischen) wie auch der Schriftsysteme (insbesondere der Keilschrift) veränderten sich beide so stark, dass die Konzepte einer einheitlichen Sprache und eines einheitlichen Schriftsystems verschwimmen.

Die Mehrsprachigkeit der Bisitun-Inschrift²⁵ findet spätere Parallelen in monumental veröffentlichten Berichten über königliche Errungenschaften in hellenistischer und römischer Zeit im Mittelmeerraum und anderen Regionen. Die Wahl der Sprache kann dem pragmatischen Zweck dienen, die Botschaft unter einer größeren Masse an Bevölkerung zu verbreiten, sie kann aber auch symbolisch gemeint sein, da der Gebrauch einer Sprache politische und kulturelle Ansprüche vermitteln kann. Obwohl es normalerweise kaum inhaltliche Unterschiede zwischen Versionen in verschiedenen Sprachen gibt, kann eine Übersetzung darüber hinaus die Anstrengungen

²⁵ Ein Teil der Inschrift lautet: „Ich (bin) Darius, der Großkönig, König der Könige [...] Dies sind die Länder, die mir zugekommen sind [...]: Persien, Elam, Babel, (As)syrien, Arabien, Ägypten, die Meerbewohner, Sardes, Ionien, Medien, Kappadokien, Parthien, Drangiana, Areia, Chorasmien, Baktrien, Sogd, Gandhara, Skythien, Sattagydien, Arachosien, Maka, insgesamt 23 Länder. [...]“ (Übers. nach Borger/Hinz 1983–1985, 421–423. Statt „die mir zugekommen sind“ hat die babylonische Version „die mir gehorchen“ und die elamische „die sich mein nannten“, siehe Borger/Hinz 1983–1985, 424).

verschiedener Seiten anzeigen, die Konzepte des Originals an die der Übersetzung und an die kulturellen Erwartungen des lokalen Publikums anzupassen.

Diese Absichten zeigen sich in den Edikten des Ashoka, Herrscher über das indische Maurya-Reich in der Mitte des 3. Jhs. v. Chr. Diese verbinden historische Berichte mit der Sammlung von moralischen und religiösen Geboten, die der Herrscher umzusetzen versuchte. Die in einer Prakrit-Sprache verfassten Edikte wurden in verschiedenen indischen Schriften sowie in griechischen und aramäischen Übersetzungen verschriftlicht verkündet. Die griechische Version zeigt erhebliche Bemühungen, das Original an den hellenistischen kulturellen Hintergrund der griechischen Kolonisten in Alexandria in Arachosien (modernes Kandahar) anzupassen.²⁶

Die *Res gestae divi Augusti* (Taten des vergöttlichten Augustus),²⁷ die ursprünglich auf Latein verfasst wurden (ca. 14 n. Chr.), sind die berühmtesten Berichte über römische imperiale Errungenschaften und in drei inschriftlichen Veröffentlichungen aus der fernen Provinz Galatien erhalten. Dort wurden sie wahlweise auf Latein und Griechisch oder nur in einer dieser Sprachen verschriftlicht, offenbar abhängig von der Zusammensetzung der lokalen Bevölkerung, für die sie gedacht waren. Bemerkenswerterweise verwendet die griechische Version mindestens vier griechische Wörter, um verschiedene Nuancen des lateinischen Wortes *imperium* wiederzugeben, was von der besonderen Anstrengung zeugt, die in die Übersetzung von Konzepten von besonderer Bedeutung investiert wurde.²⁸

Die Tradition mehrsprachiger Urkunden wurde von den Herrschern der Königreiche an den Grenzen des römischen Reiches fortgeführt. So enthielten die *Res gestae divi Saporis* (Taten des vergöttlichten Shapur, vor 272 n. Chr.) – eine dreisprachige Inschrift, die während der Regierungszeit des sasanidischen Königs Shapur I. nordwestlich von Persepolis in der heutigen Provinz Fars im Iran errichtet wurde – Versionen des Textes auf Mittelpersisch, Parthisch und Griechisch.²⁹ Die Übersetzung des Textes, der die Siege des Königs gegen die Römer besingt, in die griechische Sprache mag sowohl pragmatisch als auch symbolisch gewesen sein. Ersteres, weil so ein breiteres Publikum angesprochen wurde, letzteres, weil dadurch an die Tradition der römischen *res gestae* angeknüpft wurde.

Wenn die materialisierten Sprachen unterschiedliche Zeichensysteme verwendeten, war es besonders einfach, die Sprachen auch aus der Ferne zu unterscheiden. Obwohl die Kontexte, in denen solche Denkmäler zu finden sind, sehr unterschiedlich sind, verbindet sie alle doch eine gemeinsame Botschaft, manchmal deutlicher als bei anderen Gelegenheiten: der Anspruch des Herrschers auf imperiale Herrschaft (in diesem Zusammenhang bedeutet dies die Herrschaft über mehrere verschiedene

²⁶ I. Estremo Oriente, Nr. 290–292.

²⁷ Vgl. Kapitel 2, S. 102.

²⁸ Eine auf den neuesten Stand gebrachte Ausgabe ist die von Scheid 2007: *Res gestae divi Augusti*. Siehe auch Cooley 2012 und den nächsten Abschnitt.

²⁹ Huyse 1999.

Gemeinwesen). Aber Mehrsprachigkeit war nur ein Aspekt des monumentalen Schreibens. Es ist daher notwendig, den Blick auf die Topologie des Schreibens zu lenken und näher zu betrachten, wie und wo Herrschaftsschrifttum inszeniert und ausgestellt werden konnte.

These 29

Geographischer oder geopolitischer Raum kann zum Prestige und zur Autorität eines Herrschaftstextes beitragen, indem er den Texthandelnden mit der Autorität des Ortes in Verbindung bringt.

Die Wirkung der schriftlichen Botschaft, ihre Autorität und ihr Publikum können durch nichttextliche Parameter beeinflusst werden, unter denen die Topologie des Geschriebenen von besonderer Bedeutung ist. Die Topologie vermag unter bestimmten Umständen dem Herrschaftstext Macht verleihen, unabhängig davon, ob die Autorität hinter der Botschaft ausdrücklich im Text genannt wird oder nicht, wenn das Geschriebene die Autorität des Ortes des Denkmals oder Objekts, auf dem es verschriftlicht ist, ausnutzen kann. Bei Verwaltungstexten kann deren Autorität durch Faktoren wie den Zugang zu und die Verwendung der Texte oder die Umstände ihrer Hinterlegung beeinträchtigt werden.

Ort: Der geographische oder geopolitische Raum – ob im ‚Zentrum der Welt‘, wie zum Beispiel Delphi in Griechenland, oder im Herzen des Imperiums in Rom – trug zum Prestige und zur Autorität der schriftlichen Botschaft bei. Der Text der oben erwähnten *Res gestae divi Augusti* beschreibt ausführlich, wie der Kaiser „die ganze Welt“ unter die Souveränität des römischen Volkes stellte. Wahrscheinlich auf Papyrus vervielfältigt, im ganzen römischen Reich verbreitet und auf verschiedene Denkmälern in den Provinzen übertragen, beginnen diese *res gestae* mit einer Erklärung, dass der Bericht eine Kopie desjenigen Textes ist, der auf Bronzesäulen in Rom eingraviert ist.³⁰ Genau diese Aussage verleiht der in einer abgelegenen Provinz ausgestellten Botschaft die Autorität des Standorts des Originals im Zentrum des Imperiums und macht gleichzeitig die Unterordnung des Ortes, an dem die Provinz-Inschrift steht, unter die Macht Roms deutlich.

In non-typographischen Gesellschaften bedeutete die Verbreitung von Informationen den Zugang zu und die Kontrolle über eine Ansammlung von Menschen. Während in der Moderne Informationen zu den Menschen gelangen – sei es in Form von Zeitungen, Fernsehen oder anderen Massenmedien – mussten die Menschen in

³⁰ *Res gestae divi Augusti* 1.

non-typographischen Gesellschaften zur Quelle der Informationen gehen, egal ob es sich dabei um eine mündliche Verlautbarung oder einen öffentlichen Anschlag handelte. Ein Ort, der von Menschen frequentiert wurde und beispielsweise von besonderer religiöser oder politischer Bedeutung war, war daher nicht nur ein geeigneter Ort für die effizienteste Verbreitung der Botschaft, sondern färbte auch auf das Prestige jeglichen dort angezeigten oder verkündeten Textes ab. Da die Veröffentlichung eines Textes an einem solchen Ort einer Regierungsbehörde vorbehalten war, umfasste die angezeigte Nachricht die Autorität dieser Institution und fungierte damit als Herrschaftsschrift, unabhängig davon, ob der Souverän ein Herrscher oder eine Körperschaft von Bürgern war. So hängten die zehn Taxiarchen, hochrangige Militärführer im klassischen Athen, Wehrpflichtlisten auf weißen Tafeln auf der Agora aus, dem vermutlich meistbesuchten Ort der Stadt, um ihre Autorität über das Wehrpflichtverfahren für bevorstehende Militärexpeditionen zu unterstreichen.³¹

Wahrscheinlich liegt es an der öffentlichen Zugänglichkeit und der Funktion des Ortes, an dem eine Botschaft gezeigt wird, dass es in verschiedenen Kulturen eine Tendenz gibt, Herrschaftstexte an Orten von religiöser Bedeutung auszustellen. Die Kombination aus öffentlicher Aufmerksamkeit und der Platzierung der Botschaft unter dem Schutz des Göttlichen kommt hier zum Tragen. So betonten beispielsweise die Anbringung vieler archaischer und klassischer griechischer Staatsverträge auf Bronzetafeln an den Wänden des Zeusheiligtums in Olympia oder die Praxis, Gesetze in die Wände des Haupttempels einer Polis einzuschreiben, das Zusammenspiel von Herrschaft und Religion.³²

Die Bedeutungserweiterung eines Ortes, an dem Verwaltungstexte aufbewahrt werden, wird durch die häufige Aufbewahrung von bürgerlichen Dokumenten in griechischen Heiligtümern exemplifiziert. Dahinter stand in der Regel die Absicht, eine höhere Haltbarkeit der Dokumente zu erreichen und eventuell auch den Zugang zu ihnen einzuschränken oder zumindest zu regeln, so dass eine Manipulation daran verhindert und damit die Gültigkeit der Dokumente sichergestellt werden konnte. Die offiziellen Verwaltungsunterlagen der Stadt Athen wurden im Metroon aufbewahrt, das ein Heiligtum einer Muttergöttin, aber auch Staatsarchiv war.³³ Auch Zitate aus Verwaltungstexten, sei es in öffentlichen Inschriften oder in Abschriften von Gesetzestexten, enthielten häufig Hinweise auf die Archivierung der Basistexte, was die Vorstellung untermauerte, dass die Texte gültig und authentisch waren.³⁴

³¹ Vgl. Andrewes 1981; Lougovaya 2013.

³² Hölkeskamp 1992; Christ 2001. Eine aktualisierte Liste der veröffentlichten beschrifteten Bronzetafeln aus Olympia findet sich in Siewert 2018.

³³ Wycherley 1957, 150–160; Sickinger 1999, insb. 114–138.

³⁴ Zu chinesischen Gesetzestexten siehe Loewe 1965.

Setting: Das Zusammenspiel von monumental verschriftlichem Text und dessen Verortung wird durch die Urkunden Kaiser Heinrichs V. (reg. 1099–1125) verdeutlicht, die er im August 1111 anlässlich der Beisetzung seines Vaters Heinrichs IV. (reg. 1056–1106) in die Fassade des Speyerer Doms einmeißeln ließ.³⁵ Der Speyerer Dom, geistiges Zentrum und Begräbnisstätte der Vorfahren Heinrichs V., der salischen Kaiser, war die steinerne Verkörperung des Selbstverständnisses der Salier als Stellvertreter Christi auf Erden. Doch die Urkunden, die Heinrich V. in die Fassade eingravieren ließ, waren keine weiteren Privilegien zugunsten der Speyerer Kirche, sondern gewährten stattdessen den Bürgern von Speyer Freiheiten.

Heinrichs Wahl der Fassade basierte nicht nur auf dem Umstand, dass der Dom das markanteste Gebäude in Speyer war, sondern auch und gerade darin, dass es der Dom war. Das verlieh der Eingravierung der Urkunden ihre eigentliche Signifikanz. Erstens machte Heinrich V. durch seine Aneignung der Fassade der Kathedrale deutlich, wer das Sagen hatte. Er regierte seine Kirche nach seinem Willen. Zweitens nutzte er die Kathedrale, um eine Änderung seiner Politik gegenüber der Kirche auszudrücken, da die Freiheiten, die Heinrich den Bürgern gewährte, die Rechte des Bischofs einschränkten. Dass Speyer als Reichsbistum und als Grabstätte der Familie für Heinrich eine gewisse Bedeutung behielt, steht außer Frage. Klar ist aber auch, dass der Bischof und seine Kathedrale nicht mehr die zentrale Bedeutung für Heinrichs Königtum besaßen, wie das noch unter seinen Vorfahren der Fall gewesen war. Heinrich wandte sich stattdessen anderen Mächten zu, insbesondere den Bürgern der aufblühenden Städte, die die politische, soziale und wirtschaftliche Landschaft für die kommenden Jahrhunderte umgestalten sollten. All dies in goldenen Lettern an die Fassade der Kathedrale zu bringen, war eine der denkbar drastischsten Botschaften.

Auch wenn die Bedeutung und Autorität von inschriftlichen Texten in dargestellter Weise durch ihre Umgebung beeinflusst werden kann, ist der Prozess wechselseitig, da Inschriften ihrerseits einen bedeutungsschwangeren Kontext markieren und somit schaffen können. Dies ist an Inschriften zu sehen, die mit Heiligtümern verbunden sind und Texte enthalten, die den besonderen Status ihres Geländes ankündigen.³⁶ So wurden zum Beispiel vier Stelen mit Abschriften eines königlichen Dekrets, das den Heiligtümern von Isis und Penephros in Theadelphia im modernen Fayum das Recht auf Asylvergabe, das heißt auf die Unantastbarkeit von dort Schutzsuchenden, zusprach, aufgestellt, um die Gebiete, in denen das Asyl jeweils gelten sollte, genau abzugrenzen.³⁷ Auch das persönliche Verhalten oder die Durchführung von Ritualen innerhalb eines Heiligtums konnten durch Inschriften geregelt werden. Dies reichte von den häufig bezeugten Reinheitsgeboten beim Betreten eines Heiligtums³⁸

³⁵ Zuletzt diskutiert von Scholz 2011a–c.

³⁶ Siehe auch Kapitel 5, These 25.

³⁷ Zwei Exemplare der ersten (I.Fay. II 112 und II 113, datiert 19.2.93) und drei der letzteren (I.Fay. II 116–118, 22.10.57) sind erhalten.

³⁸ Vgl. etwa Petrovic/Petrovic 2018.

bis zum mysteriösen Verbot des Siedens von Falkenköpfen im neu ausgegrabenen Falkenschrein in der Stadt Berenike.³⁹ Diese Inschriften verkünden buchstäblich die Herrschaft über die Räume, die sie abgrenzen, indem sie die Regeln anzeigen, die in ihnen gelten.

Inszenierung: Die Verkündung von Befehlen impliziert notwendigerweise die Verwendung von mobilen Schriftträgern oder mündliche Kommunikation. In Gesellschaften, die die Technik der Schrift nicht nutzten oder sie für bestimmte Arten der Kommunikation nicht verwendeten, wie im homerischen Epos beschrieben, konnte eine Reihe von kodifizierten Ritualen die Übermittlung einer Herrschaftsbotschaft begleiten, wie z. B. die Verwendung eines Zepters durch einen Herold, der beauftragt war, die Botschaft zu überbringen. Im Laufe der Entwicklung der Schrift wurde ein königlicher Brief zu einer der häufigsten Formen der Machtausübung. Die Inszenierung ihrer Übermittlung konnte einer Nachricht manchmal mehr Macht verleihen, als die Absender selbst oder der Inhalt. Dies findet sich sowohl bei Herodot als auch in der deutschen höfischen Epik, um nur zwei Beispiele zu nennen.

In der Geschichte des Sturzes von Oroetes, einem von Kyros dem Großen ernannten Satrapen von Lydien, überlebt der Protagonist sowohl Kyros als auch seinen Nachfolger Kambyses und frönt seiner wachsenden Macht, um derentwillen er sich nicht scheut, sich gegen persische Adlige zu wenden, die es wagen, ihm in die Quere zu kommen. Als Darius König wird, fürchtet er die Macht und die Gräueltaten von Oroetes, möchte aber eine direkte Konfrontation mit dem Satrapen vermeiden, dessen Wache aus tausend Speerkämpfern besteht. Bagaeus, ein persischer Adliger, hat einen Plan. Er begibt sich nach Sardes, dem Sitz von Oroetes, mit vielen Briefen, die das Siegel von Darius tragen. Dort übergibt er sie nacheinander den königlichen Schreibern zum Vorlesen, während er ihre Reaktion beobachtet. Als er sieht, dass sie großen Respekt vor den Schriftrollen und dem, was darin geschrieben steht, haben, überreicht er ihnen einen Brief, der die Wachen auffordert, Oroetes zu verlassen. Während der Befehl verlesen wird, legen die Wachen ihre Speere nieder. Als Bagaeus den letzten Brief überreicht, in dem König Darius die Perser auffordert, Oroetes zu töten, tun die Speerkämpfer dies sofort. Die Botschaft des Königs erreicht durch die geschickte Inszenierung ihrer Übermittlung das, was der König persönlich vielleicht nicht hätte erreichen können.⁴⁰

Briefe waren auch im Mittelalter ein gängiges Kommunikationsmedium zwischen Herrschenden. Der höfische Roman *Willehalm von Orlens* von Rudolf von Ems aus dem 13. Jahrhundert beschreibt den Briefwechsel zwischen König Witekin von Dänemark und König Amilot von Norwegen und zeigt, dass nicht nur das Schreiben selbst, sondern auch die Inszenierung von Geschriebenem als Machtdemonstration fungieren

³⁹ Oller Guzmán et al. 2022.

⁴⁰ Herodot, *Historiae* 3.127. Vgl. Briant 2002, 344–345.

kann. Die visuell-haptische Präsenz von König Witekins Brief wird ausführlich erzählt: Der Brief ist reich verziert mit einem goldenen Siegel.⁴¹ Auch wenn es in diesem kulturellen Kontext nichts Ungewöhnliches war, dass politische Briefe – im Gegensatz zu privatbrieflicher Kommunikation – versiegelt waren, muss dieses besondere Material von der Erzählinstanz hervorgehoben werden. Das Siegel selbst dient dabei nicht nur zur Authentifizierung und als Schutzmechanismus, das Gold demonstriert darüber hinaus Witekins Reichtum und Macht.⁴² Diese materiale Kommunikation des Siegels wirkt schon, bevor der Brief überhaupt gelesen wird. Darüber hinaus übt der Bote mit der Übergabe des Briefes eine performative Funktion aus. Er inszeniert König Witekins Herrschaft und Weitsicht, umso mehr, als er zwei weitere Briefe übergibt, die auf die gleiche Weise versiegelt sind: Witekin wartet nicht auf Amilots Antwort, sondern präsentiert Dokumente von König Girat von Estland und König Gutschart von Livland, die deren Unterstützung gegen König Amilot garantieren. Die materiale Präsenz dieser beiden Briefe ist textimmanent bedeutsamer als deren Inhalt, der in der Erzählung nur kurz zusammengefasst wird.⁴³ Letztlich zeigt sich, dass die materiale Präsenz der Briefe und deren sukzessive Präsentation, insbesondere durch die Verwendung des gleichen goldenen Siegels für alle drei Briefe, wichtiger als der Inhalt der Botschaft ist.

Abschließend sei noch erwähnt, dass nicht nur die Übermittlung von Herrscherbefehlen inszeniert werden kann. Im Gegenteil, für die Wirkung von Throneingaben oder Bittgesuchen an den Herrscher kann es sogar noch wichtiger sein, wie deren Überreichung inszeniert wird. Denn der Status ihrer Absender oder die Umstände einer profanen Zustellung verleihen ihnen nicht immer das Gewicht oder die Dringlichkeit, die die Absender vielleicht als wesentlich oder wünschenswert erachten. In solchen Fällen ist eine gewisse Theatralik angebracht. So wurden im frühen chinesischen Kaiserreich Throneingaben hochrangiger Beamter meist im großen Audienzsaal überreicht, zu dem nur die Privilegierten Zugang hatten, und dort dem Kaiser und den versammelten Ministern laut vorgelesen. Das einfache Volk musste dagegen versuchen, sich einen Weg zu einem Büro an einem bestimmten Tor an der Straßenseite des Kaiserpalastes zu bahnen, um Petitionen einzureichen, da dies die einzige vage Möglichkeit für das Volk war, vom Herrscher gehört zu werden. Manchmal aber, wenn ein hochrangiger Beamter besondere Aufmerksamkeit auf seine Eingabe lenken wollte, wählte auch er diesen erniedrigenden Weg, indem er stattdessen eine Petition am Straßentor einreichte und damit den nötigen Skandal schuf, der ihm die gewünschte Aufmerksamkeit einbrachte.⁴⁴

⁴¹ Rudolf von Ems, *Willehalm von Orlens*, V. 10 549.

⁴² Weitere Informationen zu Siegeln finden sich unten im Abschnitt über Authentifizierung.

⁴³ Rudolf von Ems, *Willehalm von Orlens*, V. 10 652–10 653.

⁴⁴ Giele 2006, 109–111.

These 30

Eine Veränderung der Materialität eines bestimmten Textes signalisiert oft eine Funktionsverschiebung des Dokuments.

Dieser Abschnitt befasst sich mit der Herstellung, den physikalischen Eigenschaften, der Größe oder Dimension und der Form oder Gestalt eines schrifttragenden Artefakts. Dabei geht es um folgende Fragen: Was motivierte Herrschende, Verwalter oder andere in einem Staat tätige Produzenten von schrifttragenden Artefakten, sich für bestimmte Arten von Schriftträgern zu entscheiden? Warum wurden bestimmte Arten von Stelen oder anderen monumentalen oder nicht-monumentalen Artefakten für offizielle Zwecke ausgewählt? Wie beeinflusste ihre Wahl die Rezeption des schrifttragenden Artefakts im kommunikativen Prozess?

Materialeigenschaften und -bedingungen: Die physikalischen (und chemischen) Eigenschaften jedes Schreibmaterials werden als Härte, Farbe, Masse, Dichte, Struktur und Haltbarkeit der Rohmaterialien wahrgenommen, die natürlich vorkommende Steine, Ton, Knochen, Holz, Rinde, Bambus, Haut usw. umfassen können, oder verarbeitete Materialien wie Metall, Textilien (insbes. Seide), Papyrus, Pergament oder Papier, aber auch Tinte oder Tusche. Darüber hinaus können Häufigkeit und Zugänglichkeit auch die Wahrnehmung des Materials beeinflussen.

Masse, Härte, Fülle oder Zugänglichkeit und der Herstellungszustand setzen der potentiellen Größe eines Schriftträgers Grenzen. Eine seltene Substanz wie Gold kann bei der Herstellung einer monumentalen Stele allenfalls zur Vergoldung verwendet werden. Die Abmessungen von Stoffen hängen von der Größe des Webstuhls ab, die von traditionellem Papier von den Abmessungen des Siebes.

Größe sowie Form und Gewicht bestimmen auch die potentielle Mobilität eines schrifttragenden Artefakts. Die Größe einiger natürlich geformter Materialien, zum Beispiel Rinderschulterblätter, Elefantenstoßzähne, Schildkrötenpanzer oder Palmblätter, begrenzt natürlich die Größe des daraus hergestellten schrifttragenden Artefakts. Aber auch die interne biologische oder physikalische Struktur eines Rohmaterials kann die möglichen Größen und Formen eines Artefakts als Schreibmaterial beeinflussen. Das vertikale Wachstum und die faserige Struktur des schnell wachsenden Bambus, möglicherweise das erste Schreibmaterial in China, haben vermutlich die Gestaltung schmaler, länglicher Schriftspleiße oder -leisten sowie deren vertikale Ausrichtung beeinflusst und damit die vertikale Richtung der chinesischen Schrift prädisponiert, die sich fast bis heute als vorherrschende Schreibrichtung durchgesetzt hatte.⁴⁵

Und dann gibt es noch den wirtschaftlichen Aspekt des Schreibmaterials. Die Produktionskosten und das Prestige eines Artefakts werden nicht nur durch die Sel-

⁴⁵ Siehe auch Kapitel 3, These 12.

tenheit oder Häufigkeit seiner materiellen Grundsubstanz bestimmt, sondern auch durch das Können und die Arbeitszeit, die erforderlich sind, um sie in einen geeigneten Schriftträger zu verwandeln und Schrift darauf anzubringen oder sie darin einzuschreiben. Dass zum Beispiel Inschriften auf Bronze Graveure oder Gießer erforderten, die über spezielle Fähigkeiten und Werkzeuge verfügten, war ein Hauptgrund für das begrenzte Angebot und das außergewöhnliche Prestige von schrifttragenden Bronzegefäßen. Ebenso wichtig ist die Tatsache, dass Bronze als Material nur durch den Zugriff auf Metalle wie Zinn hergestellt werden konnte. Es ist daher kein Zufall, dass in vielen Gesellschaften eine in Bronze oder Gold eingravierte Namensliste als aussagekräftiger angesehen wird als eine auf billigem Material (z. B. einem Papyruszettel oder einer Keramikscherbe) hinterlassene Liste, selbst wenn beide schriftlichen Artefakte einen identischen Text tragen.

Zugeschriebene Wertigkeiten: Neben den physikalischen Eigenschaften, dem natürlichen Vorkommen und dem wirtschaftlichen Wert haben materielle Substanzen in der Regel kulturell oder individuell zugeschriebene Werte. Steine wie Granit, Marmor oder Kalkstein sind Beispiele für Materialien der Wahl für monumentale Inschriften, die dann eher unbeweglich sind. Insbesondere Marmor ist ein Medium, das von den Griechen und Römern aufgrund seiner relativen Formbarkeit, Haltbarkeit und Verfügbarkeit an vielen Orten (jedoch nicht in Ägypten, wo Marmor selten ist) als sehr geeignet zum Einmeißeln von Inschriften befunden wurde. Es wird von vielen auch als schön angesehen, und bestimmte als besonders wertvoll erachtete Sorten (insbesondere Parischer Marmor oder in der römischen Kaiserzeit der von Prokonessos) konnten eingesetzt werden, um das Prestige einer Inschrift zu erhöhen.⁴⁶

Das Prestige von Gold als ‚königlichem‘ Material schlechthin im Westen (jedoch weniger in China, wo stattdessen Jade geschätzt wurde) ist nicht nur auf seine Seltenheit, sondern vor allem auf seine nahezu absolute Widerstandsfähigkeit gegen chemische Veränderungen zurückzuführen. In der Praxis konnten Schriftzeichen in oder auf Stein vergoldet oder anderweitig in Metall ausgeführt werden: Goldfolie konnte auf Mosaiksteinchen (*tesserae*) aufgebracht werden, mit denen dann Schriftzeichen gebildet werden konnten. Dabei wurde vor allem in monumental Geschriebenem oft Bronze verwendet, um Gold zu imitieren. Kurz gesagt, diese Materialien und Farben waren (und sind) in der Regel höher angesehen als entsprechende Gegenstücke aus Materialien wie Kalkstein (unbeweglich) oder Keramikscherven (beweglich).

Andere Beispiele für Materialien und Farben, die mit der Autorität von Herrschenden in Verbindung gebracht werden, sind Purpur, grün und – in geringerem Maße – zinnoberrot, wiederum aufgrund der Seltenheit der Substanz (von Tyrischem Purpur oder dem Mineral Zinnober) oder der Auffälligkeit der Farbe rot oder ihrer Ähnlichkeit mit (kostbarem) Blut. Überlieferte Quellen berichten, dass Dekrete von Han-Kaisern

⁴⁶ Zu den ideologischen Aspekten der Verwendung von Marmor siehe Maischberger 1997; Paton/Schneider 1999.

mit violetter Ton versiegelt und in grüne Beutel verpackt werden sollten.⁴⁷ Sowohl in Byzanz als auch im mittelalterlichen Europa wurde violettes Pergament mit goldenen oder silbernen Buchstaben manchmal für Codices der Bibel oder für Urkunden verwendet, wie beispielsweise die lila Heiratsurkunde von Otto II. (reg. 973–983) für seine Frau Theophanu.⁴⁸ Obwohl Purpur in der römischen und byzantinischen Tradition eindeutig ein Farbstoff für kaiserliche Kleidung war, scheint es dort keine so verbreitete Farbe oder Substanz zum Schreiben gewesen zu sein. Zinnoberrot oder allgemein leuchtendes Rot war in dieser Tradition auch nicht unbedingt ausschließlich mit politischer Herrschaft verbunden. Das prominenteste Beispiel für diese Verbindung waren die ‚zinnoberroten Vermerke‘, die der chinesische Kaiser höchstpersönlich in qingzeitliche Dokumenten einfügte.⁴⁹ In Ägypten sowie im mittelalterlichen Europa hingegen diente rote Tusche bzw. Tinte nur dazu, Schriftzüge hervorzuheben (‚rubrizieren‘), ohne jeglichen Bezug zur herrscherlichen Autorität.⁵⁰

Form und Größe: Auch Formen und Dimensionen werden tendenziell von kulturellen Werten beeinflusst, selbst wenn andere Formen und Abmessungen als die, die wir vorfinden, hergestellt werden könnten. Die Verbindung zwischen Form und Textinhalt konnte manchmal so eng sein, dass ein bloßer Blick auf die Form ausreichte, um die Autorität zu erkennen, die ein Artefakt ausdrückte. Ein solcher Fall sind die kaiserlichen Edikte der Qin-Han-Zeit (221 v. Chr. – 220 n. Chr.) in China. Obwohl auf alltäglichen Materialien wie Holz oder Bambus geschrieben, waren ihre Schriftträger größer als für Verwaltungsschreiben nicht-kaiserlicher Provenienz.⁵¹ Überlieferte Quellen weisen auch darauf hin, dass während der Han-Zeit Gesetzbücher auf Spleiße oder Leisten von etwa 55,5 cm Länge geschrieben werden mussten, was viel länger war als die für tägliche Verwaltungsdokumente verwendeten Schriftträger.⁵² Wenn der Han-Kaiser seinem Amtskollegen, dem Khan der Hunnen oder Xiongnu, eine diplomatische Notiz geschickt hatte, benutzte der Khan Holzleisten, die zwei Zentimeter länger waren als die des chinesischen Kaisers, eindeutig eine politische Aussage, die materielle Ausdrucksmöglichkeiten anstelle von Sprache verwendete.⁵³

⁴⁷ Grün war eine weitere Farbe, die eng mit dem Han-Kaiser verbunden war, da sie die Idee der Entstehung und Geburt symbolisierte. Eine solche symbolische Bedeutung setzte sich im frühen Mittelalter fort, als berichtet wurde, dass kaiserliche Dekrete der Kaiser der Westlichen Jin-Dynastie (266–316 n. Chr.) auf grünem Papier geschrieben wurden; siehe Tomiya 2010, 22–28.

⁴⁸ Niedersächsisches Staatsarchiv, Wolfenbüttel, 6 Urk. II.

⁴⁹ Wilkinson 2012, 280.

⁵⁰ Zu roter Tinte, die im alten Ägypten verwendet wurde, siehe Posener 1951.

⁵¹ Außerdem wurden Bezeichnungen wie „Eure/Seine Majestät“ oder die Klausel „Der kaiserliche Beschluss lautet: Genehmigt“ hervorgehoben, um die Autorität der Herrscher zu betonen. Vgl. Giele 2006, 100–101; Tomiya 2010, 31–38; Staack 2018, 275, Anm. 101.

⁵² Tomiya 2010, 44–45.

⁵³ Sima Qian et al., *Shiji* 110, 2899; für eine englische Übersetzung siehe Sima Qian et al., *The Grand Scribe's Records*, Bd. IX, 274.

Dies war auch bei den Militärdiplomen der Fall, die im gesamten römischen Reich an Veteranen ohne Bürgerrecht ausgestellt wurden. Diese haben normalerweise die Form rechteckiger Bronzetafeln, die diptychon-ähnlich durch Scharniere verbunden und mit Wachs versiegelt waren. Auf den beiden gegenüberliegenden Innenseiten ist (zweimal, meist von verschiedenen Händen) ein Auszug des kaiserlichen Erlasses eingetragen, der dem Veteranen *ad personam* das römische Bürgerrecht und seiner Frau den Rechtsstatus der Ehefrau zuerkannte. Auf einer der Außenseiten erscheint noch einmal der gleiche Auszug; die andere Außenseite trägt die Namen der Zeugen mit Siegel. Diese einzigartige Anordnung der Texte auf einem solchen massenproduzierten Artefakt evoziert sowohl die administrative Authentizität als auch die den Artefakten verliehene Autorität.⁵⁴

Es gibt viele kulturspezifische Namen und Begriffe für die verschiedenen Formate von Schreibmaterialien, zu viele, um hier auch nur den Versuch einer Aufzählung zu beginnen. Was jedoch fast global als verbindendes Konzept zu wirken scheint, ist das Prinzip der Affordanz. Von Seiten des Empfängers oder Nutzers aus betrachtet, sind die Abmessungen von Schreibmaterialien sicherlich von den Dimensionen und der Funktionalität des menschlichen Körpers geprägt. Als die Sumerer einen Tonklumpen vom Boden aufhoben, um eine Schreibtafel zu formen, achteten sie darauf, dass sie gut in ihre Hände passte, was sowohl deren Größe als auch Form bestimmte. Darüber hinaus kann es kein Zufall sein, dass in vielen Kulturen die Abmessungen und Ausrichtungen blattförmiger Schriftträger, wie sie in der Staatsverwaltung und anderen Arten des alltäglichen Schreibens verwendet werden, dem Abstand ähneln, den die mit angewinkeltem Unterarm von sich gestreckten beiden Hände eines erwachsenen Menschen beiläufig bilden, also etwa schulterbreit oder etwas kürzer (20–40 cm) für einige Zwecke. Ein weiterer Faktor ist, dass die Länge einer geschriebenen Textzeile, die das menschliche Auge normalerweise während einer Sakkade (d. h. in einem einzigen ‚Augenruck‘, einer Fixierungsperiode) aus einer durchschnittlichen Lese-
distanz, also aus nächster Nähe, erfassen kann, kürzer als zwanzig Zentimeter ist.⁵⁵ Diese biologischen Bedingungen der menschlichen Spezies haben möglicherweise die übliche Länge einer Schriftzeile bestimmt.⁵⁶ So ist es nicht verwunderlich, dass insbesondere im Bereich des eher alltäglichen Verwaltungsschrifttums weltweit ähnlich dimensionierte Standard-Schreibmaterialien zu finden sind, während ein bewusstes Hinausgehen über diese Dimensionen – offenbar überall – die Absicht eines Herrschers durchscheinen lassen konnte, zu imponieren.

⁵⁴ Eine kurze Einführung in diese Art von Dokumenten findet sich bei Speidel 2015, 338 und Eck 2003; siehe auch die Diskussion der These 31 unten.

⁵⁵ Natürlich kommen diese biologischen Tatsachen leicht unterschiedlich für verschiedene Schriftsysteme (alphabetisch oder logographisch) und verschiedene Schreibrichtungen (vertikal oder horizontal) zur Geltung; siehe Behr/Führer 2005, 32–33.

⁵⁶ Siehe auch Kapitel 2 ‚Layout, Gestaltung, Text-Bild‘.

Schreibmaterial im Kontext politischer Herrschaft und Verwaltung: Herrschaftsschrifttum versucht, politische Herrschaft darzustellen, zu etablieren und zu legitimieren. Zu diesem Zweck wird es oft öffentlich ausgestellt. Es muss auch dauerhaft sein, zumindest bis der nächste Herrscher Schriften hervorbringt, um seinen Legitimationsanspruch zu untermauern. All dies bedeutet, dass Herrschaftsschriftträger und Herrschaftsschrift nicht nur langlebig und monumental sein müssen (um öffentlich sichtbar zu sein), sondern vielleicht auch beeindruckend, ehrfurchtgebietend oder schön, damit die Botschaft durch die Anziehungskraft des Mediums unterstützt und umso überzeugender wird.

Aus diesem Grund findet man Herrschaftsschrifttum häufig auf prestigeträchtigen Artefakten – oft stationär und monumental (wie auf der Oberfläche einer Klippe, eines Felsens oder einer Mauer) – oder aber auf kleinen und mithin mobilen, doch sehr wertvollen Oberflächen bzw. Objekten. Verwaltungsschrifttum hingegen, das generell allgegenwärtig ist und in viel größeren Stückzahlen als Herrschaftsschrifttum vorkommt, darf nicht zu teuer sein und muss in Größe und Form einfach zu handhaben und zu standardisieren sein, denn in einem großen Gemeinwesen müssen viele Staatsbedienstete – nicht alle von ihnen hochqualifiziert – mit Verwaltungsdokumenten umgehen können. Die Materialien für Verwaltungsschreiben müssen daher tragbar und flexibel in ihrer Anwendung für vielfältige Aufgaben sein, um ihren Transport und die effektive Archivierung zu erleichtern. Sie dürfen zwar nicht allzu vergänglich sein, damit sie Transport- und Archivierungsbedingungen standhalten, aber eine steinerne, quasi ewige Haltbarkeit ist sicherlich auch nicht erforderlich, da Verwaltungsinformationen im Allgemeinen vergänglich sind.

Schließlich können Schreibmaterialien auch im Hinblick auf Fälschungssicherheit ausgewählt werden. Kurz gesagt: Außergewöhnliche Funktionalität, hohe Herstellungskosten und hochwertige Materialität schrifttragender Artefakte – etwa Goldmünzen mit dem Porträt eines Potentaten – bestimmten oder steigerten in non-typographischen Gesellschaften die Wirksamkeit von Herrschaftsschrifttum, weil die Botschaft die Aura der Schreibmaterialien zu entlehnen und die Rezipienten potentiell in Ehrfurcht zu versetzen vermochte. Schrifttragende Alltagsgegenstände von unaufdringlicher, kostengünstiger Materialität, die an politischen oder wirtschaftlichen Verwaltungsprozessen teilnahmen, wie Keramikkrüge, auf die eine Inschrift mit Inhalt und Fassungsvermögen gepinselt wurde, stellen hingegen nicht nur aufgrund ihrer profanen Funktion, sondern auch aufgrund ihrer Materialität Verwaltungsschrifttum dar.

Wenn sich die Materialität veränderte und an Exklusivität gewann, deutet dies auf die Absicht hin, dass unabhängig vom Textinhalt Autorität demonstriert werden sollte. Dort, wo Materialität gewöhnlicher wurde, verrät dies umgekehrt eine profanere, pragmatischere Verwaltungsfunktion.⁵⁷ Beispiele für eine solche Funktions-

⁵⁷ Siehe auch Kapitel 3, These 17.

verschiebung durch Materialwechsel, aber auch durch Monumentalisierung sind die Bauinschriften der Akropolis in Athen, die 408/407 v. Chr. in eine Marmorstele gemeißelt wurden.⁵⁸ Die athenischen Baurechnungen nicht nur mit Tusche auf Papyrus o. Ä. aufzuschreiben und in der relativen Abgeschlossenheit eines Archivs zu verstauen, sondern sie zusätzlich in Stein zu meißeln und für die Öffentlichkeit auszustellen, war ein Ausdruck von Autorität, ein Zeichen der Größe des Bauvorhabens wie auch ein Symbol der politischen Rechenschaftspflicht.

Bemerkenswert ist, dass Monumentalisierung nicht immer nur die Autorität des Herrschers stärkte. Die politische Autorität, die von einem Potentaten in jedes Dokument investiert wurde, das Rechte oder Privilegien verlieh, ermutigte in vielen, aber nicht allen Kulturen auch die Beherrschten, es zu kopieren und in prestigeträchtiges Material umzuwandeln, wodurch sowohl sie selbst als auch die Herrschenden glorifiziert wurden. Beispiele hierfür sind Stelen der Östlichen Han-Zeit mit offiziellen Schreiben, die sich auf die von der Zentralregierung eingeführten Vorschriften oder Vereinbarungen zwischen der Lokalregierung und einer Privatperson oder einer Gruppe von Untertanen beziehen.⁵⁹ Beachtenswert ist ebenso, dass die Produzenten dieser Art von Denkmälern auf der Grundlage von Verwaltungsbriefen sich trotz der Verschriftlichung auf unterschiedlichem Trägermaterial in der Regel bemühten, das Layout und andere materielle Merkmale der Originalbriefe nachzubilden. Dies wird durch zwei Stelen aus den Provinzen Shandong und Henan veranschaulicht, die jeweils auf 153 bzw. 159 n. Chr. datiert werden.⁶⁰

Die Dynamik zwischen den beiden Faktoren ‚Funktion‘ und ‚Materialität‘ macht es manchmal schwierig zu bestimmen, ob ein schrifttragendes Artefakt rein aufgrund seiner Materialität Autorität vermittelte oder ob die Autorität eines Herrschers als letzter oder vorgeblicher Ursprung der geschriebenen Nachricht den Schreiber ermutigt hatte, ein prestigeträchtiges Material für die Aufgabe auszuwählen. Wie auch immer, schon die Autorität (oder der Mangel an Autorität), wertvolle Artefakte beschriften zu können, ist in ihrer Materialität verkörpert. Daher hilft uns Materialität (wie auch Praktiken, die sich auch auf Produktions- oder Transaktionskosten übertragen lassen) als Definitionskriterium, um das Spektrum zwischen den Polen des Herrschafts- und des Verwaltungsschrifttums klarer zu erkennen. Dies wäre schwierig, wenn die Kriterien nur Textinhalt oder Absicht der Verfasser wären, da diese Aspekte nicht ohne weiteres quantifizierbar sind. Material- und Transaktionskosten sind es jedoch.

⁵⁸ IG I³ 2 476, datiert 408/407 v. Chr.; Text und Übersetzung: <http://telota.bbaw.de/ig/digitale-edition/inschrift/IG%20I%203%20476> (Stand: 27.9.2021); Bild: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:EPMA_6667-IG_I\(3\)476-Erechtheion_accounts-1.JPG](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:EPMA_6667-IG_I(3)476-Erechtheion_accounts-1.JPG) (Stand: 27.9.2021).

⁵⁹ Ein Exemplar aus dem Jahr 153 n. Chr. gibt ein kaiserliches Edikt wieder, das die Schaffung eines zusätzlichen Postens für einen nachgeordneten Amtsträger genehmigte, der ausschließlich im Tempel des Konfuzius in Qufu, Shandong, dienen sollte, sowie die anschließende Korrespondenz zwischen der Zentral- und der Provinzregierung hinsichtlich der Auswahl eines geeigneten Kandidaten für diese neue Position; siehe Hou 2014.

⁶⁰ Abbildungen finden sich in *Kandai sekkoku shūsei*, Nr. 70 und 80. Siehe auch Kapitel 2, These 11.

Ein gutes Beispiel für die Anwendung des Materialitätskriteriums ist das Genre der Reisegenehmigungen oder Visa, wo wir selbst innerhalb einer Kultur eine erstaunliche Bandbreite an Praktiken und Dokumenten beobachten. In China unter den Westlichen Han (206 v. Chr. – 9 n. Chr.) waren Fernreisen streng reglementiert, und die Bürger mussten Genehmigungen für ihre Reise durch Kontrollpunkte auf ihrem Weg beantragen. In der Regel mussten die den Antrag Stellenden Informationen wie persönliche Merkmale, Vorstrafen, Art des Fahrzeugs, Habseligkeiten, Reisebegleiter usw. an die Behörden übermitteln, die die übermittelten Daten überprüften und gegebenenfalls die Genehmigungen (oder Visa) ausstellten. Geschrieben in nicht sehr dekorativer Gebrauchsschrift auf nicht besonders großen Holz- oder Bambustäfelchen waren diese Genehmigungen materiell keineswegs besonders ausgezeichnet.

Indem wir ihre Materialität und die erforderlichen Praktiken etwas genauer betrachten, können wir quantifizierbare Unterschiede ausmachen. Jede Größenänderung ist leicht quantifizierbar. Darüber hinaus gewann selbst ein ganz gewöhnlicher kleiner Reiseausweis an materiellem und transaktionsbezogenem Prestige, wenn er von der ausstellenden Behörde mit einem Siegel versehen wurde. Verbunden mit mehrteiligen Kerbholz-Passhälften war dieses Prestige sogar noch höher. Wurden die behördlichen Passhälften darüber hinaus in speziellen Säcken oder Behältnissen zum Kontrollpunkt transportiert oder per Sonderkurier zugestellt, so stieg die Autorität der Regierungsvertreter und/oder die Dringlichkeit der Angelegenheit noch einmal ein paar Grade. Schließlich erreichen wir den Bereich des Herrschaftsschrifttums mit einem Satz von Passhälften autorisiert von Qi, dem Souverän des Regionalstaates E, aus dem Jahr 323 v. Chr., auf denen den Nutzern schriftlich Reisegenehmigungen und steuerbefreiter Handel garantiert wurden. Dabei handelt es sich um einen Satz aus fünf übergroßen Stücken, in Bronze gegossen in Form von Bambusrohrsegmenten, eingelegt mit verzierten goldenen Schriftzeichen (Abb. 3).⁶¹

Nachdem wir die verschiedenen Materialien und ihre Affordanz angesprochen haben, das heißt, wie sie durch Form und Größe Herrschafts- und Verwaltungsanliegen unterstützten, verengen wir nun den Fokus der Untersuchung ein wenig, um Layout, Schrift, die Anwendung ikonographischer Prinzipien sowie Methoden der Authentifizierung zu betrachten.

⁶¹ Zu Diskussionen über die Anforderungen, die Gemeinfreie bei der Beantragung von Visa in der Westlichen Han-Zeit zu erfüllen hatten, siehe Sou 2018, 229–230 und Takatori 2020. Zu den bronzenen Reise- und Handelsgenehmigungen aus dem Regionalstaat E siehe Falkenhausen 2005.



Abb. 3: Zwei von fünf Reisegenehmigungen von Qi, dem Herrn von E, in Bronze gegossen in Form von Bambussegmenten mit goldeingelegter Schrift, datiert auf das Jahr 323 v. Chr., Provinz Hubei, China. Foto aus dem Katalog der im Provinz-museum von Anhui aufbewahrten Bronzen. © Anhui Museum.

These 31

Das Layout kann die Bedeutung von Texten ganz erheblich verändern und erlaubt eine Unterscheidung zwischen Herrschafts- und Verwaltungsschrifttum. Aus dem Layout lässt sich der Grad der Ausgereiftheit und Standardisierung einer Verwaltung ablesen.

Ist der Schriftträger einmal ausgewählt und erstellt, kann er sowohl Schrift als auch – gegebenenfalls – Bilder aufnehmen. Die Wahl des Layouts ist wichtig, da es die Beziehung zwischen verschiedenen Teilen des Geschriebenen bzw. zwischen dem Geschriebenen und Bildern bestimmt.⁶² Wie für das Geschriebene selbst und eventuell eingefügte Bilder ist Ordentlichkeit und Komplexität des Layouts ein Indikator dafür, wie viel Sorgfalt in den Entwurf investiert wurde. Zunächst geben die Eigenschaften des Materials den Rahmen für das Layout vor: die Größe eines Schaffells oder die Form und Beschaffenheit eines Felsens. Innerhalb dieses Rahmens lassen sich anhand der Regelmäßigkeit, Ordentlichkeit und Komplexität der Ausführung der Grad der Ausgereiftheit und Standardisierung der ausführenden Verwaltung abschätzen, aber auch unterschiedliche Arbeitsschritte und damit eine gewisse Verfahrenshierarchie innerhalb einer Verwaltung identifizieren. Entwürfe werden naturgemäß weniger sorgfältig ausgeführt als endgültige Fassungen.⁶³

Das Layout kann dazu dienen, das Auge des Lesers zu lenken und Inhalte zu verdeutlichen. Beispielsweise tendieren Steuerlisten, Buchhaltungsdokumente und ähnliche Texte zu einem tabellarischen Aufbau: Die wesentlichen Posten werden in der Kopfzeile oder Anfangsspalte aufgeführt, die entsprechenden Werte oder Beträge (mit etwas Abstand davor) am Rand oder darunter positioniert, um die abschließenden Berechnungen zu erleichtern. Je nach Kontext des schrifttragenden Artefakts kann das Layout unterschiedlich sein, auch wenn die Texte selbst ähnliche oder sogar gleiche Sachverhalte behandeln. Betrachtet man zum Beispiel Grundbücher im griechisch-römischen Ägypten, so fallen die Unterschiede zwischen Manuskript und Monumentalschrift auf. Manuskriptversionen von Landregistern zeigen kurze Einträge, die graphisch auf ein Minimum reduziert sind und ein tabellarisches Layout verwenden. Im Gegensatz dazu verwendet eine hieroglyphische monumentale Inschrift im Tempel von Edfu, die alle Ländereien des Tempels auflistet, sehr elaborierte Zeichen, aber die numerischen Angaben sind aufgrund der *scriptio continua* schwer zu erkennen.⁶⁴ In diesem Fall unterscheiden sich die beiden Arten von Schriftstücken in fast allen Aspekten ihrer Materialität, was eine klare Unterscheidung zwischen Verwaltungs- und Herrschaftsschrifttum signalisiert.

⁶² Siehe zu allen Aspekten dieser These auch Kapitel 2 ‚Layout, Gestaltung, Text-Bild‘.

⁶³ Holz 2022.

⁶⁴ Quack 2015.

Sind die Ähnlichkeiten zwischen schrifttragenden Artefakten sehr viel ausgeprägter, können Unterschiede im Layout dazu beitragen, Differenzen ihrer Bedeutung oder Wertigkeit kenntlich zu machen. Davon zeugen Beispiele aus der Kanzlei der Pfalzgrafen bei Rhein im 14. Jahrhundert. Die Pfalzgrafen, die zu den ranghöchsten Fürsten des römisch-deutschen Reiches zählten, begannen im 14. Jahrhundert damit, ihre herrschaftlichen Privilegien und Vorrechte sowie die von ihnen ausgefertigten Urkunden schriftlich zu registrieren. Das früheste Register ausgestellter Urkunden wurde 1355⁶⁵ begonnen, das früheste Kartular (d. h. Verzeichnis der eingegangenen Urkunden) wurde 1356⁶⁶ in Auftrag gegeben. Die fast zeitgleichen Register und Kartulare befassten sich mit demselben Sujet (Urkunden), und doch macht ihre Materialität deutlich, dass es sich um sehr unterschiedliche Dokumente handelt. Das Layout des Registers ist eine simple Auflistung von Abschriften der ausgefertigten Urkunden in einer einzigen Spalte mit mehr oder weniger regelmäßig gelassenem Rand. Das Manuskript ist in kursiver Schrift verfasst, es fehlen jedoch Inhaltsverzeichnis, Illuminationen und Rubriken. Das Register vermittelt somit den Eindruck eines sehr pragmatischen, geschäftsmäßigen Schriftstücks, das in Eile geschrieben wurde und nur für den möglichen internen Gebrauch bestimmt war.⁶⁷ Im Gegensatz dazu zeigt das Layout des ersten Kartulars sorgfältige und bündig ausgerichtete Urkundenabschriften in einer Doppelspalte. Die Schrift ist eine gotische Buchhand, und obwohl Illuminationen fehlen, ist jeder Eintrag mit einer Rubrik (also in Rot) überschrieben. Ein Inhaltsverzeichnis erleichtert die Orientierung. Im Vergleich zum Register vermitteln die Buchhand und die saubere zweispaltige Anordnung des Kartulars ein viel höheres Ausführungsniveau. Darüber hinaus erinnern Schrift und Layout an den Stil liturgischer Schriften der damaligen Zeit, insbesondere der Bibel. Es würde zwar zu weit gehen, dem Kartular einen liturgischen Charakter zuzusprechen, aber diese Gestaltung hebt es deutlich von dem Register ab, das alle Spuren der täglichen Kanzleiarbeit aufweist.

Somit bietet das Layout in Bezug auf Herrschafts- und Verwaltungsschreiben mehrere Interpretationsebenen. Als Faustregel gilt, dass zwischen der Standardisierung des Layouts und der Sauberkeit seiner Ausführung einerseits und der Professionalisierung der Verwaltung andererseits ein Zusammenhang besteht. Die Gültigkeit dieser Beobachtung lässt sich auch auf Arbeitsprozesse innerhalb einer Verwaltung erweitern. Je sauberer das Exemplar, desto näher ist es der endgültigen Fassung. Aber das Layout hat noch mehr zu bieten. Unabhängig von der Professionalisierung des Schreibprozesses konnte die Wahl des Layouts bei inhaltlich ähnlichen Texten deren Aussagekraft ganz erheblich verändern und deutlich zwischen reinen Verwaltungstexten und solchen des Herrschaftsschrifttums unterscheiden. Die Art und Weise der nichttextlichen Kommunikation muss jedoch in jedem Einzelfall gesondert analysiert werden.

⁶⁵ Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe, 67/804.

⁶⁶ Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe, 67/799.

⁶⁷ Vgl. Spiegel 1996, Bd. 1, 108–114.

Diese Beobachtungen deuten auf eine starke Beziehung zwischen Layout und Geschriebenem in allen Phasen hin: beim Schreiben, Lesen und Verstehen des geschriebenen Artefakts. Daher wenden wir uns jetzt dem Geschriebenen zu.

These 32

Vereinfachte und kursive Schrift oder Abkürzungen sind charakteristisch für Grundformen des Verwaltungsschrifttums. Herrschaftsschrifttum neigt dazu, ein Schriftbild zu verwenden, das Sorgfalt, Beständigkeit und Glaubwürdigkeit vermitteln kann, was oft zur ‚monumentalen‘ Anwendung von Geschriebenem führt.

In schriftgestützten Verwaltungsprozessen kommt der Geschwindigkeit des Schreibprozesses eine wichtige Rolle zu. Der Druck zu sparsamerem, schnellerem und flüssigerem Schreiben führte daher zu einer Entwicklung verkürzter oder vereinfachter Zeichenformen, die für ineinanderfließende Linien optimiert wurden. Eine solch schnelle und/oder vereinfachte Schrift wird üblicherweise als ‚Kursivschrift‘ bezeichnet.

Angesichts dieser Überlegungen scheint die Form der Schrift zunächst ein relativ einfaches Mittel zu sein, um zwischen Verwaltungs- und Herrschaftsschrifttum zu unterscheiden. Und tatsächlich gibt es viele Fälle, in denen eine solche Unterscheidung leicht getroffen werden kann. Die ägyptische Schrift liefert dafür ein extremes Beispiel. Die unmittelbar bildlich erscheinenden Hieroglyphen wurden mehr als dreitausend Jahre lang als obligatorisches Medium monumentaler Aufzeichnungen verwendet. Darüber hinaus führte die Entwicklung einer Kursive zur Form der sogenannten hieratischen Schrift. Deren Verwendung war zunächst durch eine Phase relativer Stabilität der Langzeitarchivierung von Texten literarischer oder religiöser Natur gekennzeichnet. Mit Ausnahme einiger weniger spezifischer Zeiträume und Anwendungen wurde Hieratisch jedoch nicht in monumentalen Darstellungen verwendet. Die für alltägliche Geschäfte verwendete Schrift unterlag jedoch einem Fortschrittsdrang, und im frühen 1. Jh. v. Chr. gab es einen Innovationsschub hin zur Entwicklung einer erheblich verkürzten Form, nämlich der sogenannten demotischen Schrift. Diese zeichnet sich nicht nur durch die deutlich einfacheren Zeichenformen aus, sondern besonders häufige Wörter der Verwaltung wie Begriffe für Getreide, Nutztiere oder Geldarten werden besonders intensiv gekürzt. Zwischen dem Trend zur (zeitsparenden) Kurzschrift und dem Wunsch nach (justiziabler) Klarheit bedurfte es immer wieder der Abwägung. Das jeweils optimale Verhältnis hing maßgeblich davon ab, was verschriftlicht wurde und an wen es sich richtete. Knappe Notizen, die nur der Schreiber selbst lesen können musste (und die oft nur von ephemerer Bedeutung waren), stellten die unterste Stufe von Ansprüchen an die Lesbarkeit dar. Briefe, die zwar von

Absender und Empfänger gelesen wurden, aber nicht zwingend von weiteren Personen, kamen ebenfalls mit nur geringeren Anforderungen an die objektive Deutlichkeit aus, insbesondere wenn die betreffenden Personen durch vorherigen Kontakt mit den individuellen Schreibgewohnheiten des jeweils Anderen vertraut waren. Dokumente hingegen, die für eine dauerhafte Archivierung bestimmt waren und lange nach ihrer Abfassung möglicherweise auch von Personen gelesen werden konnten, die mit der individuellen Schreiberhand nicht bereits vertraut waren, so z. B. religiöse und literarische Texte, erforderten ein höheres Maß an Klarheit.

Aber es wäre ein Irrtum, diese Beobachtungen schematisch zu verallgemeinern und kategorisch zu sagen, dass kursive Schrift immer dem Verwaltungsschrifttum vorbehalten ist oder war und die nicht kursive Schrift immer Herrschaftsschrifttum anzeigt. Vor allem in den Welten der chinesischen und arabischen Schriften hat die besonders kursive oder ‚flüssige‘ Kalligraphie als Fertigkeit und Kunstform hohes Ansehen erlangt und wurde so sowohl monumentalisiert (als kalligraphisches Modell auf Steinstelen übertragen) als auch in der Herrschaftsrepräsentation eingesetzt.

Auch wenn diese Fälle aus dem chinesischen und arabischen Raum wiederum eine klare Dichotomie zwischen Herrschaftsschrifttum einerseits und Verwaltungsschrifttum andererseits suggerieren (nur dass in diesem Fall die kursive Kalligraphie eher repräsentativ für die Herrschaftsschrift war, während zwar die Kursive, nicht aber die Kalligraphie Platz im alltäglichen Verwaltungsschrifttum hatte), ist die Sache doch noch komplexer. Denn in verschiedenen Zeiten und Kulturen konnte eine stark kursive Schrift sowohl für das Schreiben von Verwaltungs- als auch von Herrschaftsschrifttum verwendet werden. Die Römer zum Beispiel hatten feste Vorstellungen davon, welche Art von Schrift für welche Funktion geeignet war und auf welcher Art von Schriftträger. Zum Beispiel wurden kaiserliche Dekrete und Gesetze auf Tafeln bzw. in Marmor in der Regel sorgfältig in eckiger ‚monumentaler‘ Schrift ausgeführt; im eher privaten Bereich verfasste Verwaltungstexte, seien es im Alltag geschlossene Verträge oder Abschriften von Erlassen hoher Autorität für private Zwecke, wurden meist in kursiver Schrift ausgeführt.⁶⁸

Was das Verwaltungsschrifttum im römischen Reich betrifft, so findet sich der Spagat zwischen Zeitersparnis beim Schreiben und Eindeutigkeit beim Lesen auch in der Verwendung der lateinischen Kursive wieder. Die rasche Professionalisierung des Verwaltungssystems im römischen Reich erforderte Medien für die schnelle Verständigung per Geschriebenem, die wiederum sowohl schnelles als auch klares Schreiben erforderten. Am Rand des Imperiums, in Londinium und Vindolanda, verwendeten Schreibkundige eine kursive Schrift (die sogenannte Majuskel-Kursive) sowohl für militärische Dokumente wie auch für Privatbriefe und in der Buchführung. Sehr häu-

⁶⁸ Allerdings spielte auch die Funktion des schrifttragenden Artefakts eine Rolle. Grundsätzlich konnte ein Edikt je nach Funktion der Abschrift in Kursivschrift oder in Monumentalschrift geschrieben werden. Zur Unterscheidung zwischen kursiven Händen und ‚epigraphischer Hand‘, d. h. Buchschrift mit mehr epigraphischen Elementen, siehe Mugridge 2010.

fig vorkommende Wörter, darunter Nennwerte für Geld und die Bezeichnungen für militärische Ränge, wurden abgekürzt oder mit einem Symbol ausgedrückt, das im gesamten Imperium verwendet wurde.⁶⁹ Man konnte effizienter in kursiver Schreibschrift mit Symbolen und Kurzschrift für Verwaltungsdokumente schreiben, ohne sich um Missverständnisse sorgen zu müssen, da das System weitgehend standardisiert und weithin akzeptiert war.

Interessanterweise wurde die Dichotomie zwischen kursiven und monumentalen Schriften häufig verunklart, da die wahrgenommene Funktionalität oder die Ordentlichkeit der Ausführung stark variierte. Ein kaiserliches Dekret aus dem Jahr 368 n. Chr. ordnete an, dass die örtlichen Kanzleien die in der kaiserlichen Kanzlei verwendeten Buchstaben nicht imitieren sollten.⁷⁰ Dies verrät, dass es innerhalb der Schreibschrift unterschiedliche Hierarchieebenen gab. In seltenen Fällen beobachten wir kursive Schrift in Inschriften, wie etwa in spätantiken kaiserlichen Dekreten, die wahrscheinlich die Schreibweise ihres Textes genau so wiedergaben, wie sie auf der Handschrift erschien, auf der sie basierten.⁷¹ Auf den meisten notariell beglaubigten Kopien römischer Militärdiplome war die Schrift quadratisch-eckig und akkurat ausgeführt – wenn auch vielleicht nicht so ordentlich wie auf der Lyoner Tafel –, um diesen Dokumenten symbolisch die Macht der ausstellenden Autorität, nämlich der der Kaiser, zu verleihen.⁷² Sogar viele der privaten Inschriften, wie Epitaphe und private Motivartefakte, sind in quadratischen Buchstaben graviert, wenn auch weniger ordentlich als kaiserliche Inschriften. Grob gesagt beeinflussten Material, Ort und Funktion von Geschriebenem alle Schriften, die sich in ein Spektrum einordnen lassen, dessen zwei Pole kursive und nicht kursive, monumentale Schriften sind.

Dass es wenig sinnvoll ist, die kursive Schrift als Kennzeichen rein administrativer Schriftlichkeit im Gegensatz zum Herrschaftsschrifttum über alle Schriftkulturen hinweg zu betrachten, wird anhand der in den königlichen Kanzleien in England und im römisch-deutschen Reich ausgestellten Urkunden im 14. Jahrhundert deutlich. Sie unterschieden sich in ihrem Schriftbild nicht wesentlich von anderen Dokumenten der jeweiligen königlichen Verwaltungen. In diesen Fällen zeigte sich herrscherliches Schriftgut folglich in der Form administrativer Schreiben. Zwar zeugen die königlichen bzw. kaiserlichen Urkunden von einer besonders sorgfältigen und sauberen Ausführung und können somit gegebenenfalls von den Urkunden anderer, weniger sorgfältig arbeitender Kanzleien unterschieden werden.⁷³ Dennoch zeichneten sich die könig-

⁶⁹ Zu den paläographischen Merkmalen der Vindolanda-Täfelchen siehe die Einleitung von Alan K. Bowman und John D. Thomas in *The Vindolanda Writing Tablets*, 47–63; zur Majuskel-Kursive und ihrer Entwicklung im Allgemeinen siehe Tjäder 1979 und neuerdings Mullen/Bowman 2021.

⁷⁰ CTh 9.19.3.

⁷¹ Ein beispielhafter Fall findet sich in Feissel 2000: eine Stele mit einem in Kursivschrift eingravierten Dekret, das im handschriftlichen *Codex Theodosianus* überliefert wird (CTh 1.16.8).

⁷² Siehe Eck 2003.

⁷³ Vgl. den Qualitätsunterschied im Schriftbild zwischen den Urkunden der Pfalzgrafen und der römisch-deutschen Herrscher, Spiegel 1996, Bd. 1, 22.

lichen bzw. kaiserlichen Urkunden nicht durch einen deutlichen Unterschied im Schriftstil aus, wie er etwa zwischen der gotischen Buchschrift und der Kursive bestand. Während die Urkunden Kaiser Ludwigs IV. (reg. 1314–1347) der allgemeinen Tendenz zu einer deutlich kursiveren Schrift folgten,⁷⁴ spiegelten die englischen Königsurkunden die Charakteristika aller von der Kanzlei herausgegebenen Schriften wider.⁷⁵ Wenn überhaupt, dann mag im letzteren Fall ‚die königliche Handschrift‘ ein Unterscheidungsmerkmal gewesen sein, das allen von der königlichen Kanzlei herausgegebenen Dokumenten gemeinsam war, aber eine solche Behauptung müsste anhand detaillierter Vergleichsstudien mit Schriften weltlicher und kirchlicher Herren geprüft werden.⁷⁶

Wenngleich argumentiert werden kann, dass, abgesehen von den Sonderfällen kunstvoller Kalligraphie in Ostasien und der Welt der arabischen Schrift, nicht-kursive, monumentale Schriften enger mit Herrschafts- als mit Verwaltungsschrifttum verbunden waren, kann eine solche ausschließliche Verbindung nicht einmal für Europa generell behauptet werden. Je nach Gepflogenheiten in den einzelnen Schriftkulturen konnten auch kursive Schriften verwendet werden, um die Herrschenden zu repräsentieren.

These 33

Bilder können die Botschaft von Herrschaftsschrifttum verstärken, den ideologischen Rahmen der Gesellschaftsordnung visualisieren und ein größeres, weniger gebildetes Publikum ansprechen, aber sie sind nicht immer ein integraler Bestandteil von Herrschaftsschrifttum.

Das Thema des Verhältnisses von Text und Bild ist zu umfangreich, um hier angemessen behandelt zu werden.⁷⁷ Die Quellen sind vielfältig und reichen von Kritzeleien, die von (gelangweilten) Schreibern in Verwaltungsdokumente geschrieben wurden, über kunstvolle Bilder in Herrschaftsschreiben bis hin zu Siegeln und Geld.

Als hochgradig staatlich kontrolliertes Medium, das zudem in großen Mengen produziert wird, haben Münzen ein großes Potential, Herrschaftsbotschaften einem

⁷⁴ Bansa 1968, 107–227; vgl. Wrede 1980, 19.

⁷⁵ Danbury 2018, 270.

⁷⁶ Oft gibt es auch methodische Schwierigkeiten: Der Versuch, die Existenz eines bestimmten, für ein Machtzentrum spezifischen Schriftstils nachzuweisen, wird in vielen Disziplinen (einschließlich der Papyrologie und der Forschung zum antiken China) durch den Umstand erschwert, dass die große Mehrheit der verfügbaren Manuskriptquellen aus peripheren Regionen und von vergleichsweise niedrigrangigem Personal stammen. Originalhandschriften aus den politischen Zentren und aus der Hand der gesellschaftlichen Elite haben in den seltensten Fällen überlebt.

⁷⁷ Siehe dazu auch den Abschnitt ‚Schrift und Bild‘ in Kapitel 2, S. 80–82.

breiten Publikum im gesamten Bereich ihrer Verwendung durch schriftliche Legenden oder Bilder zu vermitteln, was ursprüngliche Gestaltung, aber auch später eingeschlagene Gegenstempel umfasst.⁷⁸ Während in der Sinosphäre Münzen normalerweise mit ihren Denominationen und seit dem Mittelalter auch mit den Epochenamen beschriftet waren,⁷⁹ dienten Münzen westlich des Pamirgebirges als ‚Denkmäler im Kleinen‘ und waren daher mit Bildern von Gottheiten, politischen Symbolen, Herrschern oder religiös aufgeladener Kalligraphie übersät, zusammen mit Legenden, die alle von den ausgebenden Institutionen ausgewählt wurden, um ein Publikum anzusprechen, das von den Herrschenden (als Mittel der Lobrede) bis zu den Endverbrauchern von Münzen (als eine Art vormoderne Propaganda) reichte.⁸⁰

Das enorme Produktionsvolumen und die weite Verbreitung von Münzgeld brachten die Symbole in Gebiete, in denen verschiedene Sprachen gesprochen wurden, weit entfernt von den Zentren der Herrschaft. Der aramäisch sprechende Jesus kannte das Porträt und die Inschrift des Kaisers auf dem Denar, als er den Pharisäern gegenüberstand,⁸¹ und Kaiser Julian (reg. 361–363 n. Chr.) wurde wütend, als die Menschen in Antiochia seinen Bart und die heidnischen Symbole auf seinen Münzen verspotteten.⁸² Die Münzen der frühen griechischen Stadtstaaten waren, wenn überhaupt, nur sehr spärlich beschriftet, aber durch ihr Bild (oftmals ein ‚Wappentier‘, wie eine Eule, eine Schildkröte oder ein Pferd) sofort erkennbar und auch explizit angesprochen – ein deutliches Zeichen von Identitätsstiftung. Nachdem Alexander der Große (reg. 336–323 v. Chr.) das Achämenidenreich erobert hatte, begann die Münzprägung in diesem Gebiet lokale Potentaten mit sehr unterschiedlichem kulturellem und sprachlichem Hintergrund zu zeigen, die Alexanders Münzen mit seinem Bild (Körperhaltung und Paraphernalien) imitierten – ein klarer Fall von bewusster Nachahmung und politischen Ambitionen. Die Bildsprache der frühen römischen Rundmünzen hingegen zeigte aufgrund der republikanischen Natur ihres Staates keinen Potentaten, sondern andere Symbole Roms, wie eine Quadriga und einen Gott oder eine Göttin – ebenfalls eindeutiger Ausdruck politischer Identität im Vergleich zu den oben genannten Fällen.⁸³ Allein diese historischen Tatsachen zeigen, dass die schrift- und sprachenunabhängige Bildsprache auf Münzen bewusst gewählt wurde und eine Botschaft transportierte, die – in diesen Fällen – auch für die große Mehrheit der Menschen verständlich war, welche ohnehin nicht in der Lage gewesen wären, geschriebene Sprache zu lesen, obwohl viele möglicherweise begrenzt funktional

⁷⁸ Für ein Beispiel von Gegenstempeln auf Neros Münzen siehe unten S. 304, Abb. 5.

⁷⁹ Zu alten chinesischen Münzen siehe Thierry 2017.

⁸⁰ Elkins 2019 bietet einen großartigen Überblick über die Bildsprache der römischen Münzprägung. Der Begriff ‚Monuments in miniature‘ wurde erstmals 2015 von Elkins geprägt.

⁸¹ Vgl. *The Oxford Annotated Bible with Apocrypha*, Mt 22,15–22.

⁸² Vgl. Kaiser Julian, *Misopogon* („Barthasser“) 355d.

⁸³ Eine kurze Übersicht über all diese Fälle mit hervorragenden Reproduktionen findet sich in Eagleton/Williams 1997, 30–43.

literat waren, so dass sie zwischen festgelegten Sätzen oder Wörtern unterscheiden konnten, die auf Gegenstände wie Münzen geschrieben waren. Im Alltag spielten für die Effizienz der versuchten politischen Kommunikation mit dem Bild auf Münzen jedoch mehrere Faktoren eine Rolle.⁸⁴

Es ist interessant festzustellen, dass eine der frühesten (nicht monumentalen) Ausdrucksformen der Autorität und des Ruhms eines Herrschers mehr Bild als Text ist. Dies ist die berühmte Nar-Meher-Palette, die eine kunstvolle Ikonographie zeigt, welche den siegreichen Pharao feiert, mit nur einer minimalen Anzahl dazwischen verstreuter Hieroglyphen, die auf den ersten Blick sogar Teil der Illustration zu sein scheinen. Diese stammen aus der Zeit vor 3000 v. Chr. und werden, nebenbei bemerkt, als eine der frühesten phonetischen Verschriftlichungen von Sprache auf der Welt betrachtet. In herrscherlichen Dekreten aus den frühesten Epochen des pharaonischen Ägyptens ist zu beobachten, dass die monumentalisierte Umsetzung rein textlich bleibt (und auch sehr getreu das komplexe Layout solcher Dokumente auf Papyrus nachahmt), aber ab dem 2. Jt. v. Chr. wird den Stelen zunehmend ein Bild hinzugefügt, das meistens den König vor einer oder mehreren Gottheiten zeigt.⁸⁵

In anderen Herrschaftsschriften bieten Bilder die Möglichkeit, abstraktere Konzepte von Herrschaft und gesellschaftlicher Organisation zu visualisieren. So zeigt die Stele von Hammurabi über dem Gesetzestext den Herrscher vor dem Sonnengott, der ebenso Hüter der Gerechtigkeit war.⁸⁶ Während dies die schriftliche Botschaft verstärkt, vermittelt es in erster Linie, dass der Herrscher durch göttliche Vorkehrung derjenige ist, der Gesetze erlässt und durchsetzt.

Wenden wir uns noch einmal den im 14. Jahrhundert von Kaiser Ludwig IV., Herrscher des römisch-deutschen Reiches, ausgestellten Urkunden zu, dann finden wir gelegentlich auch Bilder. Ein gut untersuchter Fall ist die Urkunde, die 1338 anlässlich der Belehnung der pommerschen Herzöge Otto I. (reg. 1295–1344) und Barnim III. (reg. 1320/1344–1368) sowie ihrer Gleichstellung mit Reichsfürsten ausgestellt wurde (Abb. 4). Die Initiale ‚L‘ der Urkunde verwandelt sich in ein Bild, das die Szene der Investitur darstellt: Der Kaiser sitzt auf seinem Thron, während Otto und Barnim vor ihm knien und die Lanze mit dem Banner halten, die ihren neuen, vom Kaiser verliehenen Status repräsentiert.

⁸⁴ Noreña 2011 und Woytek 2018 haben aus Emittenten- bzw. Nutzerperspektive die Wirkmacht der Bildkommunikation diskutiert. Darüber hinaus haben Picard 2010 und Callataÿ 2016 beschrieben, wie die Römer im 2. Jh. v. Chr. ihre Söldner im östlichen Mittelmeerraum hauptsächlich mit verschiedenen Münzen bezahlten, die noch ein Bildprogramm hellenistischer Stadtstaaten trugen und einem weithin anerkannten attischen Gewichtsstandard entsprachen, und römische Symbole erst im 1. Jh. v. Chr. einführten, nachdem auch die Söldner der hellenistischen Zeit dazu übergegangen waren, Münzen mit höherem Silbergehalt zu bevorzugen. Zur Interaktion von Nutzern und Münzen siehe unten These 35.

⁸⁵ Quack 2012.

⁸⁶ Van De Mieroop 2016, 121.



Abb. 4: Die Urkunde Ludwigs IV. für Otto I. und Barnim III. von Pommern-Stettin von 1338. Landesarchiv Greifswald, Rep. 2 Ducalia Nr. 73. © Landesarchiv Greifswald.

Wie im Fall von Hammurabis Stele unterstützt das Bild zwar den Text der Urkunde, vermittelt aber auch die viel allgemeinere Botschaft, dass es der Kaiser ist, der einem Reichsfürsten die Würde verleiht; ihre Autorität leitet sich von ihm ab. Er steht an der Spitze der sozialen und politischen Ordnung des Reichs. Auf einer zweiten Ebene bedeutete es auch, dass Otto und Barnim fortan zum Elitekreis der Reichsfürsten gehörten. So vermittelte das Bild neben der primären Botschaft einer hierarchischen Beziehung zwischen Kaiser und Reichsfürsten auch eine Botschaft der Zugehörigkeit.⁸⁷

Wenn wir uns die Urkunden Ludwigs jedoch genauer ansehen, stellen wir fest, dass die meisten von ihnen keine Illuminationen enthalten. Gleiches gilt für die Urkunden seines Nachfolgers, Kaiser Karl IV. (reg. 1346/7–1378). Das war keineswegs außergewöhnlich. Ein ganz ähnlicher Befund ergibt sich bei einem Blick auf die zeitgenössischen Urkunden der königlichen Kanzlei in England unter Eduard III. (reg. 1327–1377). Die Praxis, die Initiale einer königlichen Urkunde zu illuminieren, war bekannt. Aber wie im römisch-deutschen Reich wurde dies nicht regelmäßig als Mittel der königlichen Propaganda eingesetzt.⁸⁸ Dies deutet auf eine sehr wichtige Tatsache hin: Selbst wenn Herrscher und ihre Verwaltungen um die Macht von Bildern wussten und über die Mittel verfügten, sie auf ihren schrifttragenden Artefakten zu verwenden, konnten sie sich gegen die regelmäßige und systematische Verwendung von Bildern entschei-

⁸⁷ Peltzer 2019, 22–23, mit weiteren Hinweisen.

⁸⁸ Peltzer 2019, 37, mit weiteren Hinweisen.

den. Die Erklärung dafür wiederum ruft eindrücklich in Erinnerung, dass die Verbreitung des königlichen Abbildes nicht unbedingt eine Priorität königlicher Regierungen darstellen musste. In England wie im römisch-deutschen Reich bezahlten die Empfänger die Urkunden, und dies erstreckte sich auch auf die Ausführung der Zeichnungen.⁸⁹ Die Entscheidung, ob eine Initiale illuminiert wurde, lag also beim Rezipienten und nicht bei der königlichen Kanzlei. Mit anderen Worten, die administrative Routine, die der Erstellung der Urkunden zugrunde lag, hatte Vorrang vor der Möglichkeit, Propaganda für die königliche Sache zu machen. Infolgedessen dienten Pergament und Urkundenbriefe nicht als Bühne für eine systematisch entwickelte und dargestellte königliche Ikonographie. Im – buchstäblichen – Zusammenhang mit Urkunden wurde dies dem Siegel überlassen, ihrem Hauptauthentifizierungsmittel.

These 34

Herrschafts- oder Verwaltungstexte, insbesondere solche, die auf tragbaren Medien geschrieben wurden, erforderten oft ein Mittel zur materiellen Authentifizierung, um die Gültigkeit des Artefakts zu beweisen.

Sobald ein schrifttragendes Artefakt erstellt worden war, wurde es oft einem letzten Schritt unterzogen, durch den es validiert wurde, um die Legitimität seines Inhalts zu beweisen. Solche Verifizierungsprozesse waren in der gesamten Gesellschaft allgegenwärtig, dienten politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Funktionen und konnten von Notizen oder Initialen bis hin zu Unterschriften und Siegeln reichen, die ganz einfach und unkompliziert oder groß und kunstvoll sein konnten, um die Macht eines Herrschers zu betonen. Der Schwerpunkt dieses Abschnitts liegt auf zwei Beispielen, die in Herrschafts- und Verwaltungskreisen häufig verwendet wurden und aus materieller Sicht besonders interessant sind: das Siegel und die Zählmarke.

Die Validierung durch Siegel hat eine lange Geschichte, die bis in die Antike zurückreicht. Dabei ist zu beachten, dass heute verschiedene Disziplinen den Begriff ‚Siegel‘ unterschiedlich verwenden und sich damit entweder auf das Objekt beziehen, das einen Abdruck hinterlässt (z. B. Stempelsiegel), oder auf den mit einem solchen Gerät erzeugten Abdruck selbst (Siegelabdruck oder Siegel).⁹⁰ Stempelsiegel sind bereits im chalkolithischen Vorderen Orient (5. und 4. Jt. v. Chr.) bezeugt,⁹¹ in Ägypten sowie in

⁸⁹ Peltzer 2019, 38, mit weiteren Hinweisen; Danbury 2018; zu den Urkunden Ludwigs IV. siehe Bansa 1968, 274–280; Wrede 1980, 13.

⁹⁰ Eine ausführlichere Diskussion der Entwicklung und Verwendung von Siegeln findet sich in Giele/Oschema/Panagiotopoulos 2015.

⁹¹ Keel-Leu 1991.

Indien lange Zeit üblich gewesen, in der chinesisch beeinflussten Welt gar bis heute verbreitet. Mesopotamien verwendete weitgehend Rollsiegel.⁹²

Während diese früheren Siegel das Objekt bezeichneten, das den Abdruck erzeugte, war das Siegel im mittelalterlichen Europa das Endprodukt, der Abdruck, der in einem formbaren Material durch eine Siegelmatrize oder einen Stempel hervorgebracht wurde. Das mittelalterliche europäische Siegel wurde mit einer Pergament- oder Fadenschnur an das schriftliche Dokument angehängt oder am Hauptteil der Urkunde selbst (*en placard*) angebracht. Es verband Text und Bild und repräsentierte den Herrscher und seine Herrschaftsansprüche. Um die Bilder und Texte auf Siegel im mittelalterlich-europäischen Sinne zu bringen, mussten die Siegel aus einem einigermaßen weichen Material bestehen. Sie wurden deshalb meistens aus Bienenwachs gefertigt,⁹³ konnten aber auch aus wertvolleren oder haltbareren Materialien wie Blei und Gold hergestellt werden.⁹⁴ Die Verwendung dieser beiden letztgenannten Materialien war aber selten und oft nur den feierlichsten Akten vorbehalten. Ein bekanntes Beispiel ist die Goldene Bulle Karls IV. von 1356, die die Wahl des Königs des römisch-deutschen Reichs regelte. Wie das Schreiben der Urkunde wurde auch ihre Besiegelung vom Empfänger bezahlt.⁹⁵ Die Wahl eines im Vergleich zu Wachs haltbareren oder höherwertigeren Materials diente folglich dazu, eine besondere Bedeutung der Urkunde sowie in manchen Fällen auch ihres Empfängers anzuzeigen. Von den sieben Exemplaren der Goldenen Bulle wurde nur eines mit Wachs gesiegelt,⁹⁶ die übrigen in Gold, um den hohen Status der Empfänger, der Kurfürsten des Reiches, zu demonstrieren. Dennoch scheint für die Bedürfnisse der meisten mittelalterlichen Urkundenempfänger ein Wachssiegel ausreichend gewesen zu sein.

Verwaltungsschrifttum konnte ebenfalls mit Siegeln authentifiziert werden, so etwa in den frühen chinesischen Reichen. Schriftstücke, die dort in den nordwestlichen Grenzgebieten ausgegraben wurden, zeigen, dass Verwaltungsmanuskripte immer von ihren Absendern versiegelt wurden, selbst wenn ihr Inhalt öffentlich ausgestellt werden sollte. Dies weist darauf hin, dass die Versiegelungspraxis nicht nur dazu diente, eine Nachricht zu schützen, sondern auch, sie durch eine offizielle Autorität zu authentifizieren.⁹⁷

Ein anderes Mittel zur materiellen Authentifizierung, insbesondere im Verwaltungsbereich, konnte auch gar nicht auf Geschriebenem beruhen. In frühen chinesischen Kaiserreichen wurden Holztäfelchen mit Kerben versehen, um die Anzahl

⁹² Collon 1987; Keel-Leu/Teissier 2004.

⁹³ Die Formbarkeit von Bienenwachs zeigt sich in seiner Verwendung als Beschichtung für Holzbretter, um eine wiederverwendbare Schreiboberfläche bereitzustellen: Clanchy 2013, 120.

⁹⁴ Zu mittelalterlichen Siegeln in Europa siehe Stieldorf 2004, 60.

⁹⁵ Siehe die Erörterung von Empfängern, die für das Schreiben von Urkunden bezahlen, am Ende von These 33, S. 297.

⁹⁶ Staatsarchiv Nürnberg, Reichsstadt Nürnberg Urkunden 938.

⁹⁷ Tomiya 2010, 80.

der bei einer Transaktion ausgetauschten Gegenstände (einschließlich, aber nicht beschränkt auf den Austausch zwischen staatlichen und nicht-staatlichen Akteuren) anzuzeigen.⁹⁸ Das Kerbholz wurde dann je nach Bedarf in zwei oder drei Teile geteilt und diese an die beteiligten Parteien verteilt.⁹⁹ Bei der Buchprüfung wurden diese Kerbholzteile verwendet, um deren Zahlen mit den in den offiziellen Büchern erfassten Beträgen abzugleichen, und wenn Diskrepanzen auftraten, konnten die anderen Parteien aufgefordert werden, ihre Kerbholzteile zur Authentifizierung der Beträge einzureichen.¹⁰⁰ Eine ähnliche Praxis gab es im mittelalterlichen England. Hölzerne Zählstäbe mit Kerben, die Bargeldbeträge darstellten, wurden als Quittungen verwendet, um anzuzeigen, wie viel Sheriffs an die königliche Schatzkammer gezahlt hatten, wobei der Stab der Länge nach gespalten wurde, um sowohl dem Sheriff als auch dem Schatzmeister eine identische Kopie als Zahlungsnachweis zu liefern.¹⁰¹ Diese Beispiele vermitteln, wie Materialität (Kerben) die Interpretation des Textes eines schrifttragenden Artefakts (Kerbholz/Zählstab) begrenzte, erweiterte oder ihm möglicherweise sogar widersprach.

These 35

Verwaltungsschrifttum umfasste einige der interaktivsten Formen schrifttragender Artefakte, während Herrschaftskommunikation normalerweise einseitig sein wollte.

Während die vorangegangenen Abschnitte hauptsächlich die Faktoren der Materialisierung von Verwaltungs- und Herrschaftstexten anhand ihrer jeweiligen materiellen Kontexte veranschaulichen, konzentriert sich dieser Abschnitt darauf, was passierte, nachdem diese Schreiben auf Stein, Holz, Papier oder Pergament entstanden waren. Auch wenn Herrscher beabsichtigten, den Untertanen durch Herrschaftsschreiben ihren Willen einseitig aufzuzwingen, konnten verschiedene Zielgruppen dennoch auf diese schrifttragenden Artefakte reagieren und mit ihnen interagieren.

Im Folgenden wird die materialbasierte Reaktion und Interaktion mit schriftlichen Artefakten des Staates diskutiert. Die Reaktion umfasste das Kopieren und Reproduzieren von Texten oder Erwiderungen auf anderen Schriftträgern – die materiell unterschiedlich oder gleichartig sein konnten – sowie metatextuelle Reflexionen über diese Artefakte. Die Interaktion umfasste das Bearbeiten, Hinzufügen, Verbessern, Löschen sowie Antworten auf demselben Artefakt. Obwohl die Literalisierung

⁹⁸ Zu Holz als Schriftträger siehe Berkes et al. 2015.

⁹⁹ Zum Gebrauch von Kerben und der Herstellung von Kerbhölzern während der Qin- und Han-Zeit siehe Momiyama 2015; Ma 2017.

¹⁰⁰ Lai/Tong 2016.

¹⁰¹ Stone 1975.

(Lese- und Schreibfähigkeit) ein wichtiger Aspekt in diesem Zusammenhang ist, ist es ein zu großes Thema, um hier umfassend behandelt zu werden.

Interaktion mit Verwaltungsschrifttum: Kommunikation innerhalb einer Verwaltung bewegt sich in mehrere Richtungen oder sogar gewissermaßen im Kreis, dialogartig, da Informationen zwischen und innerhalb von Regierungen und den Regierten weitergegeben werden. Infolgedessen sind die in diesem System des Sammelns und Abrufens von Informationen produzierten Artefakte oft interaktiverer Natur, die Arbeit und Produkte vieler Hände und Quellen. Einerseits mussten Herrscher, um effektiv regieren zu können, sowohl über die Situation vor Ort als auch darüber informiert werden, wie ihr Wille umgesetzt wurde. Andererseits konnten Untertanen auch an die Herrschenden appellieren oder sich an sie wenden, um von ihrer Autorität zu profitieren. So oder so hinterließ die Kommunikation zwischen den an Verwaltungsverfahren Beteiligten oft materielle Spuren in den von ihnen verfassten Schreiben, aus denen sich ablesen lässt, wie ihre Texte aufgenommen und wie Reaktionen generiert wurden.

In vielen Verwaltungsunterlagen wird dieser Austausch oder Dialog bei der Informationsbeschaffung durch die Artefakte selbst sichtbar. Es konnten bestimmte Arten von Dokumenten erstellt werden, ähnlich wie Lückentexte oder Formulare zum Ausfüllen, bei denen eine Person die erwartbaren oder bekannten Rahmeninformationen, die das Schriftstück enthalten sollte, vorab aufschrieb und eine andere Partei, nachdem sie die erforderlichen Informationen erlangt hatte, das Dokument dann vervollständigte, indem sie die Leerstellen ausfüllte. Im mittelalterlichen England wurden solche Formulare in Rechnungsprüfverfahren verwendet, bei denen die Gutsverwalter für alle Einnahmen und Ausgaben im Zusammenhang mit ihrem Amt zur Rechenschaft gezogen wurden. Häufig erstellten Sachbearbeiter den Hauptteil des Berichts, ließen aber Stellen für wichtige Einträge von Zahlen oder Summen leer.¹⁰² Der Rechnungsprüfer konnte dann diese Lücken füllen, indem er die Summen prüfte und genehmigte, ohne das Layout oder die Lesbarkeit der Aufzeichnungen zu beeinträchtigen, die zur späteren Einsicht archiviert wurden.¹⁰³ Wenn andererseits ein Bericht bei Vorlage zur Rechnungsprüfung lückenlos verfasst worden war, kam es vor, dass die Rechnungsprüfer das Dokument erheblich redigierten, fehlerhafte Zahlen löschten oder Ansprüche auf Ausgaben strichen, die nicht vom Herrn genehmigt worden waren. Die gutsherrschaftlichen Aufzeichnungen aus dem europäischen Mittelalter, seien sie nun im Stil des Ausfüllformulars oder schon als lückenlose Berichte verfasst, zeigen bzw. verkörpern geradezu das Verwaltungsgespräch im Rahmen der Rechnungsprüfung, bei dem ein Gutsverwalter seine Version der Ereignisse vorlegte und der Herr (durch seinen Prüfer) antwortete und schließlich die Ansprüche des Gutsverwalters genehmigte oder ablehnte.

¹⁰² Harvey 1976, 42.

¹⁰³ Zur Aufbewahrung und Archivierung von Schriftgut siehe Kapitel 3 ‚Gedächtnis und Archiv‘.

Die Interaktion, die zur Zustimmung oder Ablehnung einer Dokumentenvorlage führte, konnte auch in Form einfacher Notizen erfolgen, da die mächtigere Partei in der Lage war, ihre Autorität mit nur wenigen hinzugesetzten Worten auf demselben Dokument auszuüben. Im römischen Verwaltungsverfahren konnte ein hoher Beamter auf eine Eingabe auf dem ursprünglich eingereichten Papyrus antworten. Auf der zwischen 222 und 255 n. Chr. datierten griechischen Petition eines Veteranen an den Präфекten von Ägypten¹⁰⁴ befand sich am unteren Ende des Papyrusbogens, ebenfalls in griechischer Sprache, aber von einer anderen Hand als der Haupttext, eine Unterschrift, die die Petition genehmigte, sowie die Bemerkung *recognovi* („Ich bestätige“) auf Latein.¹⁰⁵ Solche Endvermerke (*subscriptions*) konnten sogar überdauern, wenn der Text auf andere Materialien übertragen wurde. Auf einer Stele aus dem spätantiken Didyma,¹⁰⁶ auf die eine administrative Serienkorrespondenz eingraviert wurde, fand sich zudem der mit Efeublättern geschmückte Vermerk *edantur* („sie sollen abgeschickt werden“) in lateinischer Sprache.

Reaktion auf und Interaktion mit Herrschaftsschreiben: Im Gegensatz zu Verwaltungsakten waren Herrschaftsschreiben (d. h. schrifttragende Artefakte, die die Funktion von Herrschaftsschrifttum erfüllten, darunter Gedenkstelen, Münzen, bestimmte Arten von handschriftlichen Mitteilungen der Regierung usw.) in der Regel einseitig ausgerichtet: ein *top-down*-Prozess, bei dem die Botschaft der Herrschenden ihren Untertanen mittels des geschriebenen Wortes nicht als Frage oder zur Diskussion vorgelegt, sondern im Sinne einer Entscheidung oder Tatsache mitgeteilt wurde. Trotz dieser Absicht und weil sie gemeinhin öffentlich ausgestellt und weit verbreitet wurden, riefen Herrschaftsschreiben sowohl bei den Zeitgenossen als auch unter späteren Generationen oftmals Interaktionen und Reaktionen hervor. Vieles davon blieb sicherlich im Bereich mündlich geäußelter Kommentare oder Gesten, die keine bleibenden Spuren hinterlassen haben, aber einige Reaktionen manifestierten sich materiell, entweder durch Aufwertung oder Monumentalisierung oder durch Beschädigung oder Veränderung des Schriftartefakts, also in einer Weise, die wir heute noch beobachten können.

Eine mögliche Strategie, auf Herrschaftsschreiben zu reagieren, war die Monumentalisierung. Obwohl man denken könnte, dass monumentalisierte Schriftartefakte, die politische Herrschaft verkörpern, der grundsätzlichen Gefahr ausgesetzt sind, zusammen mit dem Niedergang der politischen Autoritäten, die sie schufen, zerstört zu werden, haben tatsächlich viele von ihnen die Herrschaft und die Machthaber, die sie in Auftrag gegeben hatten, überdauert. Vielfältige Faktoren können für dieses Phänomen verantwortlich sein. Zum Beispiel konnten spätere Herrscher die Herrschaftsschreiben ihrer Vorgänger nutzen, um ihre eigene Legitimität zu stär-

¹⁰⁴ Sänger 2011, Nr. 10. Ein Link zu einer Abbildung dieses Papyrus' ist online auf Papyri.info verfügbar, siehe <http://papyri.info/ddbdp/p.vet.aelii;10> (Stand: 30.9.2021).

¹⁰⁵ Besprochen in Haensch 1994 und Thomas 2003.

¹⁰⁶ Zu weiteren Einzelheiten siehe unten, S. 302.

ken. Außerdem konnten solche schriftlichen Denkmäler zu Symbolen des kollektiven Gedächtnisses verschiedener sozialer Gruppen werden.¹⁰⁷ Im letzteren Fall dient die Monumentalität als Technik, die es den ursprünglich nur als Empfänger solchen Herrschaftsschrifttums gedachten Gruppen ermöglichte, die diesem Geschriebenen zuge dachte Rolle zu überschreiten. Statt allein der politischen Autorität des Herrschers zu huldigen wurde das Geschriebene zur Hervorhebung und Erinnerung der lokalen Gemeinschaften selbst instrumentalisiert. Da viele schriftliche Denkmäler eher von lokalen Gemeinschaften als von der Regierung geschaffen wurden, war ihre Multifunktionalität von Anfang an beabsichtigt.

Die oben erwähnte chinesische Stele von 153 n. Chr. mit einem Edikt, das den Nachkommen von Meister Kong (Konfuzius) Privilegien gewährt, ist ein gutes Beispiel für eine solche Multifunktionalität.¹⁰⁸ Diese Stele wurde von der Kong-Sippe in Qufu lange nach dem Zusammenbruch der Östlichen Han-Regierung sorgfältig aufbewahrt. Dieser Umstand war wahrscheinlich durch die Tatsache motiviert, dass das durch die Stele monumentalisierte kaiserliche Edikt und die ebenfalls dort befindlichen Anweisungen des Magistrats zum Nachweis für sowohl die Weisheit des Konfuzius als auch die Bedeutung und Privilegien seiner Nachkommenschaft wurden. Diese Stele wurde daher sowohl zum Ruhme des Herrschers als auch für den ihrer lokalen Hersteller geschaffen. Abgesehen von dem eher universellen Rahmen der kaiserlichen Wohltätigkeit, auf die sich die Stele ebenfalls bezog, waren das Andenken, das sie dort hervorrief, wo sie aufgestellt war, und die Identitäten, die sie konstruierte, stärker lokalisiert, spezifiziert und vielschichtig. Vermutlich können Artefakte mit identischem Herrschaftstext sogar lokal unterschiedliche Erinnerungen hervorrufen, je nachdem von welchen unterschiedlichen sozialen Gruppen sie geschaffen werden. Insofern verschaffte die Monumentalisierung eines Herrschaftstextes seinen Nutzern einen Spielraum, um die Autorität eines Denkmals für ihre eigenen Zwecke zu nutzen. Dies unterscheidet das Schreiben auf dem Denkmal von der unmittelbaren politischen Agenda, die die Urheber des darauf verschriftlichten Textes möglicherweise hatten.

Dieses obige Beispiel aus dem Östlichen Han-Reich spiegelt die Situation im römischen Reich wider, insbesondere in seiner späteren Phase. Viele spätrömische urkundliche Inschriften reproduzierten originalgetreu Merkmale, die sonst auf anderen Materialien (der Art, wie sie die vermutlichen Ursprungstexte trug) gefunden werden, um die Glaubwürdigkeit der Botschaft zu unterstreichen. Dies führte zuweilen zu inkonsistenten Verschriftlichungen oder zu mehrsprachigen Texten. Unter der Herrschaft von Justinian I. (reg. 527–565 n. Chr.) wurde in Didyma der Text eines dreiteiligen Dossiers mit Korrespondenzen über den Erlass bürgerlicher Tributzahlungen auf eine große Stele graviert. Anhand dieses Textes auf der Stele lässt sich ein dreistufiger Verwaltungsvorgang rekonstruieren, jeweils repräsentiert durch ein kaiser-

¹⁰⁷ Assmann 1988, 90–91. Vgl. Allgaier et al. 2019.

¹⁰⁸ Siehe oben, S. 285.

liches Edikt, das Protokoll einer Anhörung vor dem Prätorianerpräfekt des Ostens vom Folgetag und eine Erklärung des Gouverneurs der Provinz Karien, zu der Didyma gehörte. Von besonderem Interesse ist hier die Anhörung, von der der Stelentext einen Auszug bietet. Sie gibt nicht nur das wieder, was der Präfekt auf Griechisch von sich gab, sondern fügt darin auch den lateinischen Text des Edikts selbst ein, der ursprünglich auf einem Papyrus niedergeschrieben worden sein muss.¹⁰⁹ Als Reaktion auf die Rezeption dieser Texte erwirkten die lokalen Entscheidungsträger, dass nicht nur das kaiserliche Edikt, sondern das gesamte Dossier auf dem Stein reproduziert wurde. Dies verstärkt die Vorstellung von Verwaltungsverfahren als Quelle von Autorität.

Im Gegensatz zu den direkten und unmittelbaren Interaktionen zwischen Verwaltungspersonal im Rahmen staatlicher oder halbstaatlicher Buchhaltung und im amtlichen Briefverkehr – also Verwaltungsschrifttum – war die Interaktion mit Herrschaftsschrifttum oft indirekt und fand manchmal sogar in einem anderen Kontext als dem des ursprünglichen Schriftstücks statt. Häufig spiegelt eine Reaktion auf Artefakte, die Schriftzüge oder Bildnisse tragen, welche die Herrschaft repräsentieren, die persönliche Reaktion eines Betrachters oder Empfängers wider und richtet sich an die Öffentlichkeit oder andere Betrachter, nicht unbedingt an den Herrscher oder die Regierung als Absender der Botschaft. Die ursprüngliche Botschaft eines Herrschaftsschreibens konnte einem anderen Schreiben angehängt, sie konnte verzerrt oder lächerlich gemacht werden, um die Reaktion eines späteren Herrschers oder der Beherrschten zu verdeutlichen. Auf diese Weise konnte im Endeffekt die Materialität des ursprünglichen Herrschaftsschreibens verändert oder zerstört werden. Ähnlich wie das Verunstalten politischer Plakate oder Slogans in der Moderne, das heutzutage insbesondere bei Wahlen reichlich auftritt, waren auch in der Vormoderne Graffiti und gezielte Beschädigung sowie ungezielter Vandalismus bereits übliche Formen solcher destruktiven Interaktionen.¹¹⁰

Alternativ konnte Zerstörung von Geschriebenem auch auf Befehl erfolgen. In der vormodernen Welt zielten Sanktionen des Gedenkens (oft anachronistisch als *damnatio memoriae* bezeichnet) auf lokaler und imperialer Ebene angeblich auf die vollständige Auslöschung der materiellen Existenz einer Person in Schrift und Bild ab, am häufigsten der eines Kaisers, der als böse oder der Welt schadend angesehen wurde. Aus verschiedenen Gründen wurde die Auslöschung jedoch niemals flächendeckend auf dem gesamten Territorium des Reichs umgesetzt. Die Praxis existierte im frühen römischen Reich und setzte sich während des frühen Christentums fort, als manchmal auch Namen von heidnischen Gottheiten und antichristlichen Kaisern gelöscht wurden.¹¹¹ Aber die lokalen Gemeinschaften im Herrschaftsbereich führten solche

¹⁰⁹ Eine Ausgabe dieser Quelle findet sich in Feissel 2004, 304–306, eine Diskussion des Auszugs in Manservigi/Mezzetti 2016, 210–234.

¹¹⁰ Eine Praxis, die lange Zeit im Fokus des SFB 933 stand, siehe zum Beispiel Mauntel et al. 2015; Kühne-Wespi/Oschema/Quack 2019.

¹¹¹ Zu Sanktionen des Gedenkens und der Rolle der Einheimischen vgl. Omissi 2016 (Römische Welt), Schwedler 2021 (frühes Christentum).



Abb. 5: Bronze As von Nero, auf der Vorderseite ist das Portrait am Hals mit *SPQR* gestempelt.
© Amerikanische Numismatische Gesellschaft, 1953.171.1308.

Sanktionen gegen die in Ungnade gefallenem Kaiser häufig in einer Art und Weise durch, die sicherstellte, dass die Autorität der mit Inschriften versehenen Denkmäler gewahrt blieb. Im spätantiken Aphrodisias, einer überwiegend christlichen Stadt, löschten die Einheimischen beispielsweise nur den Nachnamen des in Ungnade gefallenem antichristlichen Kaisers Julian und fügten später den Namen des neuen Kaisers Theodosius an selbiger Stelle ein, aber Julians Titel und sogar seine ersten beiden Namen blieben erhalten.¹¹²

Die fortgesetzte Anerkennung der Rechtsgewalt des Kaisertums an sich bei gleichzeitiger Abgrenzung zu einem individuellen Herrscher durch Verunstaltung seines Namens zeigt sich auch in kaiserlich-römischen Bronzemünzprägungen, deren Wert nicht nur von ihrem metallischen Gehalt, sondern in hohem Maße auch von der finanziellen und politischen Reputation der prägenden Institution abhing. Nachdem ein Kaiser verurteilt worden war, erhielten Münzen, die unter seiner Ägide ausgegeben worden waren, oft Gegenstempel, die die Anerkennung durch die neuen Autoritäten demonstrierten. Nach der Regierungszeit von Nero brachte der römische Senat häufig Gegenstempel mit der Legende *SPQR* (als Abkürzung für *Senatus populusque Romanus*, ‚Senat und Volk von Rom‘) am Hals von Neros Porträt auf der Vorderseite seiner Bronzemünzen an (Abb. 5). Auch die neuen Kaiser Galba und Vespasian verwendeten Gegenstempel mit ihren eigenen Namen auf Neros Gesicht. Das Zusammenspiel von Ursprungsprägung und Gegenstempeln verlieh daher neue politische Autorität und erkannte den wirtschaftlichen Wert eines bestehenden Objekts mit Herrschaftsbildern und wirtschaftlichen Funktionen an.¹¹³

¹¹² I Aph2007 8.405.

¹¹³ Zur Verunstaltung von Neros Porträts nach seinem Tod siehe Calomino 2016, 67–79. Zu Applizierung von Gegenstempeln aus wirtschaftlichen Gründen siehe Howgego 1986.

Darüber hinaus gab es auch bestimmte Formen von schrifttragenden Herrschaftsartefakten, die eine Reaktion auf dasselbe Artefakt erwarteten oder hervorriefen. Eine nachträgliche Beischrift oder Ergänzung war eine der üblichen Methoden, um auf ein Schreiben von Herrschenden schriftlich zu reagieren. In China ergänzte der Zweite Kaiser von Qin (reg. 210–207 v. Chr.) 210 v. Chr. ein Edikt seines Vaters, des Ersten Kaisers, indem er neben oder unter dessen Inschriften auf Stelen, Maßen und Gewichten einen Nachtrag setzen ließ. Dieses zusätzliche Edikt stellte die Errungenschaften des Ersten Kaisers in den Vordergrund und ergänzte so die bestehenden Herrschaftsschreiben.¹¹⁴ Indem er seine Beziehung zu seinem verehrten Vorgänger hervorhob, stärkte der junge und unerfahrene Zweite Kaiser wiederum seine eigene Autorität.

Metatextuelle Interaktion: Eine andere Möglichkeit, sich mit den Schreiben von Herrschern auseinanderzusetzen, war das Verfassen von kritischen, kommentierenden oder belletristischen Metatexten. Oft unterschieden sich solche Reaktionen diametral von den ursprünglichen Botschaften der Herrschaftsschreiben oder hatten wenig mit den Formen und Inhalten der schriftlichen Artefakte zu tun, auf die sie reagierten. Die metatextuelle Interaktion mit Herrschaftsschrifttum offenbart also, wie Zeitgenossen und Nachkommen sich die Autorität von Herrschenden für ihre eigenen Zwecke aneigneten.

Im vormodernen China wurden die panegyrischen Steleninschriften des Ersten Kaisers von Qin (reg. 247–221 v. Chr. als König über ein schnell wachsendes Reich und 221–210 v. Chr. als Kaiser ohnegleichen) beinahe zum Gespött späterer Generationen. Kurz nach dem Untergang des Qin-Regimes kontrastierte Jia Shan (fl. 175 v. Chr.), ein Gelehrter der Westlichen Han-Zeit, die Narrative der Inschriften in den Bergen der Provinzen Kuaji und Langye mit der kurzen Dauer des Qin-Reiches, womit er andeuten wollte, dass der Qin-Kaiser seine eigenen Fehler nicht erkannt und seine Tugend überschätzt hatte.¹¹⁵ Im Laufe der Zeit ließ jedoch die negative Rezeption dieser Stelen nach.¹¹⁶ Einer der faszinierendsten Berichte über die Stelen des Ersten Kaisers stammt vom Tang-Staatsmann Du You (735–812 n. Chr.). In seiner enzyklopädischen Institutionengeschichte *Tongdian* geht Du auf die Materialität einer solchen Stele und anderer verbundener Artefakte auf dem Berg Tai ein. Laut Du war zusätzlich zur Stele die Anrufung des Himmels durch den Qin-Kaiser auf einer Schriftrolle aus vielen goldenen Leisten eingraviert gewesen und in einem Steinbehälter hinterlegt worden, der mit einem Ton-Goldpulver-Gemisch versiegelt und mit einem Etikett aus Jade versehen worden war.¹¹⁷ Diese Beschreibung der Umstände ist jedoch wahrscheinlich anachronistisch

¹¹⁴ Dass das Edikt des Zweiten Kaisers nie unabhängig von dem des Ersten Kaisers auf Gewichten oder Maßen erscheint, deutet darauf hin, dass es die Schreiben seines Vorgängers nur ergänzen, nicht ersetzen sollte; siehe Sanft 2014, 60.

¹¹⁵ Ban Gu et al., *Hanshu* 51, 2332.

¹¹⁶ Lu Qinli, *Xian Qin Han Wei Jin Nanbeichao shi*, 921; Zhan Ying, *Wenxin diaolong yizheng*, 803.

¹¹⁷ Du You, *Tongdian* 54, 1508.

und weicht von den tatsächlich erhaltenen schriftlichen Artefakten des Ersten Kaisers ab.¹¹⁸ Tatsächlich spiegelt Du Yous Beschreibung der goldenen Schriftrolle des Qin-Kaisers die Form einer angeblich mit Golddraht verbundenen Schriftrolle aus Jadeleisten wider, die von den Tang-Kaisern bei ihren Opferzeremonien auf Berggipfeln verwendet worden sein soll.¹¹⁹ Durch seine Interpretation der Materialität und des Textes des Qin-Herrschaftsschreibens verfolgte Du den Ursprung einer zeitgenössischen Praxis zurück bis zum Beginn der chinesischen Kaiserzeit. Jenes fiktive Denkmal eignete sich somit die Autorität der tatsächlichen Stele des Qin-Kaisers an und machte sie zu einem Nachweis für den legitimen Autoritätsanspruch des späteren Tang-Herrschers.

Interaktionen mit Herrschaftsschrifttum finden sich auch in der Literatur. Um nur eines von unzähligen Beispielen zu nennen: In dem deutschen Drama *Ibrahim Sultan* aus dem 17. Jahrhundert von Daniel Casper von Lohenstein (1635–1683) erhält der Protagonist, ein gewalttätiger Kaiser, einen tadelnden Brief von seinem Rat. Noch bevor er den Brief auch nur liest, ist Kaiser Ibrahim verärgert darüber, dass das Schriftstück nicht auf der Stelle von seinen Handlangern den Flammen überantwortet worden war. Nicht der Inhalt des Briefes, so scheint es, sondern seine bloße Präsenz ist eine Provokation. Durch die erfolgte Zustellung an den Adressaten ist die Gegenpartei – repräsentiert durch das schrifttragende Artefakt – in den inneren Kreis der Macht eingedrungen. Der Kaiser weigert sich daraufhin, den Brief zu lesen, zerreißt ihn und verlangt, dass die Briefetzen an den Absender zurückgehen (zusammen mit der zerstückelten Leiche eines Verbündeten). Indem er den Brief vernichtet, beantwortet Ibrahim ihn nicht nur, sondern versucht auch, rückwirkend dessen Botschaft aus der Welt zu schaffen. Die Szene veranschaulicht, wie Bedeutung nicht nur durch Schreiben generiert wird, sondern auch durch seine Übermittlung – wie sie zugestellt und empfangen wird – sowie durch Interaktionen mit dem Geschriebenen, der materialisierten Botschaft. Nicht zuletzt zeigt es, wie Herrscher auf die symbolische (und politische) Kraft dieser Interaktionen setzen.

118 Die von Du You in *Tongdian* zitierte Steleninschrift stimmt nicht mit der in anderen überlieferten Quellen wie der des *Shiji* von Sima Qian et al. überein. Ein Augenzeuge aus der Nördlichen Song-Zeit (960–1279), Liu Qi, der 1108 die Stele des Ersten Kaisers auf dem Berg Tai sah, erwähnt den Steinbehälter in Durs Darstellung nicht. Liu offenbarte auch, dass die Stele nur ca. 1,5 Meter hoch und im Gegensatz zu Stelen späterer Herrscher „ein unregelmäßiger, grob bearbeiteter Felsbrocken“ war; ihre vier beschrifteten Seiten seien von ungleicher Breite gewesen. Lius Bericht entspricht erhaltenen Abklatschen der Steleninschrift. Dies steht in scharfem Kontrast zu der aufwändig gestalteten Materialität, von der Du You in *Tongdian* berichtet; siehe Harrist 2008, 223.

119 Du You, *Tongdian* 54, 1514–1522. Bis heute wurde keine der tatsächlichen Schriftrollen, die die Tang-Kaiser für die Opferzeremonien auf Berggipfeln verwendeten, entdeckt. Eine Abbildung eines Artefakts aus mehreren Schriftleisten aus „Jade“ (eigentlich Marmor), das vom Xuanzong-Kaiser der Tang (reg. 713–756) bei einem Opfer an die Erdgottheit, das ebenso wichtig war wie die Opferzeremonien auf Berggipfeln, verwendet wurde und auf 725 n. Chr. datiert ist, findet sich in der *National Cultural Heritage Database*: <https://nchdb.boch.gov.tw/assets/overview/antiquity/20140421000006> (Stand: 28.9.2021).

Bibliographie

Abkürzungen und Sigla

- CTh** *Theodosiani libri XVI cum constitutionibus Sirmondianis et leges Novellae ad Theodosianum pertinentes*, hg. von Theodor Mommsen u. Paul M. Meyer, Berlin 1904.
- IAph2007** *Inscriptions of Aphrodisias*, hg. von Joyce Reynolds, Charlotte Roueché u. Gabriel Bodard, <https://insaph.kcl.ac.uk/insaph/iaph2007/index.html> (Stand: 30.9.2021).
- IG I³,1** *Inscriptiones Graecae*, Vol. I, Ed. 3: *Inscriptiones Atticae Euclidis anno anteriores*, Fasc. 1: *Decreta et tabulae magistratuum*, hg. von David Lewis, Berlin 1981.
- I. Estremo Oriente** *Iscrizioni dello estremo oriente greco: un repertorio*, (Inschriften griechischer Städte aus Kleinasien 64), hg. von Filippo Canali De Rossi, Bonn 2004.
- I. Fay.** *Recueil des inscriptions grecques du Fayoum*, I–III, hg. von Étienne Bernand, Leiden 1975–1981.
- SB I** *Sammelbuch Griechischer Urkunden aus Ägypten*, Bd. 1, hg. von Friedrich Preisigke, Straßburg 1915.

Quellen

Archivalisch

- Greifswald, Landesarchiv, Repositor 2, Nr. 73.
- Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe, 67/799; 67/804.
- Niedersächsisches Staatsarchiv, Wolfenbüttel, 6 Urk. II.
- Staatsarchiv Nürnberg, Reichsstadt Nürnberg Urkunden 938.

Publiziert

- Ban Gu 班固 et al., *Hanshu* 漢書 (Die Schriften der Han), Beijing: Zhonghua shuju, 1962.
- Berliner Papyrusdatenbank*, online-Ressource unter: <https://berlpap.smb.museum> (Stand: 31.1.2022).
- The Oxford Annotated Bible with Apocrypha*, hg. von Michael D. Coogan, Marc Z. Brettler, Carol A. Newsroom u. PHEME Perkins, Oxford 2010.
- Du You 杜佑, *Tongdian* 通典 (Institutionengeschichte), Beijing: Zhonghua shuju, 1988.
- Herodot, *Historiae*, hg. von Nigel G. Wilson, Oxford 2015.
- Kaiser Julian, *Misopogon*, in: L'Empereur Julien, *Œuvres complètes*, Tome II: *Discours de Julien Empereur*, 2. Partie: *Les Césars, Sur Hélios-Roi, Le Misopogon*, texte établi et traduit par Christian Lacombrade (Les Belles Lettres), Paris 1964, 141–199.
- Kandai sekkoku shūsei. Zuhān shakubun hen* 漢代石刻集成—函版・釈文篇 (Vollständige Sammlung von Steleninschriften der Han-Zeit. Tafeln und Transkriptionen), hg. von Nagata Hidemasa 永田英正, Kyoto 1994.
- Lohenstein, Daniel Casper von, *Ibrahim Sultan. Sophonisbe*, hg. von Lothar Mundt (Sämtliche Werke, Dramen 3), Berlin 2012.
- Lu Qinli 逯欽立, *Xian Qin Han Wei Jin Nanbeichao shi* 先秦漢魏晉南北朝詩 (Gedichte aus dem vorkaiserzeitlichen, frühkaiserzeitlichen und frühmittelalterlichen China), 3 Bde., Beijing 1983.
- National Cultural Heritage Database Management System*, Bureau of Cultural Heritage, Ministry of Culture, Taiwan, <https://nchdb.boch.gov.tw/> (Stand: 28.9.2021).

Papyri.info, online-Ressource unter: <https://papyri.info> (Stand: 31.1.2022).

Regesta regum Anglo-Normannorum. The Acta of William I (1066–1087), hg. von David Bates, Oxford 1998.

Res gestae divi Augusti: Hauts faits du divin Auguste, hg. von John Scheid (Collection des universités de France. Série latine 386), Paris 2007.

Rudolf von Ems, *Willehalm von Orlens*, eingel. und übers. von Gisela Vollmann-Profe (Regensburger Studien zur Literatur und Kultur des Mittelalters 3), Berlin 2017.

Sima Qian 司馬遷 et al., *Shiji* 史記 (Aufzeichnungen des Chronisten), Beijing: Zhonghua shuju, 1959.

Sima Qian 司馬遷 et al., *The Grand Scribe's Records*, Vol. IX: *The Memoirs of Han China, Part II*, hg. von William H. Nienhauser, übers. von J. Michael Farmer, Enno Giele, Christiane Haupt, Li He, Elisabeth Hsu, William H. Nienhauser, Jr., Marc Nürnberger u. Ying Qin, Bloomington 2011.

The Vindolanda Writing Tablets, Bd. 2, hg. von Alan K. Bowman und John D. Thomas (tabulae Vindolandenses II), London 1994. Auch als online-Ressource *Roman Inscriptions of Britain* unter: <https://romaninscriptionsofbritain.org/tabvindol/vol-II/introduction> (Stand: 22.5.2021).

Zhan Ying 詹鏌, *Wenxin diaolong yizheng* 文心雕龍義證 (Philologische Studien zum *Wenxin diaolong*), 3 Bde., Shanghai 1989.

Forschungsliteratur

Allgaier, Benjamin/Bolle, Katharina/Jaspert, Nikolas/Knauber, Konrad/Lieb, Ludger/Roels, Evelien/Sauer, Rebecca/Schneidereit, Nele/Wallenwein, Kirsten (2019), „Gedächtnis – Materialität – Schrift. Ein erinnerungskulturelles Modell zur Analyse schrifttragender Artefakte“, in: *Saeculum* 69 (II), 181–244.

Andrewes, Antony (1981), „The Hoplite *katalogos*“, in: Gordon S. Shrimpton u. David J. McCargar (Hgg.), *Classical Contributions: Studies in Honor of Malcolm Francis McGregor*, Locust Valley, NY, 1–3.

Assmann, Jan (1988), „Stein und Zeit: Das ‚monumentale‘ Gedächtnis der altägyptischen Kultur“, in: Jan Assmann u. Tonio Hölscher (Hgg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt a. M., 87–114.

Bansa, Helmut (1968), *Studien zur Kanzlei Kaiser Ludwigs des Bayern vom Tag der Wahl bis zur Rückkehr aus Italien (1314–1329)* (Münchener Historische Studien, Abteilung Geschichtliche Hilfswissenschaften 5), Kallmünz.

Behr, Wolfgang/Führer, Bernhard (2005), „Einführende Notizen zum Lesen in China mit besonderer Berücksichtigung der Frühzeit“, in: Bernhard Führer (Hg.), *Aspekte des Lesens in China in Vergangenheit und Gegenwart. Referate der Jahrestagung 2001 der Deutschen Vereinigung für Chinastudien (DVCS)*, Bochum.

Berkes, Lajos/Giele, Enno/Ott, Michael R./Quack, Joachim Friedrich (2015), „Holz“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 383–396, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.383>.

Borger, Rykle/Hinz, Walther (1982–1985), „Die Behistun-Inschrift Darius' des Großen“, in: Otto Kaiser (Hg.), *Texte aus der Umwelt des Alten Testaments*, Bd. 1: *Rechts- und Wirtschaftsurkunden. Historisch-chronologische Texte*, Gütersloh, 419–450.

Briant, Pierre (2002), *From Cyrus to Alexander. A History of the Persian Empire*, Winona Lake, IN.

Bülbow-Jacobsen, Adam (2013), „Translation of a Letter of the *Praefectus Aegypti* (O. Claud. inv. 7218)“, in: Rodney Ast, Hélène Cuvigny, Todd M. Hickey u. Julia Lougovaya (Hgg.), *Papyrological Texts in Honor of Roger S. Bagnall* (American Studies in Papyrology 53), Durham, NC, 47–51.

- Callataÿ, François de (2016), „The Coinages Struck for the Romans in Hellenistic Greece: A Quantified Overview (mid 2nd – mid 1st c. BCE)“, in: Florian Haymann, Wilhelm Hollstein u. Martin Jehne (Hgg.), *Neue Forschungen zur Münzprägung der Römischen Republik*, Bonn, 315–338.
- Calomino, Dario (2016), *Defacing the Past: Damnation and Desecration in Imperial Rome*, London.
- Christ, Matthew R. (2001), „Conscription of Hoplites in Classical Athens“, in: *The Classical Quarterly* 51 (2), 398–422.
- Clanchy, Michael T. (2013), *From Memory to Written Record: England 1066–1307*, 3. Ausg., Chichester.
- Cochrane, Lydia G. (1994), *The History and Power of Writing*, Chicago.
- Collon, Dominique (1987), *First Impressions. Cylinder Seals in the Ancient Near East*, London.
- Cooley, Alison (2012), „From Document to Monument. Inscribing Roman Official Documents in the Greek East“, in: John Davies u. John Wilkes (Hgg.), *Epigraphy and the Historical Sciences*, Oxford, 159–182.
- Danbury, Elisabeth (2018), „The Study of Illuminated Charters, Past, Present and Future: Some Thoughts from England“, in: Gabriele Bartz u. Markus Gneiss (Hgg.), *Illuminierte Urkunden. Beiträge aus Diplomatik, Kunstgeschichte und Digital Humanities. Illuminated Charters. Essays from Diplomatic, Art History and Digital Humanities* (Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 16), Köln/Weimar/Wien, 259–280.
- Eagleton, Catherine/Williams, Jonathan (1997), *Money. A History*, London, 2. Ausg., 2006.
- Eck, Werner (2003), „Der Kaiser als Herr des Heeres. Militärdiplome und die kaiserliche Reichsregierung“, in: J. J. Wilkes (Hg.), *Documenting the Roman Army: Essays in Honour of Margaret Roxan*, Oxford, 55–87.
- Elkins, Nathan T. (2015), *Monuments in Miniature: Architecture on Roman Coinage*, New York.
- Elkins, Nathan T. (2019), „Money, Art, and Representation: A Look at the Roman World“, in: Stefan Krtnicek (Hg.), *A Cultural History of Money in Antiquity*, London, 105–121.
- Falkenhausen, Lothar von (2005), „The E Jun Qi Metal Tallies“, in: Martin Kern (Hg.), *Text and Ritual in Early China*, Seattle/London, 79–123.
- Feissel, Denis (2000), „Une constitution de l'empereur Julien entre texte épigraphique et codification (CIL III, 459 et CTh I, 16, 8)“, in: Edmond Lévy (Hg.), *La codification des lois dans l'Antiquité*, Paris, 315–337.
- Feissel, Denis (2004), „Un rescrit de Justinien découvert à Didyme (1er avril 533)“, in: *Chiron* 34, 285–365.
- Giele, Enno (2006), *Imperial Decision-Making and Communication in Early China. A Study of Cai Yong's 'Duduan'*, Wiesbaden.
- Giele, Enno/Oschema, Klaus/Panagiotopoulos, Diamantis (2015), „Siegel, Stempeln und Prägen“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 551–566, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.551>.
- Goody, Jack (1986), *The Logic of Writing and the Organization of Society*, Cambridge.
- Haensch, Rudolf (1994), „Die Bearbeitungsweisen von Petitionen in der Provinz Aegyptus“, in: *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 100, 487–546.
- Harrist, Robert E., Jr. (2008), *The Landscape of Words: Stone Inscriptions in Early and Medieval China*, Seattle.
- Harvey, Paul D. A. (1976), *Manorial Records of Cuxham, Oxfordshire, circa 1200–1359*, London.
- Hölkeskamp, Karl-Joachim (1992), „Written Law in Archaic Greece“, in: *Proceedings of the Cambridge Philological Society* 38, 87–117.
- Holz, Stefan G. (2022), *Rolle und Kodex. Die Schriftlichkeit der königlichen Finanzverwaltung Englands unter Eduard I. (1272–1307)* (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London 87), Berlin/Boston.

- Hou Xudong 侯旭東 (2014), „Dong Han Yi Ying bei zengzhi zushi/cuishi shi suojian zhengwu chuli“ 東漢《乙瑛碑》增置卒史事所見政務處理 (Die Erfüllung der Regierungspflichten von zunehmend berufenen Hilffschreibern unter den Östlichen Han gemäß der Yi Ying-Stele), in: *Zhongguo zhonggushi yanjiu: Zhongguo zhonggushi qingnian xuezhe lianyihui huikan* 中國中古史研究—中國中古史青年學者聯誼會會刊 (Historische Studien des chinesischen Mittelalters. Zeitschrift der Vereinigung junger Forscher zur mittelalterlichen Geschichte in China) 4, Beijing, 43–69.
- Howgego, Christopher (1986), *Greek Imperial Countermarks: Studies in the Provincial Coinage of the Roman Empire*, London.
- Huyse, Philip (1999), *Die dreisprachige Inschrift Šābuhrs I. an der Ka'ba-i Žardušt (ŠKZ)* (Corpus Inscriptionum Iranicarum, Part III, Bd. I, Text I), London.
- Innis, Harold A. (2007 [1950]), *Empire and Communications*, Lanham et al.
- Keel-Leu, Hildi (1991), *Vorderasiatische Stempelsiegel. Die Sammlung des Biblischen Instituts der Universität Freiburg*, Fribourg/Göttingen.
- Keel-Leu, Hildi/Teissier, Beatrice (2004), *Die vorderasiatischen Rollsiegel der Sammlungen BIBEL + ORIENT der Universität Freiburg Schweiz*, Fribourg/Göttingen.
- Kern, Martin (2000), *The Stele Inscriptions of Ch'in Shih-huang: Text and Ritual in Early Chinese Imperial Representation*, New Haven, CT.
- Keynes, Simon (2013), „Church Councils, Royal Assemblies, and Anglo-Saxon Royal Diplomas“, in: Gale R. Owen-Crocker u. Brian W. Schneider (Hgg.), *Kingship, Legislation and Power in Anglo-Saxon England*, Rochester, NY, 17–182.
- Kühne-Wespi, Carina/Oschema, Klaus/Quack, Joachim Friedrich (Hgg.) (2019), *Zerstörung von Geschriebenem. Historische und transkulturelle Perspektiven* (Materiale Textkulturen 22), Berlin/Boston, <https://doi.org/10.1515/9783110629040>.
- Lai Ming Chiu 黎明釗/Tong Chun Fung 唐俊峰 (2016), „Liye Qinjian suojian Qindai xianguan, cao zuzhi de zhineng fenye yu xingzheng hudong“ 里耶秦簡所見秦代縣官、曹組織的職能分野與行政互動 (Arbeitsteilung und Koordinationskoordination zwischen Guan und Cao Organisationen in der Kreisverwaltung der Qin: Nachweise aus dem Korpus der Handschriften aus Liye), in: *Jianbo* 簡帛 13, 131–158.
- Loewe, Michael (1965), „The Wooden and Bamboo Strips Found at Mo-chü-tzu (Kansu)“, in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 1/2, 13–26.
- Lougovaya, Julia (2013), „Inscriptions on the Athenian Stage“, in: Polly Low u. Peter Liddel (Hgg.), *Inscriptions and Their Uses in Ancient Literature*, Oxford, 255–270.
- Ma Tsang Wing (2017), „Scribe, Assistant, and the Materiality of Administrative Documents in Qin–Early Han China: Excavated Evidence from Liye, Shuihudi, and Zhangjiashan“, in: *T'oung Pao* 103 (4–5), 297–333.
- Mahlich, Elena (2020), *Der Kanalbau unter Dareios I. Ein achämenidisches Bauprojekt in Ägypten*, Berlin.
- Maischberger, Martin (1997), *Marmor in Rom. Anlieferung, Lager- und Werkplätze in der Kaiserzeit*, Wiesbaden.
- Manservigi, Flavia/Mezzetti, Melania (2016), „The Didyma Inscription: Between Legislation and Palaeography“, in: Markus Hilgert (Hg.), *Understanding Material Text Cultures. A Multidisciplinary View* (Materiale Textkulturen 9) Berlin/Boston, 203–242, <https://doi.org/10.1515/9783110417845-006>.
- Martin, Henri-Jean (1988), *Histoire et pouvoir de l'écrit*, Paris.
- Mauntel, Christoph/Sauer, Rebecca/Theis, Christoffer/Trampedach, Kai (2015), „Beschädigen und Zerstören“, in: Thomas Meier, Michael R. Ott u. Rebecca Sauer (Hgg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken* (Materiale Textkulturen 1), Berlin/München/Boston, 735–746, <https://doi.org/10.1515/9783110371291.735>.

- Mitchell, Stephen (1976), „Requisitioned Transport in the Roman Empire: A New Inscription from Pisidia“, in: *The Journal of Roman Studies* 66, 106–131.
- Momiyama Akira 糊山明 (2015), *Shin Kan shutsudo moji shiryō no kenkyū: keitai, seido, shakai* 秦漢出土文字史料の研究 — 形態・制度・社会 (Studien zu ausgegrabenem inschriftlichem Quellenmaterial der Qin- und Han-Zeit. Formen, System, Gesellschaft), Tokyo.
- Mugridge, Alan (2010), „Writing and Writers in Antiquity: two ‚Spectra‘ in Greek Handwriting“, in: *Proceedings of the 25th International Congress of Papyrology*, Ann Arbor, 573–580.
- Mullen, Alex/Bowman, Alan (2021), *Manual of Roman Everyday Writing*, Bd. 1: *Scripts and Texts*, Nottingham.
- Naveh, Joseph/Shaked, Shaul (2012), *Aramaic Documents from Ancient Bactria*, London.
- Nissen, Hans J./Damerow, Peter/Englund, Robert K. (2004), *Informationsverarbeitung vor 5000 Jahren. Frühe Schrift und Techniken der Wirtschaftsverwaltung im alten Vorderen Orient*, Hildesheim et al.
- Noreña, Carlos F. (2011), „Coins and Communication“, in: Michael Peachin (Hg.), *The Oxford Handbook of Social Relations in the Roman World*, Oxford, 248–268.
- Oller Guzmán, Joan/Abella, David Fernández/Pita, Vanesa Trevín/Kaper, Olaf E./Ast, Rodney/Sidebotham, Steven E. (2022), „A Falcon Shrine at the Port of Berenike (Red Sea Coast, Egypt)“, in: *American Journal of Archaeology* 126, 567–591, <https://doi.org/10.1086/720806>.
- Omissi, Adrastos (2016), „*Damnatio Memoriae* or *Creatio Memoriae*? Memory Sanctions as Creative Processes in the Fourth Century AD“, in: *The Cambridge Classical Journal* 62, 170–199.
- Paton, Sara/Schneider, Rolf Michael (1999), „Imperial Splendour in the Province: Imported Marble on Roman Crete“, in: Angelos Chaniotis (Hg.), *From Minoan Farmers to Roman Traders. Side-lights on the Economy of Crete*, Stuttgart, 279–304.
- Pelteret, David A. E. (1990), *Catalogue of English Post-Conquest Vernacular Documents*, Woodbridge.
- Peltzer, Jörg (2019), *Fürst werden. Rangerhöhungen im 14. Jahrhundert – Das römisch-deutsche Reich und England im Vergleich* (Historische Zeitschrift. Beihefte 75), Berlin/Boston.
- Petrovic, Ivana/Petrovic, Andrej (2018), „Purity of Body and Soul in the Cult of Athena Lindia: On the Eastern Background of Greek Abstentions“, in: Jan-Mathieu Carbon u. Saskia Peels (Hgg.), *Purity and Purification in the Ancient Greek World: Texts, Rituals, and Norms*, Liège, 225–258.
- Picard, Olivier (2010), „Rome et la Grèce à la basse période hellénistique: monnaies et impérialisme“, in: *Journal des savants*, 2010 n° 2, 161–192.
- Porten, Bezalel/Yardeni, Ada (1986–1999), *Textbook of Aramaic Documents from Ancient Egypt*, Jerusalem.
- Posener, Georges (1951), „Sur l’emploi de l’encre rouge dans les manuscrits égyptiens“, in: *Journal of Egyptian Archaeology* 37, 75–80.
- Postgate, Nicholas/Wang Tao/Wilkinson, Toby (1995), „The Evidence for Early Writing: Utilitarian or Ceremonial?“, in: *Antiquity* 69, 459–480.
- Quack, Joachim Friedrich (2012), „Pharao und Hofstaat, Palast und Tempel: Entscheidungsfindung, Öffentlichkeit und Entscheidungsveröffentlichung im Alten Ägypten“, in: Christina Kuhn (Hg.), *Politische Kommunikation und Öffentliche Meinung in der antiken Welt*, Stuttgart, 277–295.
- Quack, Joachim Friedrich (2015), „Ägyptische Listen und ihre Expansion in Unterricht und Repräsentation“, in: Susanne Deicher u. Erik Maroko (Hgg.), *Die Liste. Ordnungen von Dingen und Menschen in Ägypten*, Berlin, 51–86.
- Quack, Joachim Friedrich (2020), „Zwei demotische Briefe in hieratischer Schrift“, in: Kim Ryholt (Hg.), *Hieratic Texts from Tebtunis Including a Survey of Illustrated Papyri* (CNI Publications 45), Kopenhagen, 141–149, pls. 28–31.
- Quack, Joachim Friedrich (2021), „Under Persian Rule: Egypt“, in: Bruno Jacobs u. Robert Rollinger (Hgg.), *A Companion to the Achaemenid Persian Empire*, Hoboken, 553–566.

- Richter, Tonio Sebastian (2010), „Language Choice in the Qurra Dossier“, in: Arietta Papaconstantinou (Hg.), *The Multilingual Experience in Egypt, from the Ptolemies to the Abbasids*, Farnham, 189–220.
- Sanft, Charles (2014), *Communication and Cooperation in Early Imperial China. Publicizing the Qin Dynasty*, Albany, NY.
- Sänger, Patrick (2011), *Veteranen unter den Severern und frühen Soldatenkaisern: Die Dokumentensammlungen der Veteranen Aelius Sarapammon und Aelius Syron*, Stuttgart.
- Schmitt, Rüdiger (2009), *Die altpersischen Inschriften der Achaimeniden. Editio minor mit deutscher Übersetzung*, Wiesbaden.
- Scholz, Sebastian (2011a), „Die Urkundeninschriften in Speyer (1111), Mainz (1135) und Worms (1184) – Funktion und Bedeutung“, in: Alexander Koch, Bernd Schneidmüller u. Stefan Weinfurter (Hgg.), *Die Salier. Macht im Wandel*, München, 163–165.
- Scholz, Sebastian (2011b), „Die Urkundeninschriften Kaiser Heinrichs V. für Speyer aus dem Jahr 1111“, in: Alexander Koch, Bernd Schneidmüller u. Stefan Weinfurter (Hgg.), *Die Salier. Macht im Wandel*, München, 167–173.
- Scholz, Sebastian (2011c), „Die Urkunden Kaiser Heinrichs V. für die Bürger der Stadt Speyer, 7. und 14. August 1111“, in: Alexander Koch, Bernd Schneidmüller u. Stefan Weinfurter (Hgg.), *Die Salier. Macht im Wandel*, München, 174–175.
- Schwedler, Gerald (2021), *Vergessen, Verändern, Verschweigen: ‚Damnatio memoriae‘ im frühen Mittelalter*, Göttingen.
- Sharpe, Richard (2011), „Peoples and Languages in Eleventh- and Twelfth-Century Britain and Ireland: Reading the Charter Evidence“, in: Davit Broun (Hg.), *The Reality behind Charter Diplomatic in Anglo-Norman Britain*, Glasgow, 1–119.
- Sickinger, James P. (1999), *Public Records and Archives in Classical Athens*, Chapel Hill, NC.
- Siewert, Peter (2018), „Fragment einer hocharchaischen Bronzetafel aus Olympia mit Nennung der Eleer und des Mantis-Amtes (BrU 8)“, in: *Tyche* 38, 177–182.
- Sou, Daniel Sungbin (2018), „Crossing Borders. Control of Geographical Mobility in Early China“, in: *T'oung Pao* 104, 217–250.
- Speidel, Michael A. (2015), „The Roman Army“, in: Christer Bruun u. Jonathan Edmondson (Hgg.), *Oxford Handbook of Roman Epigraphy*, Oxford, 319–344.
- Spiegel, Joachim (1996), *Urkundenwesen, Kanzlei, Rat und Regierungssystem des Pfalzgrafen bei Rhein und Herzogs von Bayern Ruprecht I. (1309–1390)* (Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung, Reihe B: Abhandlungen zur Geschichte der Pfalz 1), 2 Bde., Neustadt (Weinstraße).
- Staack, Thies (2018), „Single- and Multi-Piece Manuscripts in Early Imperial China: On the Background and Significance of a Terminological Distinction“, in: *Early China* 41, 245–295.
- Stieler, Andrea (2004), *Siegelkunde* (Hahnsche Historische Hilfswissenschaften 2), Hannover.
- Stone, Willard E. (1975), „The Tally: An Ancient Accounting Instrument“, in: *Abacus* 11.1, 49–57.
- Takatori Yuji 鷹取祐司 (2020), „Kandai no minyō tsūkōshō to tsūkan meiseki. Kensui Kinkan ishi shutsudo tsūkan meiseki bunseki no tame no yobi sagyō“ 漢代の民用通行証と通関名籍一肩水金関遺址出土通関名籍分析のための予備作業 (Transit Visa für Gemeinfreie und Listen von Reisenden während Han-Zeit. Analyse-Vorbereitung für Reisendenlisten von der Fundstätte am Gold-Kontrollposten), in: *Ritsumeikan bungaku* 立命館文學 668, 325–343.
- Tavernier, Jan (2017), „The Use of Language on the Various Levels of Administration in the Achaemenid Empire“, in: Bruno Jacobs, Wouter F. M. Henkelman u. Matthew W. Stolper (Hgg.), *Die Verwaltung im Achämenidenreich – Imperiale Muster und Strukturen. Administration in the Achaemenid Empire – Tracing the Imperial Signature* (Classica et Orientalia 17), Wiesbaden, 337–412.
- Thierry, François (2017), *Les monnaies de la Chine ancienne. Des origines à la fin de l'Empire*, Paris.

- Thomas, J. David (2003), „The *subscriptiones* in PSI IX 1026 and P. Oxy. XLVII 3364“, *Tyche* 18, 201–206.
- Tjäder, Jan-Olof (1979), „Considerazioni e proposte sulla scrittura latina nell'età romana“, in: Scuola Speciale per gli Archivisti e Bibliotecari (Hg.), *Paleografia, diplomatica, et archivistica: studi in onore di Giulio Battelli*, Bd. 1, Rom, 31–60.
- Tomiya Itaru 富谷至 (2010), *Monjo gyōsei no Kan teikoku: Mokkan, chikkan no jidai* 文書行政の漢帝国一木簡・竹簡の時代 (Ein mittels Handschriften verwaltetes Han-Reich. Die Epoche der Holz- und Bambushandschriften), Nagoya.
- Van De Mieroop, Marc (2016), *A History of the Ancient Near East, ca. 3000–323 BC*, 3. Ausg., Chichester/Malden/Oxford.
- Viereck, Paul/Zucker, Friedrich (1926), *Ägyptische Urkunden aus den Staatlichen Museen zu Berlin. Griechische Urkunden*, Bd. 7: *Papyri, Ostraka und Wachstafeln aus Philadelphia im Fayûm*, Berlin.
- Weber, Max (2009 [1922]), *Wirtschaft und Gesellschaft. Herrschaft. Studienausgabe*, Tübingen.
- Wilkinson, Endymion (2012), *Chinese History. A New Manual*, Cambridge, MA/London.
- Woytek, Bernhard E. (2018), „The Depth of Knowledge and the Speed of Thought. The Imagery of Roman Republican Coins and the Contemporary Audience“, in: Panagiotis P. Iossif, François de Callataÿ u. Richard Veymiers (Hgg.), *ΤΥΠΟΙ. Greek and Roman Coins Seen Through Their Images. 'Noble' Issuers, 'Humble' Users?*, Liège, 355–387.
- Wrede, Christa (1980), *Leonhard von München, der Meister der Prunkurkunden Kaiser Ludwigs des Bayern* (Münchener Historische Studien, Abteilung Geschichtliche Hilfswissenschaften 17), Kallmünz.
- Wyckley, Richard E. (1957), *The Athenian Agora*, Bd. 3: *Literary and Epigraphical Testimonia*, Princeton, NJ.

Indices

Index I: Namen (Orte, Personen, Figuren) und Werke/Artefakte

Einzelne erwähnte Artefakte finden sich unter den Lemmata ‚Handschriften‘, ‚Inschriften‘, ‚Ostraka‘ und ‚Papyri‘. Werktitel stehen ggf. bei den Autorennamen, Bibelstellen unter ‚Bibel‘.

- Agamben, Giorgio 48, 211f., 294
Ägypten 132f., 135f., 147, 268f., 282, 290, 297
Aigina (griechische Insel) 221
Alexander von Makedonien (der Große) 294
Aphrodisias (Türkei) 223f., 304
Aphrodito (Kūm Iṣqāw, Ägypten) 127f., 142, 269
Aragon 135, 140
Aristoteles 48f., 97
Ashoka I. (indischer Herrscher) 274
Äsop
– *Fabeln* 194
Assmann, Aleida 44, 77, 122f.
Assmann, Jan 77, 122, 145
Athen s. a. *Inschriften*
– Agora 221
– Akropolis 75, 285
– Metroon 276
Athena (Göttin) 221
Augustinus 220, 232
– *Confessiones* 169f.
– *De beata vita* 229
Augustus (Kaiser)
– *Res gestae* 102, 274f.

Bali 34, 209, 212f., 217
Barcelona 141
Barnim III. (pommerscher Herzog) 295f.
Beckum
– Prudentiaschrein 235f. (Abb. 8)
Berthold von Henneberg (Mainzer Erzbischof) 181
Bibel 91, 182, 188–190, 192–196, 209, 217f., 220, 223, 244f., 282
– Jüdische Bibel/Altes Testament
– Ex 12,7 225
– Ex 13,8–10 189
– Num 5, 11–31 214
– Dtn 6,4–9 und 11,13–21 189, 226
– Megillot 190
– Psalmen 238f.
– Ps 50,21 (LXX) 242
– Ps 86,2 (LXX) 225
– Ps 117,20 (LXX) 223, 225
– Ez 9,4–6 225f.
– Dan 5 57
– Neues Testament
– Mt 1,18–19 84
– Mt 22, 15–22 294
– Joh 1,1 218
– Joh 8,1–11 57
– Joh 19,19–20 58
– 2 Kor 3,6 209, 220
Biernoff, Suzannah 49
Bomberg, Daniel (Drucker) 182, 193f.
Byzanz s. *Konstantinopel*

Cato 132
Certeau, Michel de 37
Chambéry (Burg) 138
Chayyim ben Bezalel von Friedberg
– *Wikkuach Mayyim Hayyim* 180
China 104, 119, 186, 279, 281f., 285, 287, 294, 299, 302, 305
Christus s. *Jesus Christus*
Cicero 132
– *De re publica* 145
Clemens von Alexandrien
– *Paedagogus* 223
Codex Theodosianus 137, 293

Darius I. (persischer Herrscher) 272f., 278
Del Tупpo, Francesco (italienischer Drucker) 194
Delphi 238, 275
Derrida, Jacques 37–42, 121
Dioskoros 127f.
Domenico Irosolimitana 182

Du You

– *Tongdian* 305f.

Edfu (Ägypten)

– Tempel 288

Eduard der Bekenner (englischer König) 266f.

Eduard III. (englischer König) 296

Eliyyahu ben Ascher (Elia Levita) 181

England 136, 266f., 271, 292, 296–300

Eyck, Jan van

– *Bildnis eines jungen Mannes* 92–94 (Abb. 6)

Fayum (Ägypten) 269, 277

Felix Pratensis 182, 190, 193

Firminus (Heiliger) 234

Fitz Neal s. *Richard fitz Nigel*

Flachmann, Holger 184

Fliege, Jutta 233

Foucault, Michel 121

Frischlin, Nicodemus

– *Iulius Redivivus* 165

Galgenmeyer, Georg

– *Schreibkalender* 167

Genua 94f.

Gernrode 233

Goody, Jack 259f.

Guibert von Nogent (Abt)

– *De pigneribus* 234f.

Gumbrecht, Hans Ulrich 19, 45

Gutenberg, Johannes 164f.

Handschriften s. a. *Ostraka, Papyri*

– Berlin, Staatsbibliothek, Ms. lat. fol. 286 (Aristoteles, Metaphysik) 97 (Abb. 7)

– Dublin, Trinity College, Ms. 58 (Book of Kells) 96

– Florenz, Biblioteca Medicea Laurenziana, Codex Florentinus 131

– Greifswald, Landesarchiv, Rep. 2 Ducalia Nr. 73 295, 296

– Heidelberg, Universitätsbibliothek
– Cod. Pal. germ. 330 87, 90 (Abb. 5c)
– Cod. Pal. germ. 389 87–88 (Abb. 5a)

– Hildesheim, Dom- und Diözesanmuseum, Guntbald-Evangeliar 96

– Karlsruhe, Generallandesarchiv, 67/799 und 804 289

– Magdeburg, Landesarchiv Sachsen-Anhalt

– Liber Privilegiorum S. Mauritii Magdeburgensis 126 (Abb. 1a)

– Originalurkunde Ottos III. 127 (Abb. 1b)

– München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 4456 (Sakramentar Heinrichs II.) 227f. (Abb. 5)

– Neuenstein, Hohenlohe-Zentralarchiv, GA 120, Nr. 5 143

– New York, Pierpont Morgan Library, MS G. 54 87, 89 (Abb. 5b)

– Paris, Bibliothèque nationale de France, Ms. Nouv. Acq. Lat. 1203 (Godescalc-Evangelistar) 82–85 (Abb. 4)

– Parma, Biblioteca Palatina, Ms 1872 182

– St. Paul im Lavanttal, Stiftsbibliothek, Cod. 86b/1 (Reichenauer Schulheft) 142

– Rom, Biblioteca Apostolica Vaticana, Vat. lat. 5757 145

– Wolfenbüttel, Niedersächsisches Staatsarchiv, 6 Urk. II (Heiratsurkunde von Otto II. und Theophanu) 282

Harold (englischer König) 266f.

Heinrich II. (ostfränkischer König) 227f.

Heinrich IV. (römisch-deutscher Kaiser) 277

Heinrich V. (römisch-deutscher Kaiser) 277

Helena (Heilige) 58

Heliodor

– *Aithiopika* 53f.

Heliopolis 272

Henchir Akrib (Algerien) 232

Herculaneum 57

Hermupolis 136

Herodot

– *Historien* 52f., 278

Herzogenburg, Stift 140

Hilgert, Markus 11, 54

Ihara Saikaku 168

– *Großer Spiegel der Schönheiten* 179

Illich, Ivan 169f.

Indien 274, 297f.

Inschriften, einzelne

– Ägypten, Rosetta-Stein 272f.

– Athen, Epigraphisches Museum, Inschriftentesten 73f., 285

– Beckum, Prudentiaschrein 235f. (Abb. 8)

- Bisitun, Felsinschrift 272f. (Abb. 2)
- Changsha, Holzleiste aus Wuyi-Platz 100f. (Abb. 8b)
- Henan (chinesische Provinz), Inschriftenstelen 285
- Iran, Res Gestae Divi Saporis 274
- Istanbul, Hippodrom, Schlangensäule 53
- Kairo, Ägyptisches Museum, Nar-Meher-Palette 295
- Klaros, Marmorsäule 239 (Abb. 9)
- London
 - British Museum, Giebelstele 80–82 (Abb. 3)
 - National Gallery, Jan van Eycks Porträt eines Mannes (sog. Timotheos) 92–94 (Abb. 6)
 - Victoria and Albert Museum, Kruzifix 226 (Abb. 4)
- New York, Amerikanische Numismatische Gesellschaft, Bronze As von Nero 304 (Abb. 5)
- Olympia, Archäologisches Museum, Helm(-weihung) 216 (Abb. 1)
- Rom, Inschrift (CIL VI 9556) 105
- Shandong (chinesische Provinz), Inschriftenstele 285, 302
- Taiwan, Holzleiste aus Juyan 100f. (Abb. 8a)
- Isserles, Moshe ben Israel (Rema) (polnischer Rabbiner)
 - *Torat ha-Chattat* 180
- Italien 61, 190, 192, 194, 131
- Japan 119, 166, 168, 173, 187, 190, 191
- Java 212f.
- Jerusalem 223, 225f., 242
 - Golgatha 245
 - Grabeskirche 244–246 (Abb. 14)
- Jesus Christus 57f., 82, 94, 96, 218, 245, 294
- Johannes (Evangelist) 58, 218
- Jordanien 238–242
- Judäische Wüste 134
- Julian (römischer Kaiser) 294, 304
- Justinian (römischer Kaiser) 131, 302
- Kairo, Genisa 214
- Kallimachos
 - Nike (Athen) 75f.
- Karl IV. (römisch-deutscher Kaiser) 119, 296, 298
- Klaros (Türkei) 238f.
- Kohitsu tekagami* (Kalligraphie-Buch) 168
- Koishi Genshun 175
- Konstantinopel/Byzanz 131, 142, 282
 - Hippodrom 135
- Kulmus, Johann Adam
 - *Anatomische Tabellen* 173–175
- Kuno von Falkenstein 87, 98
- Latour, Bruno 9, 12
- Lauber, Diebold 91, 189
- Legende der Kreuzauffindung 58
- Libri Carolini* 82
- Lohenstein, Daniel Casper von
 - *Ibrahim Sultan* 306
- London (Londinium) 291
- Ludwig IV. (römisch-deutscher Kaiser) 293, 295f.
- Luhmann, Niklas 42, 172
- Lukian
 - *Quomodo historia conscribenda sit* 52
- Luther, Martin 181
- Lydos, Johannes
 - *De magistratibus populi Romani* 135
- Madaba (Jordanien) 223
- Magnus Maximus 137
- Maimonides, Moses (jüdischer Philosoph) 177
 - *Mishneh Torah* 176f. (Abb. 4)
 - *More ha-Nevochim* 180
- Ma'in (Jordanien)
 - Akropoliskirche 225
- Mainz 188
- McLuhan, Marshall 45f., 164
- Mesopotamien 119, 272, 298
- Metro (Heiliger) 233
- Miltiades (griechischer Feldherr) 216f.
- Miyako (Kyoto) 191
- Mons Claudianus (Ägypten) 268
- Münster, Sebastian 182
- Nanaion (Tempel) 135
- Napoleon Bonaparte 126f.
- Nar-Meher-Palette 295
- Nebo (Berg, Jordanien) 240–242 (Abb. 10 und 12)
- Nessana (Palästina) 135
- Nishikawa Sukenobu (japanischer Künstler)
 - *Jokyō Ogura shikishi* 196f. (Abb. 6)

Nordafrika 243f.

Odano Naotake (japanischer Maler) 174
(Abb. 3)

Olsen, Bjørnar 8

Oroetes (Satrape von Lydien) 278

Ostasien 167f., 173, 175

Ostraka, einzelne

– O.BuNjem 8 104f.

– O.Claud. II 308 104f.

– O.Claud. inv. 7218 268

– O.Did. 406 (Qift, Archaeological storeroom Did. 131) 75f. (Abb. 2)

– O.Krok. II 203 105

Otte (deutscher Dichter)

– *Eraclius* 50

Otto I. (pommerscher Herzog) 295f.

Palermo

– Cappella Palatina 140

Papyri, einzelne 104f., 132–134

– Heidelberg, Papyrussammlung,
P. Heid. Inv. Arabisch. 12 269f. (Abb. 1)

– Kopenhagen, Papyrus Carlsberg 2 104

– Leiden, Rijksmuseum van Oudheden,
Papyrus Insinger 102–104 (Abb. 9)

– London, British Library, Papyrus 384 301

– Petra-Papyri 135

Paschalis I. (Papst) 233f.

Petrarca 119

Petrucci, Armando 61

Petrus Chrysologus von Ravenna
(Erzbischof) 232

Philippi

– Paulus-Kirche 94

Pilatus 58

Pisa 131

– Dom 149

Pius IX. (Papst) 236

Platon

– *Phaidros* 37f., 52

Pompeji 57

Porphyrios (Bischof) 94

Priene (Kleinasien) 222

Prudentiaschrein, Beckum 236

Qimchi, David (Rabbiner) 182

Rather (Bischof von Verona) 232

Reliquienauthentiken s. a. *Index II (Artefakte)*

– Sens, Authentik zu unbekannten

Reliquien 235 (Abb. 7)

Richard fitz Nigel (Fitz Neal) 79

Rom 105, 126, 233, 275, 294, 303f.

– Quirinal, Dioskuren 146

– Saturntempel, *Aerarium populi
romani* 131

– St. Maria in Domnica, Apsismosaik 233
(Abb. 6)

Rudolf von Ems

– *Willehalm von Orlens* 278

Rupert von Deutz

– *Vita Herberti* 217

Saragossa 131

Schatzki, Theodore 12

Schneider, Irmela 172

Sedulius

– *Opus paschale* 131

Sem Tob de Carrión 50

Seuse, Heinrich

– *Stundenbuch der Weisheit* 228

Shapur I. (sasanidischer König) 274

Shen Defu

– *Jung Ping Mei* 186

Shiba Kōkan (japanischer Maler) 175

Shōtoku (japanische Kaiserin) 190

Small, David 170f.

Speyer

– Dom 277

Stephan Matthias von der Neidenburg
(Bischof) 119

Talmud 171, 179f., 190

Tegea (Griechenland) 80–82

Theodosius I. (röm. Kaiser) 137, 304

Theodulf von Orléans

– *Libri Carolini* 82

Thomas von Aquin 48, 131, 220

Thomasin von Zerklare

– *Der Welsche Gast* 86–91 (Abb. 5a-c)

Thukydides 52f.

Tipasa (Algerien)

– Alexanderkirche 243f. (Abb. 13)

Tokugawa Iejasu (japanischer Hegemon) 191

Tora 190, 195, 218f.; s. a. *Bibel*

Triest
 – Kirche in der Via Madonna del Mare 241 (Abb. 11)
 Trithemius, Johannes
 – *De Laude Scriptorum* 178f., 181
 Valignano, Alessandro (italienischer Missionar) 191
 Vindolanda 291
 Wachstafel (Berlin, Papyrus 14008) 269
 Wagner, Peter 80

Weber, Max 261
 Wilhelm I. (englischer König) 266f.
 Yehuda he-Chasid (jüdischer Theologe) 218
 Zeus 215–217, 276
 Zeus Labraundos 80f.
 Zhang Chao (chinesischer Autor) 168
 Zhu Xi (chinesischer Philosoph)
 – *Dushu fa* 186
 Zumthor, Paul 45

Index II: Begriffe, Konzepte, Materialien

Affordanz 16, 19, 71f., 75f., 98, 139, 147, 166, 169–177, 190, 283
 Agency/Agentialität/Wirkkraft von Schrift/ Geschriebenem 12, 16f., 34–36, 39f., 42f., 46–50, 54, 58, 71f., 98, 125, 137, 209–215, 217f., 220; s. a. *Macht*
 Ästhetische Präsenz/Permanenz 40, 42, 45, 55–58, 76, 83
 Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) 9f., 12
 Alphabet 167, 218, 225
 Alphabetisierung 54, 241
 Alphabetschrift s. *Schrift*
 Amulette s. *Artefakte*
 Archive
 – Familienarchive 125, 127f., 133
 – herrschaftliche 121, 127
 – öffentliche 132, 134f.
 Archont, Archivar 15, 121–124, 128f., 132f., 136–141, 144
 Artefakt (Begriff) 5f., 11, 15f.
 Artefaktbiographie 57, 129–131, 143, 148
 Artefakte, verschiedene s. a. *Briefe, Handschriften, Papyri sowie den Index I*
 – Amulette 59, 212
 – Bibelmanuskripte 91, 98, 182, 282, 289
 – Bleitafelchen 19, 44, 143, 213f., 234
 – Defixiones 214f.
 – Dirigierrollen 78
 – Dossier 120, 302f.
 – Gemmen 59, 105, 213–215, 236
 – Horossteine 221
 – Kalender/Schreibkalender 98, 166f., 184, 269
 – Kartulare 289
 – Kerbholz 286, 299
 – Mesusa 189, 226
 – Militärdiplome 283, 292
 – Münzen 100, 105, 119, 284, 293–295, 301, 304
 – Ostraka 70, 73, 75f., 104, 268
 – Reisegenehmigungen, Reiseausweise 286f.
 – Reliquienauthentiken 44, 130, 215, 232, 234–237
 – Rolle/Buchrolle 21, 72, 92, 100, 134f., 139, 144, 161, 168–172, 179, 192, 214, 278, 305f.
 – Englische Verwaltungsrollen, pipe rolls 79, 96, 136
 – Torarolle 218f.
 – Sakramentar 131, 227f.
 – Schreibkalender 98, 166
 – Siegel 50, 100, 138, 143, 188, 264, 279, 286, 297f.
 – Skarabäen 59
 – Urkunden 92, 104, 125f., 134f., 140, 143, 266f., 269–271, 274, 277, 282, 289, 292f., 295–298
 – Zählmarken/Zählstäbe 298f.
 Aura / auratisch / auratische Qualität 56, 119, 124, 143, 166, 238, 284

Authentizität/Authentifizierung 37f., 124,
143, 166, 187f., 215, 234–237, 297f.;
s. a. *Legitimation*

Autograph 131, 166

Autor(schaft) 11, 33, 34, 130, 166

Autorintention 6, 11, 43, 44

Autorität 56, 212f., 259f., 263, 265f., 271,
275–277, 281–286, 292, 295f., 298,
301–306

Bedeutung/Sinn 5–7, 8f., 11, 20; s. a. *Herme-
neutik*

– auratische Bedeutung 56

– Semantik des Geschriebenen / Text-
bedeutung 33–35, 38, 211

– kulturelle/kulturhistorische
Bedeutung 6–11, 13, 16f.

– im Zusammenspiel mit Layout/räumlicher
Anordnung 72f., 78f.

– in Konkurrenz zu Materialität, Bildlichkeit
oder Präsenz 6f., 13, 15f., 40f., 213, 220

– von Materialität und Präsenz des
Geschriebenen erzeugt 43–46, 58–61,
215

– Semantisierung 56, 58, 60, 80–82

– sinnloser Text (Nonsense-Inschriften,
lorem ipsum) 70f., 102

Beständigkeit von Schrift/Geschriebe-
nem s. *Dauerhaftigkeit*

Bibel 209, 217f., 220, 223, 225, 228, 239,
244f.

Bibeldruck 188–196

Bibliothek 118f., 136f., 163, 183

Bilder s. a. *Schrift, Schriftbildlichkeit*

– Bild und Schrift 37, 40f., 76f., 80–82,
86–90 (Abb. 5a–c), 96–98 (Abb. 7), 102,
241f., 293–297

Bleitäfelchen s. *Artefakte*

Blindlinierung 98

Bote/Botschaft 16, 33, 44–46, 57, 147f., 210,
226, 259–261, 273–276, 278f., 274, 287f.,
293–297, 301–306

Briefe 59, 75f. (Abb. 2), 99f., 104f., 278f., 285,
290f., 306

Bronze s. *Materialien*

Buch s. *Handschrift, Rolle, Zerstörung*

Buchdruck 4, 49, 98, 164–166, 179–198
(jüdische Inkunabeln und Frühdrucke,
Buchdruck in China und Japan)

Buchreligionen 209f., 217

„Der Buchstabe tötet“ s. *Schriftkritik*

Buchstaben 50, 69, 70f. (sinnlose Folge von),
73, 76, 78 (Masora Figurata), 83, 91 (Intext),
92, 96, 102, 105, 138, 146, 168, 218,
225–228, 292; s. a. *Initialen, Schreiben*
– Alpha und Omega 228
– Chi-Rho 96
– Tau / T 225–228
– Taw 226

Bürokratie s. *Verwaltung*

Codex s. *Handschrift*

Cultural Turn 8

Damnatio memoriae 129, 148, 303

Dauerhaftigkeit/Haltbarkeit/Beständigkeit von
Schrift/Geschriebenem/Schriftträgern 53,
55–58, 162, 178, 220, 261, 276, 280f., 284,
290

Defixiones s. *Artefakte*

Digital, Digitalität, digitale Wende 124, 162f.,
164, 170–172, 179

Dipinti s. *Inschriften*

Dirigierrollen s. *Artefakte*

Dossier s. *Artefakte*

Eide/Flüche 44, 102, 212–214

Ephemerität von Schrift/Geschriebe-
nem s. *Dauerhaftigkeit*

Epideixis 52

Epistemologie / epistemologische Voraus-
setzungen von Schrift 36f., 39, 42,
46–51, 54, 70, 163f.

Epistolales Netzwerk 59

Erinnerung/Memoria 48, 52f., 54, 56, 60, 92,
117f., 122f., 128f., 142, 147f., 232, 243,
262, 302

Eucharistie 227

Farben von Schrift/Geschriebenem 83, 87, 94,
191f., 281f.

Figurengedichte 78, 91

Form / Form und Inhalt 37, 43, 49f., 59, 76, 78,
83, 91, 141, 169–172, 177, 270, 280, 282f.,
290, 305

Format/Formatierung 17, 21, 72f., 80, 91, 99,
105, 139, 141, 144, 161, 167, 175, 179,
183–188, 190, 196–198, 215

- Formeln 215, 227f., 245
 – Fluchformeln 214
 – Weiheformeln 215
- Formulare 184, 215, 290, 300
- Gabe/Gegengabe/Übergabe 217, 242, 279
- Gebete 102, 147f., 185, 189, 214, 223, 227, 230, 239
- Geltung *s. Gültigkeit*
- Gemmen *s. Artefakte*
- Geschriebenes *s. Lesen, Schreiben, Schrift*
- Gesetz/Gesetzestext *s. Recht*
- Glosse/Glossierung *s. Schriftpraktiken*
- Gold *s. Materialien*
- Gottesnamen/Götternamen 214, 218
- Gräber *s. Inschriften, Raum (sepulkrale Räume)*
- Graffiti *s. Inschriften*
- Grenze/Grenzziehung *s. Raum*
- Gültigkeit und Geltung
 – Geltung von Schrift/Geschriebenem 11, 56f., 120
 – Gültigkeit 70 (Layout), 220 (Praktiken), 276 (Dokumente), 297–299 (Authentifizierung)
- Handschrift/Manuskript 21, 69, 86, 100, 131, 137, 144, 161, 164, 171, 181, 187, 189, 192, 265, 271, 289f.; *s. a. Artefakte sowie Index I zu einzelnen Handschriften*
 – glossierte Handschriften 79f., 87, 96–98 (Abb. 7), 100
 – liturgische Handschriften 217, 220, 227
- Heilige, das / Heiligkeit *s. Inschriften, Raum, Reliquien, Sakralisierung/Sakralität*
- Hermeneutik 6–8, 11f., 43; *s. a. Bedeutung/Sinn*
 – Grenzen der Hermeneutik / Hermeneutik-kritik 10, 19, 43–46
 – erweiterte Hermeneutik 6, 10, 13, 33f., 43f.
- Herrschaft, politische 105, 136f., 237, 245, 259–261
- Hieroglyphen *s. Schriftarten/Schriftsysteme*
- Hierographisches Potenzial von Schrift/
 Geschriebenem 211–221; *s. a. Agency, Sakralität*
- Holz *s. Materialien*
- Horossteine *s. Artefakte*
- Ikonizität, ikonische Qualität/Wirkung von
 Schrift/Geschriebenem 20, 41, 78, 82f., 147
- Ikonoklastische Diskurse 41, 82f.
- Informationsmanagement 260–262, 275f., 300
- Inhalt *s. Form*
- Initialen (in Handschriften) 41, 78f., 87f., 193, 227, 295–297
- Inschriften 18f., 52–61 (in Metatexten), 94, 148, 212, 221–230 (liminale Funktion), 238f., 243, 272–274 (mehrsprachige), 277f.; *s. a. Artefakte, Materialien, Reliquien, Schreiben, Schrift*
 – an Außenfassaden 241
 – Bauinschriften 18, 225, 239, 241
 – am Boden 225, 239, 242f.
 – Dipinti 57
 – erzählte Inschriften 227–230, 51–61
 – an Gebäuden 73, 94, 102
 – Grab-/funeräre Inschriften 105, 243–245
 – Graffiti 57, 74, 223f.
 – an Grenzen (Horossteine) 221
 – auf Heiligenschrein 235f.
 – an Heiligtümern/Sakralorten 73, 238–240, 245f., 272
 – Helminschrift 216f.
 – Inventarinschriften 78
 – auf Körpern 60
 – Menetekel 57
 – Monumentalinschriften 94f.
 – Mosaikinschrift 94
 – an Portalen, Toren, Türen, Schwellen 222–230
 – in Säulenkanelluren 74f.
 – an Spolien 131, 149
 – auf Statuen 70, 73
 – an Stelen (Inschriftenstele) 73 (Abb. 1)
 – Stifterinschriften 241
 – Tätowierung/Tattoos 60
 – an Tempelwänden 102
 – auf Türpfosten 225f.
 – urkundliche Inschriften 302
 – Votivinschrift 215f.
 – Weihebeschriftung 75, 78, 215, 217, 231–238
 – Weihinschriften/Votivinschriften 74f., 215f., 231, 244f.
- Inschriftenstele *s. Inschriften*
- Inschrirenteppe 238f.

Interaktion mit schrifttragenden

Artefakten 299–306

Interlinearglossen 87 (Abb. 5c), 98 (Abb. 7)

Kalender/Schreibkalender *s. Artefakte*

Kalligraphie 50, 82, 168, 179, 291, 293f.

Kartulare *s. Artefakte*

Kerbholz *s. Artefakte*

Knochen *s. Materialien*

Kolophone 95, 181–183, 192

Kommunikation

– monologische/dialogische 261, 300f.

– mündliche in Abgrenzung von schriftlicher 271, 278

– Kommunikationsfunktion von Schrift 20, 33, 36, 38f., 41f., 46, 55–57, 238, 259, 278f.

Kontext von Schrift/Geschriebenem 79, 82, 99, 120, 124, 126, 169

– Gebrauchskontext/Nutzungskontext 141–143, 148, 164, 175, 177, 180, 190

– (Ent-/Neu-)Kontextualisierung 138, 148

– sakraler Kontext 209f., 212, 227

– Verstehenskontext 11

Konventionalisierung 33, 72, 100; *s. a. Standardisierung*

Kopien/Abschriften 87, 125, 132, 141, 143, 172, 178f., 185, 275, 285, 289, 292, 299; *s. a. Schriftpraktiken*

Körperlichkeit von Schrift/Geschriebenem *s. Schrift*

Kulte *s. Raum, Rituale*

Kulturtransfer *s. Transkulturelle Adaption*

Kursive *s. Schrift*

Layout 59, 69, 139, 166–172, 177, 187, 190f., 197, 288–290; *s. a. Materialer Wandel*

– und Bedeutung 76–85

– Kommunikationsfunktion von 86–95

– Konventionen von, Normierung 79f., 91, 95f., 99–102 (Abb. 8a–b), 102–105 (Abb. 9), 139, 141

– und (Un-)Leserlichkeit 95f.

– und Rezeptionspraktiken 95–99, 166f., 170f.

– und Schriftträger 71–76, 104f.

– und Textsorte 99–105

Legitimation/Legitimierung 56, 218, 297;

s. a. Authentizität

– von Herrschaft durch Schrift/Geschriebenes 102, 245, 259–261, 263, 284, 301

– von Sakralität durch Schrift/Geschriebenes 210, 231–238

Lesen 8, 10, 34, 46, 83, 94f., 169–172, 186f., 218; *s. a. Rezeption*

– (Un-)Lesbarkeit von Schrift/Geschriebenem 35, 40f., 43, 92, 95f., 217

– Lesepraktiken 18, 169f.

Liminalität, liminale Funktion von Schrift/Geschriebenem 60, 221–230; *s. a. Rituale*

Linguistic Turn 8

Listen 99, 104

Liturgie 217–220, 227, 231f., 239, 241–245; *s. a. Rituale*

Logozentrismus vs. Phonozentrismus 36–40, 47

Lokomobile/lokostatische Schriftartefakte *s. Mobilität*

Macht/machtvolle Wirkung/Wirkungsmacht/Handlungsmacht von Schrift/Geschriebenem 12, 16f., 34–36, 46–50, 54, 56, 58, 125, 137, 209, 212f., 217f., 220, 225, 230, 259; *s. a. Agency*

Magie, Magisches 211; *s. a. Agency, Macht*

– ‚magische‘ Wirkmacht des Geschriebenen / Schriftmagie 34f., 39f., 46, 102, 213–215, 220

Manuskript *s. Handschrift*

Manuskriptkultur und Druckkultur 162, 166–169 (insbes. Japan), 177–181, 183–188

Material Culture Studies 7, 9–13

Material turn 7–13

Materialer Wandel 161–163

– Bücherflut/copia librorum 163

Materialien (Textträger) *s. a. Papier, Papyrus, Pergament*

– Asche 218

– Bambus 72f., 100–102 (Abb. 8a–b), 280, 286

– Bergkristall 146

– Blei 19, 44, 143, 213f., 234, 298

– Bronze 102, 146, 191, 215, 263, 275f., 281, 283, 286f. (Abb. 3), 304 (Abb. 5)

– Elfenbein 140, 146

- Gold 83, 87, 96, 146, 277, 279–281, 284, 286, 298, 305f.
- Holz 59, 100f. (Abb. 8a–b), 212, 263, 272, 282, 286; s. a. *Kerbbholz*
- Keramikscherben 73, 75f. (Abb. 2), 104, 281, 286
- Knochen 59
- Marmor 73, 94f., 224, 239, 281
- Metall 59, 146, 212, 272, 281
- Sand 57
- Schreibmaterialien 262, 280f., 283f.
- Staub 57, 214
- Stein 15, 54f., 56, 59f., 69f., 92, 94f., 148, 212, 221f., 238, 262, 270, 272f., 281, 284f., 291
- (Goldglas-)Tesserae 94, 281
- Textilien 54, 59f.
- Wachs/Wachstafel 55, 143, 212, 269, 283, 298
- Materialität (von Schrift/Geschriebenem) 17, 34f., 40, 263, 298, 305f.
 - materielles Arrangement, Artefaktarrangement /-ensemble 12f., 15f., 18f., 35, 51, 60, 120–123, 126, 138, 143, 209, 212f. (von Schriftzeichen)
 - ‚immaterielle‘ Schrift 49–51
 - Wert/Wertigkeit von Materialien 44, 146, 281f.
- Medientheorie 16
- Medium/Medien 16, 42, 45f., 209, 241, 261
- Mehrsprachigkeit 102, 265–275
- Memoria s. *Erinnerung*
- Menetekel s. *Inschriften*
- Metall s. *Materialien*
- Metatexte 10, 19f., 35, 44, 47, 51–54, 147, 299, 305f.
- Militär diplome s. *Artefakte*
- Mobilität/Immobilität von schrifttragenden Artefakten 59, 213f., 232, 281, 284, 297
- Monumentalität von Schrift/Geschriebenem 70, 95, 241, 277, 281, 284f., 290–292, 295
 - Monumentalisierung 245, 301f.
- Mosaik 94, 233, 239–242, 281
- Mündlichkeit 36, 187, 211, 213f., 241, 259, 262, 271
 - und Schriftlichkeit 36–40, 52f.
- Münzen s. *Artefakte*
- Mystik 218, 229f.
- Namen, aufgeschriebene
 - im Schadensritual 214
 - in Weihinschriften 217
- non-typographisch 4, 72f., 86, 117, 123, 275f., 284
- Normierung s. *Layout (Konventionen von, Normierung), Standardisierung*
- Öffentlichkeit 132, 162, 238, 261, 276, 285, 303; s. a. *Topologie*
- Ort s. *Raum, Topologie*; s. *Index I für konkrete Orte, Länder etc.*
- Ostraka s. *Artefakte sowie Materialien (Keramik-scherben)*
- Palimpsest 61, 145, 224
- Papier 4, 21, 49f., 59, 72, 125, 161, 178f.
- Papyrus (Textträger), Papyri 59, 72, 135, 139, 142, 213
- Pergament 4, 15, 18, 21, 56, 59, 69, 96–98 (Abb. 7), 125, 140, 145f., 161, 178f., 185, 188f.
- Phonozentrismus 37
- Piktogramm 37, 212
- Poststrukturalistisch 8f., 11, 47
- Praktiken 9–14, 39f., 43–47, 51–53, 59f., 121–124, 140, 142f., 147, 161f., 169–172, 212f., 220, 231f., 245f., 286f.; s. a. *Praxeologie, Schriftpraktiken*
- Präsenz von Schrift/Geschriebenem 18f., 33f., 38, 124, 143, 161, 215, 279, 306
 - ästhetische (sinnliche) 36–42 (insbes. 40), 83
 - beständige 35, 38, 241
 - ephemere 35
 - Gottes in der Schrift 218f.
 - von Heiligen 232, 244
 - restringierte 19, 35, 40f., 60, 96, 215
- Praxeologie, praxeologisch 11–13, 15f., 18, 121, 127, 147, 164, 180f., 231f., 246
 - praxeologisch orientierte Artefaktanalyse 6, 12f., 15f.
- Prestige eines Textes 168, 241, 275f., 281, 285f.
- Produktion/Produzent:innen von Schrift/Geschriebenem 55, 86–95 (Abb. 5a–c und 6), 264, 280
- Produktionsprozess 55, 86, 192f., 264

- Raum/Räumlichkeit *s. a. Sakralisierung, Topologie*
- Kultorte, heilige Orte 120, 135, 232, 237–246
 - Raumallegorie 229f.
 - sakral vs. profan 221–231, 245
 - sakrale/heilige Räume, Kirchenräume 223
 - sakraler Schriftraum 209f., 227, 232, 238f., 243f.
 - sepulkrale Räume 244–246
- Recht/Rechtstexte/Gesetze 263, 276, 295
- Gerichtsverfahren 269
 - Gesetzestext 60, 73 (Abb. 1), 102
- Referentialität, Referenz 40f., 43, 46, 77, 232, 245
- Register 91, 136, 143, 289
- Reisegenehmigungen, Reiseausweise *s. Artefakte*
- Religion *s. Sakralisierung/Sakralität*
- und Herrschaft 276
- Reliquien 130f., 215, 232–236, 244
- Reliquienauthentiken *s. Artefakte*
- Repräsentation, Repräsentationsfunktion von Schrift/Geschriebenem 33, 77
- Restringierte Schriftpräsenz *s. Präsenz*
- Rezeption von Geschriebenem 5–11, 18, 40, 44, 46, 52f., 56f., 71f., 83, 86f., 95–99, 122, 124, 129–131, 147, 188, 190, 193, 213, 215, 230; *s. a. Lesen*
- nach Adressatengruppen 60, 91, 94, 102
 - Betrachten 83, 96
 - Erkennen ohne Lesevorgang 105
 - Reaktionen auf schrifttragende Artefakte 223, 299–306
 - Rezeptionspraktik(en) 5f., 12, 18, 95f., 138, 169–177
 - Rezeptionssituation 7–10, 19, 44, 57
 - Schreiben als Rezeptionspraktik 96–98 (Abb. 7)
- Rezipient:innen von Schrift/Geschriebenem 55, 71, 87, 94, 123f., 145–147, 193, 211, 223, 297
- Rituale/Kulte 34, 212–215, 230, 277f.; *s. a. Liturgie*
- Abecedarium der Kirchweihe 218
 - Einweihung 214f., 222
 - Kirchweihe 244f.
 - kultischer Umgang mit Tora-Rolle 218f.
 - Übergangsrituale 222, 225
 - Wasser über Steininschrift/Buchrolle gegossen 212, 214
- Rolle (Amulettrolle/Buchrolle/Dirigierrolle/pipe rolls/Torarolle) *s. Artefakte*
- Runen *s. Schriftarten*
- Sakralisierung/Sakralität 21, 34, 209f.; *s. a. Inschriften, Raum*
- Gefährdung von Sakralität 231–237
 - Sakralisierung von Räumen 237–246
- Sammlung, Archiv und Sammlung 118–120, 137
- Sanktuarium 239, 242
- Schreiben 35, 42, 52–54, 57, 69, 76–78, 96, 169f., 178, 184f., 226, 259f., 265, 275, 278, 283, 290–292; *s. a. Schrift, Schrifttakt, Schriftzeichen*
- Schreiben einzelner Buchstaben 218, 225
 - Einschreiben, Be-Schreiben eines Artefakts 70, 73, 99, 211, 215, 217, 231, 245
 - Schreibinstrument 92–94, 169
 - Nicht-Schreiben 57
 - Schreibrichtung 72f., 280
 - Schreibsubjekt 43, 49, 51; *s. a. Autor*
- Schreibkalender *s. Artefakte*
- Schreibszene 78
- Schrift/Geschriebenes 14f., 33; *s. a. Agency, Dauerhaftigkeit, Gültigkeit und Geltung, Inschriften, Kommunikation, Kontext, Legitimation, Macht, Materialität, Mobilität, Monumentalität, Präsenz, Raum, Rezeption, Schreiben, Schriftarten, Topologie, Transkulturelle Adaption*
- immaterielle Schrift 50
 - und Körper 59f., 78, 94, 172, 212, 283
 - Körperlichkeit/Leiblichkeit von Schrift 34f., 46–51, 77, 96, 186
 - Lichtschrift 50
 - Operationalität (von Schrift) 40–42
 - und Ornament 41, 70, 83, 96, 188, 196
 - Referenzialität (Grenzen der) 37, 40–43
 - Repräsentationsfunktion der Schrift (Kritik an der) 36–39, 42, 51
 - Selbstreflexion von Geschriebenem 34f., 53f.; *s. a. Metatexte*
 - Vielschriftlichkeit / mehrere verschiedene Schrift(art)en/Zeichensysteme 91–94 (Abb. 6), 272–274
 - Visibilität/Visualisierung 42, 60, 171, 213

- Schriftakte/Schreibakte 35, 42, 53, 70, 210f., 213f., 218, 223f., 245
- Schriftarten/Schriftsysteme 33, 36–38
- (alt-)ägyptische Schrift 102–104 (Abb. 9), 213, 290
 - Alphabetschrift 36f.
 - Antiqua 79
 - balinesische Schrift 34, 209, 212
 - Bastarda 87 (Abb. 5c)
 - Capitalis rustica 95
 - chinesische Schrift 100–102, 280
 - demotische Schrift 102 (Abb. 9), 134, 268, 272–274, 290
 - griechische Schrift 215, 218, 221, 225, 265, 270, 272
 - hebräische Schrift 177, 192f., 226
 - hieratische Schrift 268, 272, 290
 - Hieroglyphen 37, 132, 213, 272, 288, 290, 295
 - Kanzleischrift 92 (Abb. 6)
 - Keilschrift 272f.
 - Kursivschrift 59, 76, 290–293
 - Kurzschrift 290, 292
 - lateinische Schrift 105, 218, 225, 265, 270, 291
 - Majuskelschrift 59, 76, 92 (Abb. 6), 227, 291
 - Minuskelschrift 59, 87 (Abb. 5a–b), 95f.
 - Notenschrift 39
 - Rechenschrift 39
 - Runen 59, 213
 - Silbenschrift 36f.
- Schriftbild/Schriftbildlichkeit 40f., 49, 79, 82–85 (Abb. 4), 105
- Schriftkritik/Schriftskepsis 37f., 209, 219f.
- Schriftkultur 14, 46, 69, 71, 73, 161, 175, 209, 264, 292; s. a. *Textkultur*
- Schriftmagie s. *Magie*
- Schriftpraktiken 39, 52–54, 219f.
- Glossieren/Kommentieren 79f., 87, 98, 166, 177, 179–181, 187, 189f., 192f.
 - Kopieren 86–90 (Abb. 5a–c), 96, 185, 191, 299
- Schriftzeichen 38, 39–43, 49, 58, 69, 72, 76–80
- mystische/magische 209, 212–215
 - sakrale 220, 225, 228, 230
- Semantik s. *Bedeutung/Sinn*
- Siegel s. *Artefakte*
- Signaturen 91–94 (Abb. 6), 138, 141
- Skarabäen s. *Artefakte*
- Spatial Turn 18
- Speicher/Speicherinstitution von Geschriebenem / Wissensspeicher 117f., 121–123, 126, 128
- Sprache(n) s. a. *Mehrsprachigkeit*
- Altenglisch 266f.
 - Altnordisch 266
 - Aramäisch 266
 - Babylonisch 272f.
 - Demotisch 102f., 268
 - Elamisch 272
 - (Alt-)Französisch 92, 266f.
 - geschriebene Sprache 33, 36
 - Griechisch 58, 92, 102, 142, 181, 214f., 218, 231, 265, 268–270, 272, 274, 301
 - Hebräisch 58, 177, 189f., 192
 - Keltisch 266
 - Latein 58, 79, 87, 92, 102, 104f., 142, 181, 188, 193, 214, 229, 231, 265–270, 301, 303
 - Lingua franca 266
 - Parthisch 274
 - (Alt-/Mittel-)Persisch 266, 272 (Abb. 2), 274
 - Tschechisch 87 (Abb. 5c)
 - Volkssprache 52, 181, 187, 193, 266f.
- Sprechende Objekte 34, 221
- Standardisierung 91, 100, 105, 173, 196–198, 264, 283, 288f., 292; s. a. *Konventionalisierung, Layout (Konventionen von, Normierung)*
- Stein s. *Materialien*
- Stigmata 60
- Tabellen, tabellarischer Aufbau 288
- Tätowierung/Tattoos s. *Inschriften*
- Tempel 102, 120, 132, 135, 188, 223, 237–246
- Text-Anthropologie 11, 83
- Textilien s. *Materialien*
- Textinhalt 6–10, 282, 284f.; s. a. *Bedeutung, Form*
- Textkultur 4, 6f., 11–21, 44, 71, 77, 86; s. a. *Schriftkultur*
- Thesen, Erläuterung zum Vorgehen und alle Thesen dieses Bandes 5, 21–25
- Topologie / Geschriebenes im Raum 6, 11, 17f., 58–61, 69, 127, 275–277; s. a. *Raum*

- Tora 180, 190, 195 (Abb. 5), 218f.; *s. a. Artefakte (Rolle), Bibel*
- Tore, Türen *s. Inschriften, Raum*
- Transkulturelle Adaption, Kulturtransfer von
Schrift 173–175 (Abb. 3), 190–196 (Abb. 5)
– Übersetzung(en) 173–175 (Abb. 3), 181,
264, 266, 268–274
- Urkunden *s. Artefakte*
- Vergesellschaftung von schrifttragenden Arte-
fakten/Geschriebenem 118, 120, 139
- Verrätselung von Geschriebenem 91–94
(Abb. 6)
- Vervielfältigung von Texten 275
- Verwaltung/Verwaltungsschrifttum 79,
100–102 (Abb. 8a–b), 259–261, 266
- Visibilität/Visualisierung von Schrift/Geschrie-
benem *s. Schrift*
- Votivinschriften *s. Inschriften*
- Weihinschriften *s. Inschriften*
- Wert/Wertigkeit von Materialien *s. Materialität*
- Wirksamkeit von Schrift/Geschriebe-
nem *s. Agency, Macht, Magie*
- Wissen, Wissenstexte, Weisheitstexte 56, 98,
100, 102–104 (Abb. 9)
- Zählmarken *s. Artefakte*
- Zauber *s. Magie*
- Zeichen *s. Schriftzeichen*
- Zerstörung von Geschriebenem 122, 146, 220,
303
- Zitate 239, 243 (Abb. 12), 276
- Zugänglichkeit (restringierte) 16, 18f., 120,
123, 132–136, 138, 276, 280; *s. a. Präsenz
(restringierte)*